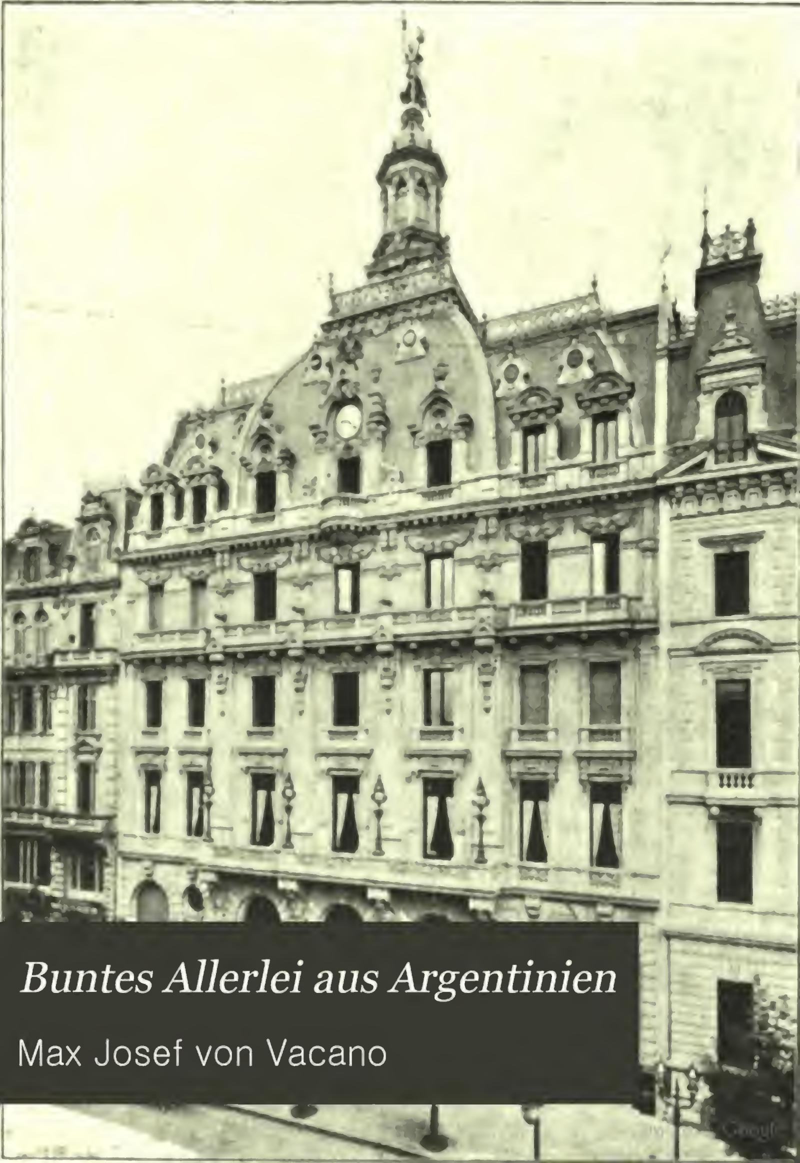


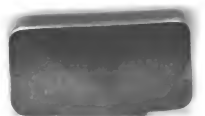
Buntes Allerlei aus Argentinien

Max Josef von Vacano





35 -



Buntes Allerlei aus Argentinien

STREIFLICHTER AUF EIN ZUKUNFTSLAND

VON

MAX JOSEF VON VACANO

MIT 86 TEXTBILDERN UND EINER GROSSEN KARTE



BERLIN 1905
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)



Druck von Otto Elsner, Berlin S.

INHALTSVERZEICHNIS.

Verzeichnis der Illustrationen.

Seite

VORWORT.

Argentinien ist mir zur zweiten Heimat geworden.

Lange Jahre ständigen Aufenthalts in diesem, von einer gütigen Natur so reich gesegneten Land haben in mir den Wunsch rege gemacht, meinen Landsleuten im fernen Germanien ein getreues Bild jenes aufstrebenden Staates zu entwerfen, der leider dort noch zu wenig bekannt ist und oft genug verkannt wird.

Wenn auch die deutsche Auswanderung nach Nordamerika, und wohl überhaupt, in den letzten Jahren abgenommen hat, so ist doch unzweifelhaft der Tag nicht ferne, an dem die rasch anwachsende Bevölkerung des Vaterlandes neuerdings über die Grenzen fluten wird, um sich im Auslande neuere und bessere Existenzbedingungen zu suchen.

Und dann wäre es doch wohl vorzuziehen, diesen Strom dorthin zu leiten, wo er nicht, wie z. B. in Nordamerika, nach und nach von der angelsächsischen Rasse aufgesogen wird.

Argentinien ist heutzutage das einzige Land der Welt, Südbrasilien nicht ausgenommen, wo der nordische Ackerbauer ihm wirklich zusagende Lebensbedingungen findet, und wo der fleissige, tüchtige Landwirt es in wenigen Jahren zu einem schuldenfreien, rentablen Besitz bringen kann.

»Buntes Allerlei aus Argentinien« habe ich dieses Buch genannt.

Es war nicht meine Absicht, ein erschöpfendes Bild zu geben, wohl aber, scharfe Streiflichter auf Land und Leute zu werfen, die dem Kapitalisten sowohl wie dem Landmanne dies Land näher rücken mögen, über das schon so manches, aber nur wenig eigener und gereifter Anschauung entsprungenes, geschrieben worden ist. Dem argentinischen Ackerbauminister, der mir in der liebenswürdigsten Weise statistisches und wichtiges offizielles Material zur Verfügung gestellt hat, meinen besten Dank!

Der Verfasser.

I. KAPITEL.

Was uns der La Plata-Strom erzählt.

Wer einmal bei Sonnenaufgang sich in leichtem Boot auf den Wellen des La Plata geschaukelt hat, wird stets des eigenartigen Eindrucks gedenken, den dieser König der Ströme auch auf ein für Naturschönheiten minder empfängliches Gemüt macht.

Der La Plata ist nicht schön im Sinne unserer europäischen Ströme. Keine grünen Höhen begleiten seine Ufer, und das Auge spiegelt sich auch nicht in klarem Gewässer. Seine Ufer sind flach und monoton, und gelblich trübe wälzen sich seine Wellen dem Meere zu. Wenn aber die südliche Sonne, einer ungeheuren gelben Scheibe gleichend, rasch am Horizonte aufsteigt*) und den breiten, die Ufer kaum erkennen lassenden Strom mit einer Fülle von Licht überflutet, wenn die trüben Wellen, vom Sonnenstrahl geküsst, in hellem Schein aufspritzen, zittern und flimmern, wenn die weissen Segel vieler, vieler Schiffe und Barken hell aufleuchtend im frischen Morgenwind schwellen — dann kann man wohl die Bezeichnung Silberstrom begreifen, welche die Spanier bei ihrer ersten Einfahrt in dies grosse Wasserbecken dem Strome beilegten.

Damals, im Jahre 1535, wurde an der Stelle, an der sich heute die Grossstadt Buenos Aires erhebt, ein Fort gebaut, zum Schutz gegen räuberische Indianer. Ein deutscher Landsknecht hat uns eine Zeichnung hinterlassen, die in groben, aber lebenswahren Zügen diese erste Niederlassung des »Conquistadors« Pedro de Mendoza an den Ufern des La Plata darstellt.

In stetige Kämpfe mit den anwohnenden Indianern verwickelt, konnte diese Ansiedlung eigentlich nie rechten Fuss fassen. Schon nach zwei Jahren wurde sie von den Eingeborenen nach verzweifelter Gegenwehr eingenommen und zerstört und erst im Jahre 1580 durch Juan de Garay

*) Es gibt in den südamerikanischen Flachländern keine eigentliche Dämmerung.

wieder aufgebaut. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich allmählich, unter steten Kämpfen, eine blühende Kolonie an den Ufern des La Plata. Die Indianer wichen Schritt für Schritt zurück, und ungeheure Viehherden, aus ganz geringen Beständen importierter Tiere hervorgegangen, breiteten sich nach und nach über die unabsehbaren saftigen Weiden des Flachlandes aus.

Die Nachkommen der »Conquistadores«, Kreolen mit viel Indianerblut in ihren Adern, beschäftigten sich ausschliesslich mit extensiver Viehzucht. So bildete sich allmählich jene verwegene Reiterbevölkerung der Gauchos*) heran, die mit Lasso und Boleadoras**) den weiten Kamp durchstreiften, und die heute vor Eisenross, Pflugschar und Egge nach den Steppen des Südens oder nach den Urwäldern des hohen Nordens zurückweichen.

Es war ein hartes und tapferes Geschlecht, das damals einen Teil des südlichen Kontinents bevölkerte, fast verschwindend in dem grossen und fruchtbaren Lande, dessen völlige kulturelle Erschliessung der Zukunft, und zwar einer nahen Zukunft, angehört. Noch unter spanischer Herrschaft wussten sich die Kreolen von Buenos Aires immer ihrer Feinde zu erwehren. England hatte sein stets ländergieriges Auge auf die blühende Kolonie geworfen, und schon im Jahre 1582, kaum zwei Jahre nach dem Wiederaufbau der Stadt, sandte die Königin Elisabeth von England den Abenteurer Fontana aus, mit dem Auftrage, Buenos Aires für die englische Krone in Besitz zu nehmen. Der Angriff misslang, Fontana und seine aus Söldnern aller Länder zusammengewürfelte Schar musste mit blutigen Köpfen abziehen. 1587, ebenfalls unter der Regierung der Königin Elisabeth, wurde von den Bewohnern der Stadt abermals ein englischer Angriff abgeschlagen, nachdem man Weiber und Kinder aus Buenos Aires entfernt hatte. Der britische Flottenführer Thomas Candich segelte unverrichteter Dinge wieder ab.

Dann versuchten es im Jahre 1628 die Holländer; aber auch diesmal scheiterte das Unternehmen an dem heldenmütigen Widerstand der Bürger. Nicht besser erging es den Dänen im Jahre 1699, und den Franzosen, unter dem Chevalier La Fonteine, 1658. 1698 versuchten abermals die Franzosen, Buenos Aires zu stürmen, aber auch diesmal mit negativem Erfolg. Im Jahre 1806 gelang es dem englischen General Beresford, die Stadt nach kurzem Kampfe zu besetzen. Damals schien es, als ob die Entwicklung Südamerikas unter englischer Flagge vor sich gehen sollte.

Die Engländer sollten aber nicht lange im Besitze von Buenos Aires bleiben, denn schon nach wenigen Monaten brach eine Revolution aus, die Eroberer wurden aus der Stadt verdrängt und mussten sich Hals über Kopf einschiffen. Im Jahre 1807 versuchte der englische General Whitelocke,

*) Sprich: Gaútscho.

**) Wurfkugeln.

die im vorigen Jahre von Beresford erlittene Schlappe auszuwetzen. Der Kampf tobte abermals durch die Strassen der Stadt, ohne dass die Engländer einen Erfolg aufzuweisen gehabt hätten. Die Kreolen kämpften wie die Löwen, und von den flachen Dächern wurden sie von Frauen und Kindern unterstützt, die kochendes Wasser und siedendes Oel auf die verhassten Eindringlinge herabgossen. Dies war der letzte Kampf der Kolonie gegen fremde Eroberer. Es folgten bald darauf die Freiheitskriege Südamerikas, und auch bei dieser Gelegenheit waren es wieder die Einwohner der Kolonie am La Plata, welche als erste das spanische Joch abschüttelten, und deren General San Martin später die Fahne der Freiheit über die Kordilleren nach Chile und Peru trug.

Nicht lange sollten sich die La Plata Staaten der hart erkämpften Freiheit erfreuen. Wilde Bürgerkriege zerfleischten jahrelang das reiche Land, und erst in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts kam die Republik Argentinien allmählich zur Ruhe. Viehzucht und Ackerbau blühten auf, ein wenn auch verhältnismässig schwacher Einwandererstrom wandte sich diesem von der Natur so reich gesegneten Lande zu, und heute zählt Argentinien unter die Länder, welche vorzüglich den Weizen-, Fleisch- und Wollmarkt der Welt beeinflussen.

Doch noch immer ist das Land nicht zu dem geworden, wozu es bei seinem durchweg milden Klima, seinem herrlichen Boden, seinen schiffbaren Strömen, unendlichen Pampas*) und Wäldern, sowie seinem grossen Mineralreichtum bestimmt ist: ein Zukunftsland europäischer Auswanderung, eine Heimat und ein Feld erspriesslicher Tätigkeit, eine Quelle des Wohlstandes für den germanischen Ackerbauer insbesondere, die er in Nordamerika nicht mehr findet und schwerlich je in Afrika finden wird.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alles dies rauscht und flüstert zwischen den Wellen des stolzen La Plata, wenn die Sonne, das Wahrzeichen**) Argentiniens, früh am Morgen eine Flut von hell schimmernden Strahlen, ein leuchtendes Licht verheissender Zukunft über seine dem Meere zurauschenden Wassermassen breitet.

---

*) Unbebautes, grasreiches Flachland, das der Hand des Ackerbauers harrt.

**) Argentinisches Wappen.



II. KAPITEL.

BUENOS AIRES.

Noch vor einigen zwanzig Jahren besass die Stadt Buenos Aires keinen Hafen, obgleich schon damals Export und Import des Landes einen bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen hatten. Die Schiffe mussten draussen auf der Reede vor Anker gehen; die Ausschiffung ging unter grossen Schwierigkeiten von statten. Da mussten denn die Passagiere zuerst einen kleinen Dampfer besteigen, dann in ein Boot und schliesslich sogar noch im Wasser in einen Karren umsiedeln, um so auf mannigfaltigen Umwegen an Land zu gelangen.

Die Hotels waren zu jener Zeit sehr primitiv. Die engen und tiefen Strassen der Stadt mit ihren hohen und schmalen Bürgersteigen und den teilweise vorgebauten Erkerfenstern, denen der Spaziergänger vorsichtig ausweichen musste, boten gerade keinen besonders schönen Anblick. Und dann bei Regen! Die Strassen verwandelten sich in kleine Flussbette, und an vielen Stellen war es unmöglich, sie zu kreuzen.

Das ist nun alles anders geworden, und wer Buenos Aires vor einigen zwanzig Jahren besucht hat, wird es heute kaum wiedererkennen.

Mächtige, ausgedehnte Hafenanlagen mit grossen, bequemen Docks bedecken das Ufer des Stromes, Bahngeleise führen bis dicht an den Verladungsplatz heran, und der Passagier steigt mit aller Bequemlichkeit vom Ueberseedampfer in die bereitstehende Droschke. Und dann fährt er in das Gewühl der Grossstadt hinein.

Buenos Aires bedeckt eine ungeheuer grosse Fläche. Räumlich weiter ausgedehnt als Paris, wird eben immer in die Breite und nicht in die Höhe gebaut. Nur das Zentrum der Stadt mit dem Börsenviertel, der Plaza de Mayo, sowie die neuen Avenidas,*) machen hierin eine

*) Breite, alleeartige Strassen.



Hafen von Buenos Aires.

Ausnahme, und dort, namentlich in der prachtvollen breiten Avenida de Mayo, finden wir viele stattliche, in die Höhe gebaute moderne Paläste, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet.

Die Strassen im alten Buenos Aires, in denen sich das Geschäftsleben zusammendrängt, sind alle sehr eng und können den Massenverkehr kaum mehr bewältigen. Elektrische und Pferde-Trams durchqueren diese Verkehrsadern in allen Richtungen, und dazwischen drängen sich vorsint-



Regierungspalast (Casa Rosada).

flutliche, zweirädrige, hohe Lastkarren, Equipagen, Droschken und kleinere Fuhrwerke aller Art. Verkehrsstockungen sind an der Tagesordnung, und man kann nur zu häufig an irgend einer Strassenecke einen umgestürzten Lastwagen beobachten, um den sich das müssige Volk, schreiend und in südlicher Lebhaftigkeit gestikulierend, drängt. Dann stockt der Verkehr manchmal recht lange, und mittlerweile stauen sich Hunderte von Trams.

In den neueren Stadtvierteln sind die Strassen breit und bequem angelegt. Die Stadtverwaltung ist eifrig auf den Ausbau und die Verschönerung der Hauptstadt des Landes bedacht. Mächtige Wasserwerke

versehen die etwa 900 000 Seelen zählende Bevölkerung mit gutem Trinkwasser, gut gebaute Kloaken und Abzugskanäle durchziehen die Stadt in allen Richtungen, Reinlichkeit und Hygiene herrschen in den zentralen Stadtteilen, grüne, gut gepflegte Plazas und Alleen verschönern überall die verschiedenen Viertel, und in den verkehrsreichen Gegenden finden wir gutes Holz- sowie Asphalt-Pflaster.



Palast der Zeitung »La Prensa«.

Die deutschen Elektrizitätswerke sorgen für gute und ausgiebige Beleuchtung. Buenos Aires ist eine durchaus kosmopolitische Stadt. Wenn wir von den in der Minderzahl befindlichen Kreolen absehen, so können wir wohl die Hauptstadt Argentiniens als durchaus europäisch bezeichnen. Nur fällt es dem deutschen Auge nicht gerade angenehm auf, dass namentlich zu der ärmeren Bevölkerungsklasse Spanier und Italiener das Hauptkontingent stellen. Dagegen befindet sich der Grosshandel in den Händen der Deutschen, Engländer, Franzosen, Holländer usw.

In den Strassen drängt und windet sich ein buntes Völkergemisch. Da sehen wir Italiener aller Provinzen, Spanier. Franzosen, Deutsche, Engländer, Belgier, Dänen, Schweden, Araber, Syrier und sogar Zigeuner; Chinesen und Japaner haben glücklicherweise ihren Einzug in das gelobte Land Argentinien noch nicht gehalten. Aus diesem Völkergewirr schält sich nun der Zukunftsbürger Argentiniens heraus; sicherlich würde diesem Gemisch heterogener und entschieden meist minderwertiger Rassen ein kräftiger Strom germanischen Blutes gut tun.



Plaza de Mayo.

Mannigfaltig wie das Völkergemisch, sind auch die Strassentypen. Da ist zunächst der kleine Zeitungsjunge, der sich mit unglaublicher Gewandtheit durch das Gewühl schlängelt, auf die Trams springt, neben den Droschken herläuft und seine Zeitungen sowie Lotterielose, verbotene und erlaubte, an den Mann zu bringen sucht. Die kleinen Kerle sind meist italienischer Abstammung, ebenso wie die Stiefelputzer, und entfalten eine wahrhaft erstaunliche Hartnäckigkeit, um einige Centavos zu verdienen. Viele dieser Kinder sind obdachlos und bringen ihre Nächte im Freien, unter Brücken, in den Bogengängen, Neukonstruktionen und

auch in herumliegenden Kanalröhren zu. Besser gestellt sind die kleinen Botenjungen, die man überall in den Strassen, zu Fuss und zu Rad, auf den Trams und manchmal sogar in Droschken sehen kann. Diese Botenläufer sind eine für das Publikum sehr bequeme Einrichtung. Ueberall in den grösseren Hotels und Restaurants befinden sich elektrische Klingeln, mittels deren man in wenigen Minuten einen Boten dieser oder jener Kompagnie herbeirufen kann. Die jungen Burschen sehen in ihrer kleidsamen Uniform recht sauber und schmuck aus, und man kann ihnen auch ohne Bedenken kleinere Geldsummen anvertrauen, denn die Kompagnien führen ein strenges Regiment. Kutscher, Karrenführer und Tram-Angestellte sind meist böse, rohe Gesellen, und fast kein Tag vergeht, ohne dass die Polizeichronik der Blätter uns von einer Messer- oder Revolver-Affäre dieser kampfeslustigen Italiener oder Kreolen erzählt. Es ist übrigens erwiesen, dass namentlich mancher der Droschkenkutscher mit den gewerbsmässigen Dieben in Verbindung steht.

Was nun weiterhin die edle Verbrecherzunft anbelangt, so ist dieselbe ebenso zahlreich als gefährlich. Glücklicherweise ist die Polizei, namentlich die geheime, sehr gut, und besonders letztere steht derjenigen europäischer Grossstädte sicherlich nicht nach. Unter den gewerbsmässigen Einbrechern befinden sich recht geschickte Leute, die einem technischen Institut alle Ehre machen würden. Es ist vorgekommen, dass ein solch gewandter Herr auf dem Polizeibureau einen Geldschrank mit Hilfe einer einfachen Weidenrute geöffnet hat!

Historisch sind die traditionellen Obstkarren, welche Wassermelonen, Pfirsiche usw. in den Strassen feilhalten. Es ist noch nicht allzulange her, zur Zeit des Tyrannen Rosas, da wurden in solchen Obstkarren die Köpfe der ermordeten politischen Gegner durch die Strassen gefahren und als Obst unter dem Ausruf: »Duraznitos del monte!«*) ausgeboten. Tempora mutantur . . . .

Ein eigenartiger Typ ist auch der sogenannte Compadrito, unübersetzbares Wort. Es sind dies junge Leute in feineren und gröberen Abstufungen, welche ihre Zeit damit zubringen, an den Ecken der Strassen vorübergehende Frauen zu belästigen, in allen Kneipen und auf zweifelhaften Tanzvergnügungen die erste Rolle zu spielen und schliesslich an etwa stattfindenden Raufereien teilzunehmen. Diese Burschen finden meist ein schlimmes Ende, und häufig sinken sie zu gemeinen Verbrechern herab. Der Compadrito, fast immer Kreole, ist übrigens im ganzen Lande heimisch und findet sich in seinen entsprechenden Abstufungen sowohl in den Städten als auch Dörfern und auf dem freien Lande vor. In ihm verkörpert sich ein verkümmertes Ueberbleibsel argentinischen Faustrechts aus vergangener

*) Historisch: »Kleine Pfirsiche aus den Baumgärten!«

Zeit, und seine Erscheinung wurzelt tief im Leben des Volkes; ein Beweis, dass diesem die Auffrischung durch fremdes Blut sehr not tut.

Der Atorrante*) ist ebenfalls eine spezifische Erscheinung im Leben und Treiben der argentinischen Hauptstadt. Man findet diese Leute, meist in unglaubliche Lumpen gehüllt, in der Nähe des Hafens, auf noch nicht benutzten Grundstücken in elenden Hütten installiert; manchmal entbehren sie auch dieses primitiven Obdachs und schlafen in Kanalröhren, Ecken und Winkeln oder unter freiem Himmel. Tritt ein strenger Winter ein, so hält der Tod eine reiche Ernte unter diesen Unglücklichen, deren schwacher Charakter im harten Kampf ums Dasein unterlegen ist. Man trifft auch manchmal wahre Philosophen unter ihnen, welche von der Nichtigkeit dieses Erdenlebens tief durchdrungen sind. Selten findet man unter diesen Leuten Diebe oder Verbrecher; sie haben eben auch nicht die Energie des Verbrechens.

Und nun zu einem andern Bild. Sehen wir uns einmal die Modedame von Buenos Aires, die schöne Porteña, etwas näher an. Die vermögende Kreolin geht, wie so manche ihrer europäischen Schwestern, völlig in Mode und Vergnügungen auf. Um die Häuslichkeit und auch um den Komfort ist es in manchen Familien schlecht bestellt, ebenso wie um die Kindererziehung; alles geht in äusserlichem, auf der Strasse, den Parkanlagen, den Theatern zur Schau getragenem, oftmals wirklich fürstlichem Luxus auf. Pariser Moden herrschen wohl nirgends so unumschränkt wie in Buenos Aires. Dazu kommt aber denn doch noch eine speziell kreolische, etwas stark gewürzte Zutat, und das ist Schminke und Puder. Ueberall, wo man Gelegenheit hat, die Damen zu beobachten, in Gesellschaften, beim Blumenkorso im herrlichen Palermopark, ja sogar auf der Strasse, erscheinen viele stark gepudert und geschminkt. Es gibt in der Stadt mehrere »Malerateliers«, die sich mit der künstlichen Ausschmückung des Gesichts befassen; es sollen da ganz dauerhafte Arbeiten geliefert werden. Eine gute Eigenschaft der Porteñas ist übrigens ihre wirklich in grossem Stil ausgeübte Wohltätigkeit. Da könnten sich die Damen so mancher Grossstadt ein Beispiel nehmen.

Der vornehme Kreole führt häufig ein sehr flottes Leben, und jener der Demimonde geweihte Kultus ist hoch entwickelt. Spiel und Pferderennen verschlingen ungeheure Summen. Die Zucht von edeln Rassepferden hat von jeher in diesem Lande äusserst günstige Bedingungen gefunden, und man sieht deswegen auch wirklich tadellos schöne und gute Pferde bei den Rennen im Hypodrom von Palermo.

Die europäischen Familien und auch die im Lande geborenen Nachkommen der Ausländer machen glücklicherweise nur zum Teil

*) Nicht ganz korrekt mit Bummler, Vagabund wiederzugeben.

dieses kostspielige Leben mit. Namentlich in deutschen, schweizerischen und englischen Häusern findet man Behaglichkeit, wirklichen Komfort und meist auch ein trautes Familienleben.

Wo Licht ist, finden wir auch Schatten; wenn einerseits grosse ererbte und erworbene Vermögen diesen prunkvollen Luxus gestatten, so braucht man nur eine Entdeckungsreise durch die ärmeren Stadtviertel zu machen, um häufig tief erschütterndes soziales Elend zu finden. Das Proletariat ist in Buenos Aires sicherlich nicht besser gestellt, als in den meisten europäischen Grossstädten. Hierzu kommt, dass sich der Ein-



Im Park von Palermo.

wandererstrom sonderbarerweise in der Hauptstadt anstaut und nicht in normaler Weise nach dem so wenig bevölkerten Camp*) abströmt.

Es ist schon viel über diese eigenartige Erscheinung geschrieben und geredet worden; mir will es scheinen, als ob ihr Hauptgrund in dem Menschenmaterial zu suchen sei, welches nach Argentinien auswandert. Wie wenig wirkliche Bauern finden wir doch unter diesen Tausenden von Italienern und Spaniern! Namentlich erstere sind meistens Sachsengänger, das heisst, wenn sie sich wirklich dazu bequemen, in den Ackerbauzentren und Kolonien Arbeit zu suchen. Sie kommen dann zu den Erntearbeiten und fahren später nach der bella Italia zurück. Leider aber nehmen auch viele, wie schon erwähnt, in der grossen Stadt ihren Aufenthalt, wo sie

*) Bezeichnung, die allgemein dem flachen Lande gegeben wird.

das bestehende Proletariat vermehren und von der Hand in den Mund meist recht kümmerlich leben.

Es ist eben die Qualität der Einwanderer romanischer Rasse, welche ein rasches Aufblühen dieses von der Natur so reich gesegneten Landes verhindert. Zu welchem Wohlstande könnten hier nicht unsere nordischen Bauern gelangen, bei den billigen Landpreisen, den meist guten Bahnverbindungen, den ausgezeichneten klimatischen Verhältnissen sowie dem meist vorzüglichen Ackerboden, wo der Bauer sofort, ohne zu roden,



Der Pabellon Argentinos.

den Pflug ansetzen kann — wenn sie auch nur die Hälfte der gewohnten Zeit und Mühe auf die Bearbeitung des Bodens verwenden würden!

Doch dies bleibe einem späteren Kapitel vorbehalten. Betrachten wir vorläufig die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse der Hauptstadt Argentiniens.

Im Sommer, der von dem Monat Oktober bis inklusive Februar dauert, herrscht teilweise eine sehr grosse Hitze, ohne dass man deshalb an ein tropisches Klima mit seinen endemischen und epidemischen Krankheiten zu denken braucht. Der Winter ist im allgemeinen kühl und häufig sogar unangenehm kalt, allerdings nicht nach deutschen Begriffen.

Der Temperaturwechsel erzeugt aber trotzdem manchmal ein sehr empfindliches Kältegefühl. Der nordische Einwanderer akklimatisiert sich rasch, und was die Hauptsache ist, er bewahrt seine physische Energie, die in den tropischen Ländern meist teilweise oder ganz zu Grunde geht. Auf die klimatischen Verhältnisse im Innern des Landes werde ich später zurückkommen, nur soviel will ich vorausschicken, dass wohl schwerlich ein anderer Staat dem Einwanderer eine solche Auswahl klimatisch verschiedener Striche bietet, wie es in Argentinien der Fall ist. Vom kalten Feuerland bis zum subtropischen Chaco, schillert das Klima in allen nur denklichen Schattierungen und bringt der fruchtbare Boden so ziemlich alle Produkte der Welt hervor.

Und nun zum Schluss noch ein Wort über das argentinische Heer, welches dem Interesse näher gerückt ist, seit deutsche Offiziere dort den Keim zur erspriesslichen Entwicklung gelegt haben. Argentiniens Wehrgesetz beruht auf der allgemeinen Dienstpflicht, welcher jeder Bürger von seinem zwanzigsten Lebensjahre an unterworfen ist, mit Ausnahme der naturalisierten Fremden. Doch ist diese Dienstpflicht keineswegs drückend, da die Mehrzahl der jungen Leute nur sechs Monate lang ihren aktiven Dienst im Heere ableistet. Der Effektivbestand des stehenden Heeres schwankt zwischen 12 000 und 20 000 Mann; die Zahl der waffenfähigen Bürger beträgt ungefähr 200 000.

Im Jahre 1899 wurde der preussische Oberst Arent mit einer Anzahl Offiziere nach Argentinien berufen, um dort eine Kriegsakademie nach deutschem Muster einzurichten. Herr Arent, der bald darauf zum General befördert wurde, hat im Verein mit seinen Offizieren sein möglichstes getan, um die Ausbildung des Heeres modernen Anforderungen entsprechend zu gestalten. Die deutsche militärische Mission kehrte im Jahre 1902 nach der Heimat zurück, und es ist nicht zu leugnen, dass so manches Samenkorn auf fruchtbaren Boden gefallen ist, welches vielleicht später einmal seine Früchte zeitigt. Im übrigen ist es sicher, dass Argentiniens Heer heutzutage auf einer ganz andern Grundlage steht, wie z. B. im Jahre der grossen Revolution, 1890. Damals war es eine Söldnerarmee, allen parteipolitischen Einflüssen unterworfen, und heute stellt das Volk, ohne Unterschied, die Wehrmacht des Landes.

Wie sah es damals, in jenem denkwürdigen Revolutionsjahr, in Buenos Aires aus! Die Linienarmee kämpfte auf beiden Seiten einen erbitterten Kampf. Ein grosser Teil der Bevölkerung der Stadt stand unter Waffen; auf den Barrikaden in den Strassen, auf den flachen Hausdächern sah man Tausende von Bürgern, Tag und Nacht rollte der Geschützdonner, knatterte das Gewehrfeuer. Es wurde mit verbissener Erbitterung gekämpft, und lange schwankte der Sieg hin und her. Die Familien schlossen sich ängstlich in ihre Häuser ein, und in den abgelegenen Stadtvierteln raubte

und plünderte die Verbrecherwelt. Aus den verborgensten Schlupfwinkeln tauchten sie auf, die unheimlichen Gesellen, um auf der kampfdurchwühlten Wahlstatt zu rauben und zu plündern.

Die Revolution wurde bald unterdrückt; aber der Präsident Juarez Celman, welcher durch seine Missregierung den Aufstand verschuldet hatte, musste abtreten. Seither wurde es besser im Lande. Zwar hatte die Bewegung von 1890 noch ein Nachspiel im Jahre 1893. Es war die radikale Partei, die ihren Misserfolg nicht verschmerzen konnte und deshalb neuerdings zu den Waffen griff. Doch hatte diese Bewegung weiter keine Folgen, und später ist die Ruhe nicht mehr gestört worden.

Es sind auch Anzeichen für eine weitere ruhige Entwicklung der argentinischen Republik vorhanden, und man kann die Periode der Bürgerkriege heutzutage als beendigt ansehen. Bei dieser Gelegenheit ist es notwendig, auf einen Umstand hinzuweisen, der Argentinien im Auslande stets sehr schadet und geschadet hat. Von Zeit zu Zeit liest man in den Zeitungen von sogenannten »Revolutionen« in den Provinzen, und dann greifen namentlich die Inhaber argentinischer Papiere beängstigt nach ihrer Geldtasche. Ich selbst habe einen guten Freund in Deutschland, der bei solchen Nachrichten gewöhnlich von einem gelinden Veitstanz befallen wurde, und dessen nervöse Ueberreiztheit sich dann in einem dicken eingeschriebenen Briefe an mich Luft machte. Jetzt habe ich es endlich glücklich erreicht, dass er diese sogenannten Aufstände als das ansieht, was sie sind, nämlich theatralisch aufgeputzte Putsche der lokalen Provinzialpolitik, ausgeführt von einem halben Dutzend Gauchos und meist ohne irgendwelche für die öffentliche Sicherheit oder den Kredit des Landes schädliche Begleiterscheinungen.

Und so wollen wir denn Abschied von Argentiniens Hauptstadt nehmen, um einen Rundblick auf Land und Leute zu werfen.

III. KAPITEL.

Kordillere, Steppe und Waldgebiet.

Die Kordillere.

Hier scharf gezackt, dort in weicheren, mehr wellenförmigen Linien sich bewegend, aber überall mit hochaufstrebenden, mächtigen, schneebedeckten Kuppen durchsetzt, bildet die »Cordillera de los Andes«*) den westlichen Grenzsaum Argentiniens. Von der Nordgrenze der Oedfläche »Puna de Atacama« aus erstreckt sich, östlich derselben, ein imposantes Hochgebirge in mehreren, parallel laufenden Ketten. Seine allgemeine Richtung ist von Norden nach Süden, obgleich allmählich eine südöstliche Abweichung deutlich bemerkbar wird. Anfangs breit, mit hohen, vereinzelten Kuppen, verengt sich das Gebirge nach und nach und weist dann wild zusammengedrängte Täler und Schluchten auf. Nach Süden hin flacht es sich später allmählich ab, um schliesslich mit seinen letzten Abdachungen in den argentinischen Pampas zu verlaufen.

Aus diesen parallelen Ketten heben sich deutlich zwei mehr oder weniger scharf gezeichnete Höhenzüge heraus, zwischen denen sich die Längstäler der Kordillere ausdehnen. Etwa vom 23. bis 26. Grad steigt die nach Osten ausweichende Kette stärker an, während die westliche Kette vom 26. Breitegrad nach Süden hin im allgemeinen die höchsten Erhebungen aufweist.

Bis etwa zum 33. Grad finden wir Pässe, die zwischen 3000 und 4000 Metern liegen. Weiter nach Süden zu, bis etwa an das Quellgebiet des Neuquenflusses, halten sie sich noch auf einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Metern, um endlich, teilweise sogar für Fuhrwerk passierbare, nur schwach ansteigende Durchgänge zu bilden.

Zahlreiche Vulkane finden wir, unregelmässig zerstreut, überall in der Kordillere vor. Etwa vom 40. Breitegrad an, spiegeln sich die schnee-

*) Sprich: Cordiljéra.

bedeckten Kuppen und waldigen Abhänge des Gebirges in einer Anzahl mächtiger Seen, die, teilweise die Kordillere durchbrechend, nach dem Stillen Ozean abfliessen. Hier, in dieser Gegend, nahmen auch die jetzt glücklich gelösten Grenzstreitigkeiten zwischen Argentinien und Chile einen akuten Charakter an, da die Verträge, von normalen Gebirgsformationen ausgehend, Wasserscheide und höchste Erhebungen als Landesgrenze bezeichneten. Diese Verträge stammten aus einer Zeit, in der die südliche Kordillere noch beinahe unbekannt war, und waren infolgedessen nicht in die Praxis zu übersetzen. Der Schiedsspruch Englands hat diese Grenze in einer den Interessen beider Länder Rechnung tragenden Weise endlich festgelegt, so dass in Zukunft die Regelung der Besitztitel in den herrlichen, klimatisch gemässigten und äusserst fruchtbaren Tälern des Gebirges auf keinerlei Schwierigkeiten mehr stossen wird. Die jahrelange politische Spannung zwischen den beiden Nachbarn und die daraus entspringende relative Unsicherheit des Besitzes in diesen Gegenden, bildete bisher ein Hindernis zur intensiven Kolonisierung jener reichen Zone, auf die sich schon seit langer Zeit das Interesse kolonisatorischen Unternehmungsgeistes gerichtet hatte. Je nach Breitegrad und Höhenlage, weisen die Gebirgstäler ein mannigfaltig wechselndes Klima auf. In Nord- und Mittel-Argentinien eignen sich die meisten derselben zum Weinbau. In den an anderer Stelle erwähnten Calchaquitälern zum Beispiel, sprosst und gedeiht eine herrliche Rebe, und der von dort stammende Cafayate-Wein erzielt in Buenos Aires und Salta gute Preise. Bisher ist der Weinbau in diesen Gegenden noch wenig entwickelt und dem fleissigen Auswanderer bietet sich daher ein reiches Feld erspriesslicher Tätigkeit.

Weiter im Süden eignen sich die Täler der Kordillere zum Anbau von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln. Ueberall treffen wir vorzüglichen Schwemmboden, der die aufgewandte Arbeit reichlich lohnt.

Die Niederschläge in der Kordillere sind häufig und regelmässig im mittleren Gebiet sowie im Süden. In dem nördlichen Teil des Gebirges dagegen fällt der Regen meist in unregelmässigen Zwischenräumen. Häufig gehen in diesen Gegenden starke Schneemassen auf Kuppen und Höhen nieder, während in den Tälern die grösste Trockenheit herrscht.

Allenthalben aber bietet sich Gelegenheit zu künstlicher Bewässerung. Wenn im Frühjahr, unter dem Einfluss der südlichen Sonnenstrahlen, der Schnee auf den Höhen zu schmilzen beginnt, verwandeln sich die kleinen Bäche in reissende Gewässer, welche bis spät in den Sommer hinein den anbaubaren Flächen die nötige Feuchtigkeit zuzuführen imstande sind.

In vielen dieser Täler, deren zukünftige Bestimmung sicherlich der Ackerbau ist, wird heutzutage noch mehr oder weniger extensive Viehzucht getrieben. Namentlich in jenen Gegenden, wo während der Sommermonate ein starker Viehexport nach Chile stattfindet, befinden sich

bedeutende Estancias, wo mageres Vieh auf natürlichen oder Alfalfaweiden vor dem Uebertritt über die Pässe gemästet wird. Was den Waldbestand im Norden und im mittleren Teile der Kordillere anbelangt, so ist derselbe an den Hängen meist krüppelhaft. Je weiter man aber nach Süden kommt, um so wertvollere Waldbestände finden sich vor, da dort die Niederschläge viel reichlicher sind. Im allgemeinen kann man sagen, dass in den Tälern der Kordillere noch viel herrliches Land unbebaut und fast unbenutzt brach liegt. Argentinien verfügt eben noch über ungeheuere Strecken humusreichen, leicht zu bebauenden Flachlandes, und deshalb ist auch wohl die intensive Kolonisation seiner fruchtbaren Gebirgstäler einer späteren Zukunft vorbehalten.

Die Steppen Argentiniens.

Vom äussersten Süden bis hinauf an die Grenzen des mächtigen nördlichen Urwaldes, »Gran Chaco« genannt, dehnen sich die Steppen Argentiniens aus, im Westen begrenzt durch die Kordillere, im Osten vom Meere bespült.

Die Kollektivbezeichnung Steppe ist jedoch nicht wörtlich, im engeren Sinne, zu nehmen. Sowohl die Provinzen Buenos Aires, Cordoba und San Luis, als auch La Rioja, Catamarca und Tucuman, weisen Gebirgszüge von mittlerer Höhe auf, die man nach ihrer Lage im Innern des Landes, und ohne verbindende Ketten mit der Kordillere, als abgesonderte Formationen ansehen muss. Diese Definition entspricht vielleicht nicht ihrer Entstehung, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann; sicherlich aber trifft sie das Richtige, wenn wir die isolierte Lage dieser Ketten in Betracht ziehen. Das Cordobagebirge ist ein beliebtes Ausflugsgebiet für die begüterten Familien des Landes, berühmt als Luftkurort für Brustkranke. Seine Hänge weisen eine üppige Vegetation auf. In den Tälern gedeiht die Orange, Zitrone, Feige und der Weinstock. Sogar einige Dattelpalmen bemerkte ich bei einer Exkursion in diese von der Natur reich gesegnete Gebirgsgegend.

Das Gebirge von San Luis besteht aus einer Reihe niedriger Hügelketten, die sich nur an einzelnen Stellen etwas höher erheben. Auch dort sind alle Bedingungen für den Anbau von Obstbäumen der gemässigten und subtropischen Zone vorhanden. Die europäische Auswanderung hat bisher diese fruchtbaren Gebirgstäler noch nicht berührt, was in Anbetracht des äusserst gesunden Klimas und der günstigen Bodenverhältnisse nur zu bedauern ist.

Die Gebirge von Salta und Jujuy sind vorgelagerte Ketten der grossen Kordillere.

Auch sonst ist die Bezeichnung »argentinische Steppe« oder, besser gesagt, Pampa nur in beschränktem Sinne anwendbar. Das Land ist häufig



Im Gebirge von Cordoba.

stark gewellt. An den Ufern der träge dahinfliessenden kleinen Flüsse und Bäche treffen wir hin und wieder kleine Haine an. Dort wächst der Tala, ein Baum von leidlich hartem Holz und dornigem Gezweig, der Wacholder, die einheimische Weide und zahlreiches dorniges Niederholz. Auch den Ombú, den Baum der Steppe, trifft man dort in den feuchten Niederungen an. Letzterer findet sich übrigens auch überall vereinzelt in den waldlosen Pampas vor, wo er dem müden Reiter mit seinem breiten, dichten Geäste willkommenenSchatten spendet. Weiterhin ist die Steppe sowohl im Süden der Provinz Buenos Aires, als auch in dem noch weiter südlich gelegenen Nationalterritorium der Pampa Central, mit gruppenweise auftretenden Wäldern, den sogenannten »Inseln«, durchsetzt. Dort treffen wir auch den Algarróbabaum, dessen schotenartige, süssliche Früchte eine ausgezeichnete Nahrung für das Vieh bilden. Diese dem Johannisbrot ähnlichen Schoten werden auch von den Pampabewohnern gemahlen und zu einer Art harter Kuchen, dem Patai, verarbeitet.

Auch die Provinzen San Luis, Cordoba, Salta, Jujuy und andere, weisen diese gruppenweise stehenden Bauminseln auf. In dem Norden der beiden letztgenannten Provinzen setzt jedoch schon der subtropische Urwald des Gran Chaco ein.

Die Provinzen Entre Rios und Corrientes, jenseits des mächtigen Paranástromes, sind von zahlreichen Wasserläufen durchschnitten, wie schon der Name Entre Rios, »zwischen den Flüssen«, andeutet. Dort finden wir ausgedehnte Wälder vor, streckenweise von Pampaformationen durchbrochen.

Das eigentliche Steppenland Argentiniens bietet uns die mannigfaltigsten Bodenarten und auch Formationen. Da gibt es prächtigen, metertiefen Humusboden, wie zum Beispiel in der Provinz Buenos Aires und auch Santa Fé; sandige Pampa, spärlich mit rauhem, hohem Riedgras bewachsen, mit Sandhügeln durchsetzt, wie im Süden der Provinz Buenos Aires und in Teilen der Pampa Central; Lehmboden, vorzüglich zum Weizenbau geeignet, in allen möglichen Abstufungen; steiniges, mit Geröll bedecktes Gebiet, in einem Teil Patagoniens und auf der Puna de Atacama.

Aber beinahe überall ist dies Gelände zur Viehzucht geeignet, wenn auch die Zahl der auf dem Lande zu ernährenden Köpfe von der Güte des betreffenden Bodens abhängt; und überall finden sich weite, ausgedehnte Ebenen und Täler vor, auf denen der Ackerbauer nur das Gras abzubrennen und den Pflug einzusetzen braucht, um dem willigen Boden reiche Ernte abzugewinnen.

Ich habe diese sich unendlich hinziehenden Pampas seinerzeit in allen Richtungen durchquert. Zu Pferd und zu Wagen, durch Busch und Feld, unter glühendem Sonnenbrand, und auch wenn die argentinische Steppe frühmorgens, weithin mit weissem Reif bedeckt, glitzerte und

schillerte, hat mich mein Weg durch dieses Zukunftsland europäischer Auswanderer geführt. Gleich grünen, aber leider nur kleinen Oasen, hoben sich dann die Ackerbaukolonien aus diesem unendlichen Grasmeer hervor. Dann überkam mich manchmal eine träumerische Stimmung: Im Geiste sah ich weite, blühende Felder, grün in gelb — Saat und Ernte — und dazwischen fleissige Bauern mit blauen Augen und blondem Haar . . . Ob wohl dieser Traum noch einmal greifbare Formen annehmen wird?

Das Waldgebiet des Gran Chaco.

Die Natur hat die argentinische Pampa nur spärlich mit Baumwuchs bedacht. Obgleich dort jedweder europäische Nutzbaum fröhlich gedeiht und spriesst, sind die einheimischen Baumsorten, wie schon erwähnt, nur spärlich vorhanden.

Eine durchaus verschiedene Vegetation weisen die nördlichen Provinzen und Nationalterritorien auf. Der mächtige Urwald des Gran Chaco, nördlich der argentinischen Steppe und eingeschaltet zwischen dem Stromgebiet des Paraná und der Kordillere, dehnt sich über ein Flächengebiet von mehr als 500 000 Quadratkilometer aus.

Von der Kordillere fällt dies Waldgebiet allmählich nach Osten zu ab. Zwei grosse Ströme, der Pilcomayo und der Bermejo, durchkreuzen es von Westen nach Osten, von der Gebirgskette nach dem Paraguayfluss hin sich ergiessend.

Durchsetzt ist dies ganze Gebiet mit salzigen Pampaformationen, üppigem, subtropischem Waldland und grossen, ausgedehnten Niederungen, die bei Regenzeit häufig teilweise unter Wasser gesetzt werden, und an deren tiefsten Stellen sich meilenweit erstreckende, grosse Lagunen ausdehnen.

Wilde Indianerstämme bewohnen das Innere dieses noch kaum erforschten Gebietes. Von Süden her drängt die stets unternehmungslustige Kolonisation gegen diese anscheinend undurchdringliche Wand an, und manche blühende Kolonie, auch germanischen Ursprungs, hat eine Bresche in den Urwald gelegt. Auch Zucker-, Baumwolle-, Tabakplantagen, zum grössten Teil durch Indianer bearbeitet, finden sich an der Südgrenze des Gran Chaco vor.

Der Urwald ist reich an einer grossen Anzahl Nutzhölzer, meist harte, eisenartige Bäume, die mannigfaltige Verwendung im Lande finden. Die Rinde vieler Gewächse dient zur Herstellung von Farbstoffen, und allgemein bekannt ist der zu Gerbereizwecken auch in Deutschland verwendete Tannin des Quebrachobaumes. Grosse, kapitalkräftige Gesellschaften beuten seit Jahren diesen Holzreichtum des nördlichen Urwaldes aus, leider in einer meist wenig rationellen Weise, so dass die argentinische

Regierung sich zu Prohibitivmassregeln veranlasst sah. Wenn die Kolonisation im Verein mit den Holzschlägereien arbeitete, würde sicherlich ein sehr günstiges Resultat zu erzielen sein. So aber bedeckt sich das abgeholzte Land in wenigen Jahren mit üppigem Unterholz, welches der späteren Urbarmachung neuerdings grosse Schwierigkeiten bietet.

Ein reger Schiffsverkehr auf dem Paraná mit seinen Zuflüssen vermittelt den Export dieser wertvollen Holzarten. Unmöglich ist das Flössen der meisten dieser Hölzer, da dies ihr spezifisches Gewicht, in grünem Zustande, meist nicht erlaubt. Sie sind schwerer als das Wasser. Sogar eine grosse Anzahl transatlantischer Dampfer fahren den Paraná hinauf, um in den Häfen dieses grossen Stromes Quebracho zu verladen.

Die grossen Weidedistrikte Argentiniens benötigen der harten Hölzer des Gran Chaco, um die Fenze auf den Estancias herzustellen. Namentlich das eisenharte Holz des Njandubáybaumes wird dort in den Steppen vielfach verwendet. Die etwa armdicken Aeste dieses Baumes sind unverwüstlich und faulen nicht, wenn sie eingegraben werden. Aber auch das Holz des Algarróba wird in den Steppen des Innern als Pfosten zu Drahteinzäunungen verwandt, obgleich es nicht eine so grosse Haltbarkeit besitzt.

Hoffentlich haben die strengen Massregeln der argentinischen Regierung den gewünschten Erfolg. Die Zerstörung der Urwälder des Gran Chaco durch habgierige Spekulanten würde in absehbarer Zeit einen durchaus ungünstigen Klimawechsel für die im Süden anstossenden Ackerbauzentren, namentlich für die so rasch fortschreitende Provinz Santa Fé, im Gefolge haben.

Was nun die Kolonisation des Gran Chaco, speziell in Bezug auf die germanische Einwanderung, anbelangt, so möchte ich diese nicht als absolut empfehlenswert hinstellen. Sicherlich finden wir dort grosse, ungeheure Strecken, die des Anbaues wert sind. Jedoch sind diese Gegenden mehr der Ausbeutung im grossen Stil, durch kapitalkräftige Gesellschaften, vorbehalten, unter Verwendung einheimischer Arbeitskräfte. Sowohl die Ausbeute des Holzreichtums dieser Urwälder, als auch subtropischer Plantagenbau, verspricht reichen Ertrag in diesen Gegenden. Der germanische Kolonist aber möge sich den fruchtbaren Ländereien des mittleren Argentinien sowie des Südens zuwenden. Dort findet er annehmbare klimatische Verhältnisse und ist nicht der Degeneration ausgesetzt, die in heisseren Gegenden, wie in dem argentinischen Norden, in Brasilien und Paraguay, nur zu leicht sich bei den kommenden Generationen fühlbar macht.

Es hat etwas für sich, das Wort, dass der Germane nur in der Weizenzone fröhlich wächst und gedeiht!

IV. KAPITEL.

Die Pampa und der Gaucho.

Ein Frühritt.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als ich mit meinem Freunde G. von der Bahnstation Toay, im Territorium der Pampa Central, abritt, um eine der grossen Estancias zu besuchen, die heute noch des Gauchos Reich sind, und wo die Viehzucht noch auf altkreolische, primitive Weise betrieben wird.

Es war ein taufrischer, kühler Frühjahrsmorgen. Etwas fröstelnd traten wir aus dem Wirtszimmer der einfachen, zinngedeckten Posada.*) Die dicke Neapolitanerin, unter deren gastfreiem Dach wir eine allerdings durch den Besuch von allerlei Tierchen reichlich gestörte Nacht zugebracht hatten, braute uns noch fürsorglich in aller Frühe einen sogenannten Kaffee, den wir, begleitet von einigen Galletas,**) unserm schon durch das vorhergehende Abendessen bescheiden gewordenen Magen zuführten.

Draussen vor der Türe hockte der Peon***) neben den beiden schon gesattelten Pferden bei einem kleinen Feuer am Boden, auf dem das Wasser in einem Kesselchen brodelte. Er schlürfte, behaglich in seinen Poncho gewickelt, aus einem Máte†) mit silberner Bombilla††) seinen Paraguaytee. Rasch wurde noch einmal nachgesehen, ob Gurte und Sättel richtig lagen, dann schwangen wir uns auf die Pferde und ritten im Galopp in die Nacht hinaus.

Das im argentinischen Camp aufgewachsene und von einem Gaucho eingebrochene Pferd kennt nur den Galopp; das Traben wird ihm ab-

---

*) Einfaches Wirtshaus.

**) Sprich: Galjéta; hartes, zwiebackartiges Brot, das einzige, welches es im Camp gibt.

***) Viehknecht, Gaucho, der sich auf einer Estancia verdingt.

†) Ein kleines Gefäss von meist ovaler Form.

††) Sprich: Bombílja; ein Saugröhrchen.

sichtlich abgewöhnt. Die Tiere sind nicht gross, etwas unter Mittelgrösse nach unsern Begriffen, von gutem kräftigen Körperbau, meist schlanken Beinen und hässlichem Kopf. Aber ausdauernd sind sie, das muss man ihnen lassen. Der Gaucho reitet am Tage seine 125 Kilometer, von Sonnenaufgang bis gegen Abend, indem er eine sogenannte Tropilla*) von Pferden vor sich hertreibt und alle paar Stunden umsattelt. Dabei füttert er kein Körnerfutter, sondern die Pferde müssen sich in der auf den Ritt folgenden Nacht mit dem begnügen, was sie auf der Weide finden. Und dann geht die Reise am nächsten Morgen in aller Frühe weiter.

Der Gaucho benutzt nur Wallache zum Reiten; die Stuten sind zur Nachzucht da. Aber bei dieser Tropilla befindet sich stets eine zahme Leitstute, mit einem Glöckchen am Halse, der die Pferde willig folgen und von der sie sich auch bei Nacht nicht entfernen. Wird die Stute, wie es beim Weidegang gewöhnlich geschieht, an den Vorderbeinen gefesselt, so bleiben die Pferde alle in der Nähe. Die Stute bekommt dann meist eine Extraration, um sie für die beschränkte Weide zu entschädigen.

Doch zurück zu unserm Frühritt.

Ueber der Pampa lag noch immer der Schatten der Nacht. Tiefe Ruhe umfing uns, und nur der sich gegen Morgen stets erhebende frische Wind strich sanft durch die hohen Riedgräser einer nahen Cañada,**) ein leichtes, surrendes Geräusch hervorbringend. Ein lichter Saum, der sich zuerst undeutlich und dann nach wenigen Minuten scharf am Horizont abzeichnete, verkündete das Erwachen der Pampa. Auch die Tierwelt wurde nach und nach lebendig. Am Wege sassen die kleinen Erdeulen vor ihren Löchern und glotzten verwundert auf die frühen Wanderer. Zwischen dem hohen Pampagras ertönte das Locken der Rebhühner, ein Zug rosenroter Flamingos erhob sich schwerfällig aus einer Cañada und rauschte mit schwerem Flügelschlag über unsere Köpfe weg. Ein paar Raubvögel zogen krächzend in der Luft ihre Kreise, nach Beute spähend. Die Sonne kam rasch am Horizont herauf, und bald erglänzte die unendliche Pampa in hellem Licht.

In kurzer Entfernung vom Wege bemerkten wir eine Herde Strausse, die sich bei unserer Annäherung zur Flucht anschickten. Rasch war ich aus dem Sattel, ein kurzes Zielen, ein Schuss aus dem Drilling — und da lag auch schon ein starkes Männchen, im Todeskampf mit den Flügeln schlagend. Der alte Gaucho, welcher uns begleitete, band das Tier hinten an seinen Sattel, und weiter ging es unserm Ziele zu.

Gegen Mittag sahen wir endlich am Horizont eine Gruppe blaudunkler Bäume aufsteigen; das war die Estancia. Nach einem weiteren

*) Sprich: Tropilja; einige 10 bis 20, aneinander gewöhnte Pferde.

**) Sprich: Canjáda; schilfbestandener Sumpf.

Ritt von einigen Kilometern konnten wir auch schon deutlich die Gebäude unterscheiden, deren zinkbedeckte Dächer hell in der Sonne glänzten. Gegen zwei Uhr nachmittags, zur Zeit der Siesta, wo alle Welt sich vor dem glühenden Sonnenbrand in den Schatten flüchtet, kamen wir endlich, ermüdet von dem scharfen Ritt, an unserm Ziel an.

Eine Meute halbwilder Hunde fuhr mit wütendem Gebell auf unsere Pferde los, und erst die Peitsche eines Peons, der zu unserm Empfang aus der Küche trat, gähnend und sich schläfrig reckend, machte diesem unerwarteten Angriff ein Ende. Wir stiegen vom Pferde und schritten auf das niedrige Wohnhaus zu, aus dem uns schon der Majordomo,*) ebenfalls mit Mühe den Schlaf sich aus den Augen reibend, entgegen kam.

Wir waren erwartet worden, denn der Besitzer des Gutes hatte von Buenos Aires aus unsere Ankunft angemeldet.

Der Majordomo war eine hohe, kräftige Gestalt in kurzer, schwarzer Jacke, ein weissseidenes Tuch hatte er lässig, in Ermangelung eines Kragens, um den Hals geschlungen. Statt der Hosen trug er eine schwarze Chiripá**) um die Beine gewunden, unter welcher äusserst saubere, weisse Unterbeinkleider mit gesticktem Saume hervortraten. Die Chiripá wurde auf den Hüften durch einen breiten, schwer mit Silbermünzen und sonstigem Zierrat besetzten Tiradór***) zusammengehalten. Quer auf dem Rücken, in den Tiradór gesteckt, kam unter der Jacke der massiv silberne Griff einer langen Dága†) hervor. Der kleine schwarze Filzhut war in den Nacken geschoben, und das ziemlich lange schwarze Haar fiel in einigen Strähnen in die Stirne. Füsse und Schenkel steckten in der traditionellen Bóta de Pótro,††) und die Räder von einem Paar schweren silbernen Sporen klirrten beim Gehen auf dem Boden auf.

Es war eine wettergebräunte, kernige Gestalt, die da mit wirklich gewinnendem Lächeln und nicht ohne natürliche Würde vor uns stand, uns mit freundlichen Worten auffordernd, einzutreten. Und das taten wir denn auch, denn der Sonnenbrand war wirklich unerträglich. Das uns zugewiesene Zimmer war einfach, aber äusserst sauber. Zwei Cátres†††) waren mit blendend weisser Bettwäsche überzogen, und als Decke dienten einige zusammengenähte Guanacofelle, die in Anbetracht der im Frühjahr noch kühlen Nächte gewiss nicht zu verachten waren.

---

*) Verwalter einer Estancia.

**) Ein Tuch, das anstatt der Hosen von den Gauchos getragen wird.

***) Breiter Ledergürtel mit Taschen.

†) Eine Art Dolchmesser, manchmal von der Länge eines Seitengewehres.

††) Eine Fussbekleidung aus der Beinhaut des Pferdes, die frisch und noch warm auf das Bein gezogen wird, wo sie sich dann formt.

†††) Eine Cátre ist ein einfaches Bett mit Kreuzstäben statt Füssen und mit einem leinwandüberzogenen Rahmen.

Nachdem wir uns den Staub mit frischem, kaltem Brunnenwasser so ziemlich vom Leibe gespült hatten, legten wir uns nach Landessitte zunächst zu einer Siesta nieder, aus der wir erst am späten Nachmittag erwachten.

Die Sonne stand nicht mehr so hoch am Himmel, und die Temperatur war nun recht angenehm. Unter dem breiten Korridor des Hauses sitzend, schlürften wir in Gesellschaft des Majordomo unsern Máte. Es ist dies ein wirklich erfrischendes Getränk, allerdings nicht sehr appetitlich zu geniessen, da der Máte mit Bombilla von Hand zu Hand, nach jedesmaligem frischen Auffüllen, herumgereicht wird. Und dann saugt auch



Milchkühe.

von Zeit zu Zeit die bedienende, nicht immer sehr saubere China*) an der Bombilla. Aber was lernt man nicht alles im schönen Südamerika! Dort wird so vieles abgestreift, und so manche Errungenschaft der Zivilisation verschwindet vor dem eisernen Muss!

Gegen Abend machten wir einen kleinen Rundgang um die Gebäude. Neugierig betrachteten wir die teilweise wirklich luxuriös gesattelten und aufgezäumten Pferde der Gauchos, welche, an den Palénque**) gebunden, unruhig scharrten. Den Sattel des Gauchos bezeichnet man mit dem Kollektivnamen Recado.***) Dieser ist gleichzeitig das Bett des Pampa-

*) Sprich: Tschina; dienstbarer Geist, Gaucho-Rasse.

**) Sprich: Palénke; ein an zwei eingeschlagenen Pfählen befestigter Balken, der zum Anbinden der Pferde dient.

***) Sammelnamen für alles, was zum Sattel gehört. Unter- und Oberdecken, Sattelgerüst usw.

bewohners, und nur sehr wenige leisten sich in diesen abgelegenen Gegenden den Luxus eines Cátres. Das Sattelgerüst ist verschieden, je nach den Provinzen. Der Gaucho der Pampas des Südens reitet auf einem aus zwei Lederwülsten bestehenden, flachen Sattel, oben mit mehreren Fellen oder fein gearbeiteten Decken versehen, so dass man ganz weich, wenn auch nach europäischen Begriffen nicht bequem sitzt.

Der Gaucho in den nördlichen Provinzen, namentlich in den Gebirgsgegenden, reitet meist auf einer Art Bocksattel, ebenfalls mit mehreren Fellen bedeckt. Gewöhnlich dient als Oberdecke ein gegerbtes Carpinchofell,*) das recht weich und kühl ist. Die Steigbügel sind häufig aus Silber angefertigt. Das Zaumzeug wird kunstvoll aus roher Pferdehaut geflochten, worin manche Gauchos eine grosse Geschicklichkeit besitzen. Ein reicher Silberbeschlag schmückt meist das Kopfstück und Vorderzeug der wohlhabenden Pampareiter. Manche dieser Leute haben ein kleines Vermögen in dem Silberbeschlag ihrer Sättel nebst Zubehör angelegt. Das Gebiss besteht aus einem sogenannten arabischen Zaum, einem äusserst scharfen Marterwerkzeug, das aber von den Gauchos gut und mit der nötigen Vorsicht gehandhabt wird.

Ihre Art, das Pferd zu lenken, ist sehr verschieden von der in Europa allgemein üblichen; sie reiten meist mit lockerem Zügel, und das Pferd biegt nach rechts oder links aus, je nachdem man ihm den entgegengesetzten Zügel an den Hals drückt. Den Schenkel gebrauchen sie nur, wenn es sich um das Festklammern auf wilden, einzubrechenden Pferden handelt. Sonst reiten sie stets »Balanze«, und zwar mit bewunderungswürdigem Geschick, ohne Schenkeldruck.

Gegen Sonnenuntergang wurden wir von dem Majordomo gefragt, ob wir lieber unsere Malzeit im Esszimmer zu uns nehmen möchten, oder ob es uns besser passte, in der grossen Küche gemeinsam mit den Gauchos der Estancia ein Stück Asado**) zu verzehren. Wir zogen natürlich letzteres vor, da wir ja unsere Reise hauptsächlich gemacht hatten, um einen Einblick in das Leben und Treiben dieser Naturkinder zu bekommen.

Wir traten in die Küche ein, wo schon ein Teil der Peone um ein grosses, mit Kuhmist***) unterhaltenes Feuer gelagert war. Einige flickten an ihren Sätteln, andere flochten kunstreiches Riemenwerk, und in einer Ecke hockten einige junge Burschen, die aufmerksam der phantastischen Erzählung »vom weissen Hengst«, von einem alten Gaucho vorgetragen, lauschten. Am Feuer briet ein mächtiges Rippenstück von einem jungen

---

*) Wasserschwein, im Norden heimisch.

**) Am offenen Feuer zubereiteter Braten.

***) Trockener Kuhmist ist das gewöhnliche Feuerungsmaterial in den holzarmen Pampas.

Ochsen; ein leichter Luftzug trieb den Rauch durch die offene Tür ins Freie, und die nicht sehr appetitliche Köchin reichte den Máte in der Runde herum. Keiner erhob sich von seinem Sitz am Fussboden, als wir, begleitet von dem Majordomo, eintraten, aber es wurde uns höflich das beste Plätzchen am Feuer eingeräumt.

Als wir eben im Begriff waren, dem saftigen Asado zuzusprechen, hörten wir sporenklirrende Schritte, die sich näherten, und mit einem »buenas tardes«*) trat ein Gaucho über die Schwelle. Man sah es ihm an, dass er einen langen Ritt hinter sich hatte. Die Anwesenden begrüssten ihn höflich, es wurde ihm ein Máte und später ein grosses Stück Asado gereicht, und er machte es sich am Feuer bequem, gerade als wenn er auf der Estancia zu Hause wäre. Dies dachte ich auch im Anfang, erfuhr aber auf mein Befragen zu meinem Erstaunen, dass es sich um einengänzlich unbekannten Reisenden handelte.

Das ist Gastfreundschaft in der Pampa. Wer es auch sei, wird freundlich aufgenommen, seine Pferde werden auf die Weide getrieben und er selbst mit dem bewirtet, was die Küche bietet. Wenn er dann am andern Morgen nicht abreitet und vielleicht ein paar Tage dableibt, um seinen ermüdeten Pferden einige Ruhe zu gönnen, dann wundert sich auch noch niemand darüber. Diese Gastfreundschaft, sowie die wirklich weitherzige Grossmut des Gaucho, sind seine schönsten Eigenschaften. Weniger empfehlenswert ist sein Hang zu Streitigkeiten, seine Neigung zum Trunk, wenigstens an den Sonn- und Festtagen, und seine Spielwut, die er mit seinen vornehmen Vettern in den Städten gemeinsam hat. Hierzu kommt ein grosses Unabhängigkeitsbewusstsein, welches leidermit eine der Ursachen ist, dass der Gaucho vor dem sich ausbreitenden Ackerbau zurückweicht, statt sich zu assimilieren. So wird dieser interessante Menschenschlag, der mit der Geschichte des Landes eng verwachsen ist, allmählich aussterben, und in einigen hundert Jahren mag er wohl zur Mythe geworden sein. Dies zur Charakteristik des sogar in den Städten Argentiniens so wenig bekannten Gauchos.

Um das Feuer herum sass eine ganze Anzahl prächtiger Repräsentanten dieser Rasse, meist hohe, kräftige Gestalten, teilweise mit langem Haar und Bärten, sowie grossen, kohlschwarzen Augen mit halb wildem, halb träumerischem Ausdruck. Wenn man diese Leute während der Ruhe und namentlich bei ihrer Arbeit zu Pferde sieht, kann man es begreifen, dass die vordringende Zivilisation mit ihrer stetigen, nüchternen Arbeit sie zurückscheucht und abstösst.

Als wir uns später nach dem Schlafzimmer zurückzogen, begleitete uns der Majordomo, und vor dem Zubettgehen wurde noch das Programm

*) Guten Abend.

für die nächsten Tage aufgestellt; zu unserer grossen Genugtuung war ein Einbrechen von wilden Pferden und Maultieren, ein Rodeo*) zum Beschneiden und Markieren junger Ochsen, eine Straussenjagd und zum Schluss ein Asado con Cuero**) vorgesehen.

Ein Kampf zwischen Mann und Ross.

Am andern Morgen wurden wir etwas vor Sonnenaufgang durch Pferdegetrappel geweckt; die Gauchos sattelten ihre Pferde, um die zum Einbrechen bestimmten Potros***) und Maultiere in den Corral†) zu treiben.

Wir wuschen uns also den Schlaf aus den Augen und wanderten nach der Küche, um noch schnell einen warmen Schluck zu uns zu nehmen. Die Küchenfee hatte uns zu Ehren einen leidlichen Kaffee gebraut; um das Feuer herum sassen und hockten schon eine Anzahl Gauchos, teilweise Máte trinkend, andere mit dem Braten kleiner Stücke Fleisch beschäftigt. Der Gaucho isst Fleisch zu jeder Tageszeit und kann jede andere Nahrung entbehren. Für einen europäischen Magen ist diese Kost allerdings auf die Dauer wenig zuträglich.

Als wir nach einer Weile hinaustraten, fanden wir die Pferde schon gesattelt und den Majordomo unserer wartend. Der Corral lag nur einige hundert Meter von den Wohnungen entfernt, aber trotzdem wäre es nach landesüblichen Begriffen sonderbar erschienen, diese kurze Strecke zu Fuss zurückzulegen.

Die Domadores††) hielten vor der Tür der Einzäunung, in der sich eine Anzahl Potros und Maultiere wild durcheinander drängte, und tauschten ihre Ansicht über die verschiedenen Tiere aus. Man sah es ihnen an, dass sie mit Ungeduld auf den Beginn der Arbeit warteten, die heute für sie ja ein Fest war; sollten sie doch vor den Gringos†††) ihre Kunst zeigen.

Unsere Ankunft gab denn auch das Zeichen zum Beginn. Mehrere Peone lösten den Lasso vom Sattel, traten in den Corral, die Schlingen sausten durch die Luft, und vier Potros, denen der Lasso beinahe den Hals zuschnürte, machten verzweifelte Anstrengungen, um los zu kommen. Mit grosser Geschicklichkeit wurden darauf die Tiere aus der Einzäunung

---

*) Freier Platz, auf dem das Vieh zu allen Arbeiten zusammengetrieben wird.

**) Ochsenviertel, mit der Haut im Feuer gebraten.

***) Wilde, noch nicht eingebrochene Wallache.

†) Hoher, fest gefügter Pferch, meist rund angelegt, mit einer Tür von Querbalken.

††) Gauchos, die sich speziell mit Einbrechen der Pferde beschäftigen.

†††) Nicht gerade sehr liebenswürdiger Spitzname für die Fremden; etwa mit »Grüner« zu übersetzen.

herausmanöveriert, ein zweiter Lasso schlang sich um ihre Hinterbeine, und dann wurden sie geworfen und gesattelt.

Ich hatte mein Augenmerk ganz besonders auf einen grossen, schönen Goldfuchs gerichtet, der verzweifelte Anstrengungen machte, seinem Lose zu entrinnen. Kaum gesattelt und von den Fesseln befreit, sprang er mit einem wilden Satz auf, und die Leute hatten Mühe, ihn zu halten. Mittlerweile war der Reiter ruhig an ihn herangetreten, und während zwei Peone das sich bäumende und steigende Tier fest an beiden Ohren gepackt hielten, schwang er sich mit gewandtem Satz in den Sattel.

Was jetzt folgte, ist schwer zu beschreiben. Das losgelassene Pferd bockte, sprang, schüttelte sich, stieg kerzengerade in die Höhe, so dass



Gauchos bei der Arbeit.

es jeden Augenblick schien, als wollte es sich überschlagen, und raste dann mit seinem Reiter fort, um neuerdings plötzlich stehen zu bleiben, zu bocken und zu steigen.

Das dauerte so ungefähr zehn Minuten, Momente der höchsten physischen Anstrengung für den Reiter. Wir waren hinterhergeritten, um das interessante Schauspiel voll zu geniessen, und konnten so alle Alternativen des erbitterten Kampfes zwischen Mann und Ross aus allernächster Nähe betrachten. Eisenfest, jede Muskel seines kräftigen Körpers zum Zerreissen angespannt, sass der Gaucho im Sattel. Seine Schenkel pressten die Flanken des rasenden Tieres, und mit den Armen suchte er den Kopf des Potros heraufzubiegen. Endlich, nach hartem Ringen, gab das Pferd nach; seine Bewegungen wurden matter, seine Sätze kürzer, und zuletzt stand es, schaumbedeckt und am ganzen Leibe zitternd, wie angegossen still.

Das war der Moment, auf den der Reiter gewartet hatte. Langsam drückte er die Schenkel fester an, mit den Sporen nachhelfend. Und er hatte gesiegt! Unbeholfen zwar, aber doch sichtlich dem äusseren Zwang nachgebend, fing der Fuchs an, im Schritt vorwärts zu gehen; von Zeit zu Zeit verfiel er in einen kurzen Trab, blieb nochmals stehen und wurde wieder vom Reiter vorwärts getrieben. Nach Verlauf einer halben Stunde stieg der Gaucho ruhig an der Tür des Corrals aus dem Sattel; das Pferd war eingebrochen, und nun genügten einige Wochen, bei täglicher Uebung, um es zu einem zahmen Reittier umzuwandeln.

Die andern Potros hatten auch ihren Reitern mehr oder weniger Arbeit gemacht, und nachdem die »Domadores« sich etwas ausgeruht hatten, kamen die Maultiere an die Reihe.

Das Maultier ist viel schwerer einzubrechen wie das Pferd. Die Reiter hatten, um sich vor dem Biss der Tiere zu schützen, rechts und links vom Sattel breite, harte Kuhhautstreifen angebracht, welche die Schenkel völlig deckten. Die Bewegungen der Maultiere waren noch energischer als die der Pferde. Sie bockten mit einer solchen Ausdauer und Schnelligkeit, dass das Auge ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Einige warfen sich auch zu Boden, und bei dieser Gelegenheit konnten wir die wirklich bewunderungswürdige Gewandtheit der Gauchos beobachten; kein einziger kam unter das Tier zu liegen, und kaum hatte es sich hingeworfen, so stand auch schon der Reiter neben ihm, wartete, bis es aufsprang, und dann war er mit einem flinken Satz wieder im Sattel.

Gegen Mittag wurde eine Ruhepause gemacht; der unvermeidliche Asado briet an einem grossen Feuer, und wir alle sprachen der einfachen Mahlzeit mit wirklichem Heisshunger zu. Nachdem der Appetit befriedigt, wartete unser noch ein Schauspiel, welches so fesselnd und eigenartig war, dass ich ihm einen besonderen Abschnitt widmen will.

Ein Bravourstück.

Die beiden Seitenpfosten der Corraltür wurden oben, etwa drei bis vier Meter vom Erdboden entfernt, durch einen starken, doppelt geflochtenen Draht zusammengehalten. Die »Domadores« waren zusammengetreten und flüsterten eifrig zusammen. Der Majordomo, welcher mit vergnügtem Schmunzeln der Beratung beigewohnt hatte, trat jetzt zu mir und meinem Freunde und sagte uns, dass einer der Gauchos noch ein besonderes Wagestück vorführen wolle.

Gespannt blickten wir auf einen jungen, schlank gewachsenen Burschen, der auf den Corral zuschritt. Seine Sporen hatte er abgelegt, und nur die silberbeschlagene Reitpeitsche hing an seinem linken Handgelenk. An der Tür angekommen, die noch verschlossen war, kletterte er gewandt an

einem der Seitenpfosten in die Höhe, sich oben festhaltend. Staunend blickten wir auf den Gaucho, dessen Unterfangen uns noch nicht ganz klar war. Im Corral drängten und schnoben die Potros und Maultiere, etwa 40 Stück. Nun trat ein anderer der Leute an die Tür und öffnete sie.

Mittlerweile hatte sich der junge Gaucho an dem Draht über dem Eingang angeklammert, und unter ihm stürmten die wilden, ängstlich schnaubenden Tiere in die Pampa hinaus. Da geschah etwas für uns völlig Unerwartetes. Der Gaucho liess sich plötzlich mitten unter die sich in dem engen Eingang stauenden und bäumenden Potros fallen; unwillkürlich schrien wir beide laut auf, ein grässliches Unglück befürchtend; aber da sass er auch schon, festangeklammert, auf dem Rücken eines Potros.

Das erschrockene Tier raste mit seinem so unerwartet aus der Luft gefallenen Reiter über die weite Grasfläche dahin, wir alle in tollem Jagen hinterher. Doch war es uns unmöglich, Ross und Reiter einzuholen; immer kleiner und kleiner wurde ihre Silhouette am Horizont.

Da kam die wilde Jagd plötzlich zum Stehen. Das Pferd sank zu Boden, wie vom Blitz getroffen, und die Figur des Reiters zeichnete sich deutlich am Horizont ab, wie er neben dem gefallenen Tier anscheinend ruhig stand. Als wir näher kamen, wurde uns die Sache klar. Der Gaucho hatte schliesslich das Potro durch einen Schlag mit dem Stiel der Reitpeitsche hinter die Ohren betäubt, war beim Abspringen gewandt auf die Füsse zu stehen gekommen und nahm nun unsere Lobsprüche mit stolzem Lächeln hin.

Das war ein Reiter! Ich kenne die Bravourstücke der Kasaken, Tscherkessen und anderer Reitervölker nicht, glaube aber schwerlich, dass sie sich dem Gaucho mit einer ähnlichen Produktion an die Seite stellen können. Ob ein Mitglied eines europäischen Tierschutzvereins nicht bei der Gelegenheit ein gar grimmiges Gesicht geschnitten hätte, ist eine andere Frage; wir aber erfreuten uns aufrichtig an dem frischen, tollen Wagemut des jungen Mannes.

Ein Rodeo.

Noch lange hatten wir am Abend unsere Eindrücke über das Erlebte ausgetauscht, und meinem Tagebuche wurden die interessanten Szenen einverleibt. Am andern Morgen erhoben wir uns vor Sonnenaufgang, um auf einem etwa drei Kilometer von den Wohngebäuden entfernten Rodeo eine andere der Arbeiten des Gaucho kennen zu lernen.

Es handelte sich um das Markieren*) einiger hundert junger dreijähriger Ochsen, welches dort stattfinden sollte. Die Marke ist der einzige

*) Aufbrennen der glühenden eisernen Marke des Besitzers.

Eigentumstitel des Besitzers, denn es ist unmöglich, auf den grossen, teilweise gar nicht eingezäunten Besitzungen ein Vermischen der Tiere von Nachbarestancias zu vermeiden. Anderseits bietet die Marke ein Mittel, den Viehdieben auf die Spur zu kommen, welche leider überall ihr Unwesen treiben. Es ist in dieser Beziehung manches besser geworden, doch kann man auch heute noch in den Zeitungen täglich von grösseren oder kleineren Diebstählen lesen. Die Versuchung ist eben gerade auf den weiten, spärlich bevölkerten Flächen, wo kaum eine wirksame Kontrolle möglich, sehr gross. Dagegen kommt in den Ackerbauzentren dergleichen selten vor, obgleich auch dort hin und wieder einmal ein Viehmarder auftaucht.

Aber zurück zu unserm Rodeo.



Ein Rodeo.

Als wir dort etwas nach Sonnenaufgang in Begleitung des Majordomo anlangten, hatten die Peone bereits die Rinder zusammengetrieben. Die Tiere drängten sich brüllend auf dem weiten freien Platz, während einige zehn Gauchos langsam um die Herde herumritten, von Zeit zu Zeit einen langgezogenen, charakteristischen Ruf ausstossend, mit dem sie das Vieh zu treiben pflegen. Unter einem mächtigen Ombú*) brannte ein Feuer, bei dem einige Leute beschäftigt waren, die Marken glühend zu machen.

Aber noch ein anderer, eigener Anblick bot sich uns dar.

Die sogenannten Yérras**) sind immer ein Fest für die Gauchos, und bei dieser Gelegenheit wird gewöhnlich eine junge Stute geschlachtet. An dem Baume hingen denn auch die Viertel eines fetten Tieres, bereit, mit der Haut im Feuer gebraten zu werden. Ich gestehe, dass mich der Anblick nicht geradezu entzückte. Wie ich mich später überzeugen konnte,

*) Einziger Baum mit schwammartigem Holz, den die Pampa vereinzelt hervorbringt, obgleich dort alle Arten von Bäumen jetzt angepflanzt werden und vorzüglich fortkommen.

**) Vom spanischen Wort herrar, markieren.

ist aber das Fleisch ganz geniessbar, wenn auch von etwas süsslichem Geschmack, und wohl nicht mit jenem der alten, abgearbeiteten Pferde zu vergleichen, deren Fleisch in Europa feilgeboten wird. Hierbei will ich bemerken, dass diese Sitte noch ein altes Ueberbleibsel aus der Zeit der ausgerotteten Pampaindianer ist. Diese zogen das Pferdefleisch jedem andern vor, und noch heute kommen in der Nähe der Indianerreservationen häufige Diebstähle, namentlich von Stuten, vor. Mittlerweile war alles zur Arbeit vorbereitet worden. Die Marken glühten im Feuer, die Gauchos hatten ihre Lassos bereit in der Hand, und auf einen Wink des Majordomo begann das interessante Schauspiel. Die Leute arbeiteten mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und Geschicklichkeit, obgleich die Sache an und für sich gar nicht ungefährlich ist, da die durch den Schmerz wütend gemachten Tiere häufig genug die Arbeiter angreifen. Auch die Pferde schienen geradezu verständnisvoll an der Arbeit teilzunehmen.

Jeder Ochse wurde gleichzeitig von drei Gauchos in Behandlung genommen. Einer warf ihm den Lasso um die Hörner, der zweite wartete eine Bewegung des Tieres ab, um ihm denselben um die Hinterbeine zu werfen, was grosse Uebung erfordert. Dann reiten beide in entgegengesetzter Richtung auseinander, und so wird der Ochse durch die sich straff spannenden Lassos zu Boden gestreckt. Der dritte Peon tritt nun mit der gluhenden Marke hinzu, brennt sie dem Tier auf den Hinterschenkel und entfernt sich darauf schleunigst, während die beiden Berittenen etwas locker lassen und die Lassos durch Schütteln loszubringen suchen.

Nicht immer geht die Arbeit ganz glatt ab, und häufig verfolgen die rasenden Tiere einen der Reiter, der aber dann nicht rasch zu entfliehen sucht, sondern den Ochsen dadurch desorientiert, dass er sich zwischen die Herde drängt und an einer andern Seite wieder herausreitet.

Ein Schmaus von gebratenem Pferdefleisch beschloss den Tag, an dem die Pampareiter abermals ihre wirklich aussergewöhnliche Geschicklichkeit gezeigt. Der Majordomo hatte vorsorglich für uns einen saftigen Lammbraten zubereiten lassen, und das dankten wir ihm auch aus vollem Herzen, da es uns doch unmöglich war, trotz des ausgezeichneten Appetits mehr als ein ganz kleines Stück Pferdefleisch zu geniessen.

Die Straussenjagd.

Für den kommenden Morgen hatte unser liebenswürdiger Gastwirt eine weitere Ueberraschung für uns vorgesehen. Es handelte sich um eine Straussenjagd,*) und zwar nicht um eine solche gewöhnlicher Art, sondern um eine Hetzjagd zu Pferde, mit »Boleadoras«. Diese drei Wurfkugeln aus hartem Holz oder Eisen, in Kuhhaut eingenäht, werden an nicht zu

*) Kasuar.

3*

langen, geflochtenen oder gedrehten Stricken aus Haut befestigt. Beim Gebrauch nimmt der Gaucho eine dieser Kugeln in die rechte Hand, während er die beiden andern über dem Kopf schwingt. Haben die Kugeln die nötige Triebkraft erreicht, dann lässt er sie los, in der Richtung auf das zu treffende Objekt, um welches sie sich fest herumwickeln. Dieses Wurfinstrument ist natürlich nur auf ganz kurze Entfernung, etwa 20 bis 30 Schritt, zu gebrauchen.

Die Pampaindianer führten seinerzeit eine sogenannte Bóla perdída,*) das heisst eine einzige Wurfkugel an einem kurzen Strick, eine furchtbare Waffe in der Hand dieser wilden Naturkinder, da sie dieselben mit tödlicher Sicherheit handhabten.

Ich selbst habe auf einer meiner Reisen die Wirkung einer solchen Bóla perdída beobachten können. Auf einer Estancia befand sich ein altes Gebäude aus der Indianerzeit, in welchem bei einem Einfall roter Pampakrieger der Majordomo mit seiner Familie und einigen Peonen Zuflucht gesucht hatte. Das Haus war solide aus Backsteinen konstruiert, wie alle derartigen Gebäude, und die Tür, aus festem Holz, hatte man von aussen mit starkem Eisenblech beschlagen. In dieser Tür sah ich etwas unterhalb des Schlüsselloches eine Vertiefung, in welche man die halbe Faust hineinlegen konnte. Diese Höhlung war durch eine solche Wurfkugel hervorgebracht. Einer der Indianer hatte augenscheinlich das Schloss sprengen wollen. Der Versuch war missglückt, aber man kann an dem tiefen Eindruck in Eisenblech und Holz erkennen, mit welcher Kraft so eine Kugel geschleudert wurde.

Glücklicherweise führten die Pampaindianer nur Lanze und Bóla und keine Feuerwaffen, so dass die Pampabewohner bei den periodisch wiederkehrenden Raubeinfällen, bei denen die Indianer in Eile Tausende von Stücken Vieh wegtrieben, in einem einigermassen soliden Backsteinhaus ziemlich sicher waren und sich dann von dem flachen Dache aus die Rothäute mit ihren Gewehren vom Leibe halten konnten. Auf manchen Estancias befanden sich damals auch kleine Böller, um die Kunde von einem Einfall rasch in der ganzen Gegend zu verbreiten. Diese dienten denn auch im entscheidenden Moment, mit Eisenstücken gefüllt, als Schusswaffe gegen die Indianer.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu der in Vorbereitung begriffenen Straussenjagd zurück. Unser Gastwirt hatte die für uns bestimmten Pferde sorgfältig ausgewählt. Ein scharfer Ritt über die Pampa erfordert gute und sehr sichere Pferde. An vielen Stellen ist der Boden durchwühlt und durchlöchert, auch finden sich manche Unebenheiten, die von dem hohen Pampagras häufig verdeckt werden. In früher Morgen-

*) »Verlorene Kugel«, da sie dieselben im Kampf gebrauchten und dann natürlich nicht mehr in die Hand bekamen.

stunde machten wir uns auf den Weg. Die Jagdgesellschaft bestand aus dem Majordomo, uns beiden, etwa fünfzehn Gauchos, einem französischen Schreiner, der auf der Estancia beschäftigt war, und einigen zwanzig mageren Pampahunden, unserm Windhund nicht unähnlich und wahrscheinlich ein Kreuzungsprodukt von diesem mit dem Indianerhund. Die Gauchos führten nur Lassos und Boleadoras. Der Franzose hatte sich, trotz mehrseitigen Abratens, seine Jagdflinte auf den Rücken gehängt. Was er damit bei einer Hetzjagd anfangen wollte, war uns nicht klar; er war aber nicht zu bewegen, das Mordinstrument zu Hause zu lassen.

Nach einem Ritt von etwa zehn Kilometern waren wir in der Gegend angelangt, wo nach Angabe des Majordomos sich stets viele Strausse aufhalten sollten. Wir zogen uns nun, mit etwa zehn Schritt Abstand, auf einer langen Linie auseinander. Links neben mir ritt der Franzose, das Gewehr schussfertig in der Hand. Vorläufig war noch kein Strauss weit und breit zu sehen. Nach einem Ritt von etwa einer halben Stunde sprang plötzlich dicht vor mir ein gelbbraunes Tier auf, mit flüchtigen Sätzen über die Ebene eilend. Ein Moschusreh! Die ganze Reiterlinie stürmte in scharfer Karriere hinterdrein, die Hunde voraus. In diesem Augenblick ertönte neben mir ein Schuss, und das reiterlose Pferd des Franzosen jagte an uns vorbei. Der Unglücksmensch hatte vom Pferde aus auf das Reh geschossen, und das hatte sein Rösslein übelgenommen. Mit ein paar mutwilligen Bocksprüngen setzte es seinen ungeübten Reiter zwischen zwei hohe Grassträucher und galoppierte dann hinter den andern Reitern her. Der arme Schreiner hatte glücklicherweise keinen Schaden genommen, langte aber erst am späten Abend todmüde zu Fuss auf der Estancia an.

Mittlerweile hatten die Hunde das Reh eingeholt und niedergerissen. Es war ein Kapitalbock, dessen Gehörn noch heute die Wand meines Schreibzimmers ziert. Leider mussten wir uns mit Haut und Gehörn begnügen, da das Fleisch der Böcke, seines starken Moschusgeruchs wegen, durchaus ungeniessbar ist.

Nach einem weiteren kurzen Ritt sollten wir auch endlich auf Strausse treffen. Wir hatten eben eine kleine Bodenwelle passiert, als uns der Majordomo ein Zeichen gab. In kurzer Entfernung vor der ausgedehnten Reiterlinie weideten einige zwanzig Strausse.

Jetzt begann die eigentliche Jagd. Es schien, als ob die Pferde den Eifer der Reiter teilten, und weder Sporen noch Peitsche waren von nöten, um sie vorwärts zu treiben. Ich war sehr gut beritten und hielt mich dicht neben dem Majordomo, dessen feuriger Rappe nach einem halsbrechenden Ritt sich einem weiblichen Strausse näherte. Das arme Tier wurde durch einige Junge am raschen Weiterkommen gehindert, und so fiel es denn bald in unsere Hände. Der Majordomo richtete sich hoch im Sattel auf, die Wurfkugeln in der Hand. Ein kurzes Schwingen —

und dann schwirrten die Boleadoras durch die Luft, sich fest um die Beine des verfolgten Tiers schlingend. Die erste Beute!

Mittlerweile war die wilde Jagd weiter, an uns vorbei gerast, während wir beide vom Pferde gestiegen waren, um uns des Strausses zu versichern. Das Endresultat der Hetzjagd befriedigte völlig; fünf schöne, ausgewachsene Strausse wurden teils von den Hunden gefangen, teils durch die Wurfkugeln der Gauchos erlegt.

In früheren Jahren bildete die Straussenjagd einen Haupterwerbszweig mancher zweifelhaften Elemente, Mörder, Diebe und Deserteure, die sich in die Grenzdistrikte der Zivilisation zurückzogen, wo sie der



Straussenjagd.

Arm der Justiz nur sehr schwer erreichen konnte. Dieses arbeitsscheue Gesindel war meist gut beritten, lebte in menschenarmen Gegenden des Südens und beschäftigte sich mit Straussen- und auch Guanaco-Jagd, deren Federn und Felle sie in den wenigen vorhandenen Schnapsbuden verkauften, respektive gegen »geistige Ware« umtauschten. Dann hielten sie in der Nähe dieser Häuser, deren Besitzer nur hinter eisernem Gitter ausschänkten, wilde Trinkgelage, bei denen häufig Mord- und Bluttaten vorkamen.

Diese Zustände haben sich nun glücklicherweise heutzutage erheblich gebessert, und der langsam, aber stetig vordringende Ackerbau treibt diese Ueberbleibsel einer barbarischen Zeit vor sich her. Aber auch die Strausse verschwinden nach und nach dort, wo Pflug und Egge einsetzen.

Glücklicherweise werden sie von den Besitzern einiger grösserer Estancias sorgfältig gehegt, wohl hauptsächlich aus Pietät gegen diese Gattung aus Argentiniens Tierwelt.

Die Guanacos werden auch eifrig verfolgt, kommen aber noch in ungeheuren Herden im äussersten Süden vor. Ausserdem verfügen sie über ein natürliches Schutzmittel; das Guanaco kommt überall auf den Höhen der schneebedeckten Andenkette fort, und dort werden sie sich auch wohl halten, bis in kommenden Jahrhunderten das schöne Land Argentinien übervölkert sein wird und Ueberbergkraxler mit mörderischen Uebergewehren den letzten dieser Tiere den Garaus machen. Für den normalen Bergsteiger und Jäger nämlich, mit normalem Schiessgewehr, ist die Guanacojagd in den Kordilleren gar keine leichte Sache, und gewisse Gegenden sind als geradezu unzugänglich zu bezeichnen.

Und da ich nun doch einmal auf das Kapitel Jagd geraten bin, so mag denn hier auch noch eine Mitteilung folgen, die jedem Weidmanne, der nach Argentiniens Gestaden strebt, hoch willkommen sein wird. In den siebziger Jahren wurden von dem deutschen Konsul Tietjen in Rosario, am Paranáfluss, einige Pärchen deutscher Hasen aus seiner Estancia bei dem Städtchen Cañada de Gomez ausgesetzt. Lampe vermehrte sich dort in dem ihm augenscheinlich sehr bekömmlichen Klima und auf den saftigen Weiden so schnell, dass er jetzt in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren vorhanden und im Begriff ist, die ganze Republik zu überschwemmen. Im Jahre 1901 sind die ersten Hasen in der Nähe der Hauptstadt Buenos Aires aufgetaucht, das heisst etwa drei- bis vierhundert Kilometer von ihrer engeren Heimat!

Tanz und Schmaus.

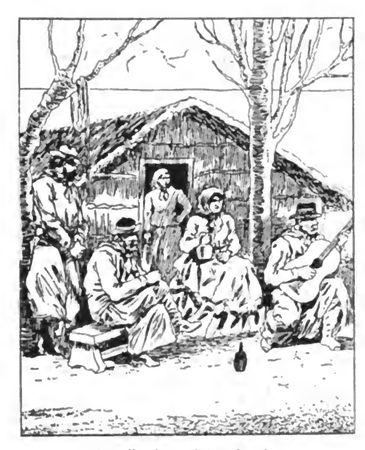
Unser liebenswürdiger Gastwirt überbot sich wirklich an Aufmerksamkeiten. Einige Tage nach der so befriedigend verlaufenen Straussenjagd veranstaltete er neuerdings ein kleines Fest. Als echter Bewohner der Pampa, wollte er uns auch mit deren feinstem Leckerbissen bekannt machen, das heisst mit einem Asado con Cuero. Dieses in der Haut gebratene Ochsenfleisch ist die Lieblingsspeise der Gauchos und wird bei den meisten festlichen Gelegenheiten als Paradegericht zubereitet.

Aus der ganzen Umgegend strömten die Gauchos mit ihren Frauen und Töchtern herbei, letztere in festlichem Staat, meist mit hellen Kattunkleidern angetan. Viele der Weiber, die kein eigenes Pferd zur Verfügung hatten, sassen auf der Kruppe der von den Männern gerittenen Pferde. Die älteren Frauen trugen meist dunkle Kleider und waren in ihre traditionellen schwarzen Mantas*) gehüllt. Auf dem geräu-

*) Spanischer Frauenmantel, der die ganze Gestalt einhüllt.

migen Hofplatz der Estancia wurden mächtige Feuer angezündet, wozu man von weither das in der Pampa so kostbare Holz angefahren hatte.

Verschiedene Frauen waren beschäftigt, das Fleisch zuzubereiten. Zu diesem Zweck hatte man die Stücke eines Ochsen längs der Wand eines der Gebäude an eisernen Haken aufgehängt. Diese Stücke waren noch mit der Haut versehen, welche rund herum von den Weibern festgenäht wurde, nachdem das Fleisch mit Essig, Salz, spanischem Pfeffer und andern Zutaten gewürzt worden war. Gut mit glühenden Kohlen bedeckt, briet so das Fleisch während etwa einer Stunde. Der Geschmack dieses eigenartigen Bratens ist wirklich vorzüglich. Die Haut verhindert ein Ausfliessen des Saftes, welcher dem Fleisch voll erhalten bleibt.



Der Gaucho und sein Rancho.

Ueberall sahen wir vergnügte Gesichter. An grossen und kleinen Feuerstellen bemerkte man Gruppen von Männern und Frauen. Der Máte und späterhin Wein sowie Genever machten fleissig die Runde. Die Gauchos hatten alle ihre festliche, schwarze Tracht angelegt und trugen zur Feier des Tages meist schwere silberne Sporen, sowie mit Silbermünzen dicht besetzte Tiradóres.

Gitarren ertönten hier und dort. Die Gitarre ist das Lieblingsinstrument des Gaucho, und wird teilweise mit wirklicher Meisterschaft gespielt. Nach ihren Klängen tanzt man, und ebenso dient sie zur Begleitung der melancholischen Liebeslieder, durch die ein Hauch träumerischer Phantasie der einsamen Pampas weht. Man hat häufig Gelegenheit, in den Theatern von Buenos Aires und auch Montevideos den Wechselgesang und das Spiel berühmter Improvisatoren zu bewundern, einfacher Gauchos, ohne irgendwelche musikalische Vorbildung, die aber nichtsdestoweniger oft das zivilisierte Publikum zu einem wahren Beifallsturm hinreissen. Auch diesmal waren einige wirklich gute Musiker der Einladung des Majordomo gefolgt, deren eigenartige, wild melancholische Weisen wir hier zum erstenmal

zu hören bekamen, und die sogar auf meinen in Musikangelegenheiten etwas stark kritisch veranlagten Begleiter ihren Eindruck nicht verfehlten.

Nach und nach wurde die Stimmung immer lustiger. An den meisten Feuerstätten trafen Männlein und Weiblein Anstalten zu einem primitiven Tanzvergnügen. Die Weisen der Gitarren bekamen einen andern Klang; es waren keine traurigen, sentimentalen Liebeslieder mehr, sondern nekkische, scharf markierte und kurz angeschlagene Weisen, mit denen sie zum Tanz aufforderten. Wir sahen denn auch jetzt bei beginnender Nacht allerorts Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen, deren Silhouetten sich im Schein der Feuer scharf vom dunkeln Hintergrund abhoben. Die Paare stellten sich zum Kontertanz auf. Hier tanzte man einen Gáto, dort einen Pericón, Triúnfo oder Cuéca.*) Graziös wiegten sich die jungen Mädchen, während die Sporen der Gauchos in rascher, kandenziöser Bewegung auf dem Boden klirrten.

Es war unstreitig ein fesselndes Bild, das sich uns in diesem Augenblick bot. Die Klänge der Gitarren wurden wilder und leidenschaftlicher, die Bewegungen der Tänzer schmiegten sich sozusågen der Musik in allen ihren Nuancen an. Und in weitem Kreise um die tanzenden Paare sassen die Zuschauer, an bestimmten Stellen mit Händeklatschen das Spiel der Musiker begleitend. Noch spät in der Nacht, als wir uns schon zur Ruhe begeben hatten, tönten die eigenartigen Melodien vom Festplatz zu uns herüber.

Ich lag noch lange wach und liess die wilden Klänge auf mich einwirken. Die Gedanken kamen und gingen, und da wollte mir scheinen, als ob ich dem Totentanz einer Rasse, eines Volkes beigewohnt hätte. Wie lange wird es noch dauern, bis sich dort unten, weit in der grossen Ebene, abends am traulichen Herdfeuer fleissige Bauern von vergangener Zeit erzählen, von den wilden Pampareitern, den ungeheuren Viehherden, von der Arbeit und Lust eines verschwundenen Geschlechts?

Ein Pferderennen.

Eine Carréra**) im Camp bedeutet immer ein grosses Ereignis. Der Gaucho ist ein leidenschaftlicher Spieler, und bei einer solchen Gelegenheit werden verhältnismässig grosse Summen gewonnen und verloren. Es kommt leider nur zu häufig vor, dass an solchen Tagen nicht nur das Geld, sondern auch Sattel, silberne Sporen, Tiradór, Poncho und sogar das Pferd eingesetzt und verspielt werden. Sogar der ärmste Peon erspart sich für die grossen Carréras eine kleine Summe von seinem kärglichen Lohn, und wenn er auch Monate lang darben müsste. Auf diese Weise bietet die

*) Alles nationale Kontertänze.

**) Pferderennen.

Pulpería*) nebst ihrer Umgebung, wo meist solche Wettrennen stattfinden, dann ein äusserst lebhaftes, buntes Bild.

Von nah und fern strömen die Gauchos dem ersehnten Schauspiel zu, viele erscheinen mit gut eingedeckten und sorgfältig trainierten Parejéros,**) es wird geschmaust, getrunken, gewettet. Man kritisiert die Pferde, bespricht eifrig die Aussichten derselben und tauscht seine Ansichten über irgend einen geheimnisvollen Tapádo***) aus.

Es war selbstverständlich, dass wir beiden Pampareisenden auf die Ankündigung einer grossen Carréra hin beschlossen, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, um unsere schon erworbenen Kenntnisse zu erweitern. An einem sonnigen Sonntagmorgen ritten wir also nach der von der Estancia etwa 20 Kilometer entfernten Pulpería eines Spaniers, wo zwei bekannte Parejéros sich den Sieg auf der Cáncha†) streitig machen sollten. Einige hundert Gauchos hatten sich bei dem Wirtshaus des Spaniers versammelt. Bunte Gruppen lagerten um die Feuerherde, Gitarrenspiel und Gesang klang uns entgegen, der Máte sowie die Geneverflasche machten überall die Runde. Etwas von den lärmenden Gauchos entfernt, bewegten die Eigentümer oder ihre Peone sorgsam die eingedeckten Parejéros.

Bei solchen Gelegenheiten bleiben die Frauen und Mädchen zu Hause, weil es dort häufig zu Streitigkeiten kommt, und so waren denn auch heute nur die Männer erschienen, mit Ausnahme von ein paar alten Weibern, ehrwürdigen Mumien, die Empanádas††) und sonstige Leckerbissen feilhielten.

Diese Carréras sind übrigens auch der Sammelplatz mancher zweifelhafter Existenzen. Sie ziehen nicht nur Viehdiebe, Deserteure und anderes lichtscheues Gesindel an, die dort ihr meist auf sehr krummen Pfaden erworbenes Geld im Spiel einsetzen, sondern auch den sogenannten Gaucho málo,†††) ein Typ der argentinischen Pampa, der im Aussterben begriffen ist, aber doch noch hier und da vorkommt. Widmen wir ihm einige Zeilen. Je weiter von den zivilisierten und bevölkerten Zentren entfernt, desto primitiver und mangelhafter ist und war in Argentinien Polizei sowie Justiz. Die »Justizia« ist deshalb für diesen Natursohn die Wurzel allen Uebels, mit der er so wenig als möglich in Berührung zu kommen sucht. Nun kommt es manchmal vor, dass einem dieser Gauchos die Geduld ausgeht und er sich mit der Waffe in der Hand Gerechtigkeit zu ver-

*) Laden und Wirtshaus im Camp, wo meist auch Landesprodukte gekauft werden.

**) Sprich: Parechéro; Rennpferd.

***) Bedeutet eigentlich »zugedeckt«, fremde Rennpferde, deren Eigenschaften und Aussichten unbekannt sind.

†) Rennbahn.

††) Eine Art Fleischpastete, mit Fleisch, Oliven, Eiern, Käse usw. gefüllt, eine Lieblingsspeise der Gauchos.

†††) Schlecht, hier eher in dem Sinne von »verwegen« aufzufassen.

schaffen sucht. Er begeht dann vielleicht eine Bluttat und ist von dem Augenblick an geächtet.

Vogelfrei streift er durch die weiten Ebenen, überall verfolgt, aber auch allerorts einen Unterschlupf bei seinen Landsleuten findend. Häufig webt sich ein ganzer Sagenkreis um diese verwegenen Burschen, denen einzelne Polizeisoldaten meist scheu aus dem Wege gehen, und zu deren Verfolgung oft ganze Abteilungen aufgeboten werden. Jahrelang wissen sie sich allen Nachstellungen zu entziehen, bis sie dann eines Tages nach erbittertem Widerstand niedergemacht werden, oder aber in die Hände ihrer Verfolger fallen und ihre Tage in dem Zuchthaus der Landeshauptstadt beschliessen. Die Wettrennen locken solche Gauchos unwiderstehlich an, und meist ist es auch bei solchen Gelegenheiten, dass sie in die Hände der Polizei fallen.

Unser Freund, der Majordomo, hatte einen solchen Gaucho unter der Menge bemerkt und machte uns auf ihn aufmerksam. Ungezwungen verkehrte er mit aller Welt, und ohne irgend welche Scheu wurde er überall ins Gespräch gezogen. Er unterschied sich eigentlich weder in Kleidung noch Auftreten von seinen Landsleuten; nur ein kurzer Trabúquo,*) den er im Gürtel trug, fiel uns an ihm auf. Er setzte nach Beginn des Rennens auf einige Pferde und entfernte sich frühzeitig, seine Tropilla von etwa 15 schönen, starken Pferden vor sich hertreibend. Wahrscheinlich hatte er von der Ankunft einiger Polizeisoldaten Wind bekommen, die am Nachmittag bei der Pulpería eintrafen.

Noch vor ihrer Ankunft sollte die Carréra durch einen blutigen Streit unterbrochen werden. Zwei Gauchos, von denen der eine alles, sogar sein Pferd verspielt hatte, gerieten aneinander. Die Dagas fuhren aus den Scheiden, und den Poncho um den linken Arm gewickelt, hieben und stachen die beiden Kampfhähne erbittert aufeinander los. Ein dichter Kreis von Zuschauern umgab die Streiter, ohne dass es auch nur irgendeinem eingefallen wäre, vermittelnd dazwischen zu treten. Die Gauchos fochten mit grosser Ruhe und Geschicklichkeit. Ihre biegsamen Körper wichen geschmeidig den tödlichen Stössen des Gegners aus; die auf den Kopf gerichteten Hiebe wurden meist mit dem Poncho aufgefangen, der ihnen denn auch nach einigen Minuten in Fetzen um den Arm hing.

Schliesslich erhielt der unglückliche Spieler einen Hieb über den Kopf. Aus einer tiefen Fleischwunde blutend, zog er sich zurück, und der Zweikampf war zu Ende. Eifrig bemühten sich einige Kameraden um den Verletzten, die Wunde wurde zuerst mit Alkohol ausgewaschen und dann notdürftig verbunden. Damit war die Sache erledigt. Ein guter Freund lieh dem armen Kerl ein Pferd aus seiner Tropilla, es wurde ein

*) Sprich: Trabúko; altertümliche Pistole, mit oben trichterförmig erweitertem Lauf, eine furchtbare Waffe im Nahkampf, die bis an die Mündung mit gehacktem Blei gefüllt wird.

Zaum improvisiert, und dann ritt er trübselig nach Hause, um eine Erfahrung reicher. Als später die Polizei auf dem Platze erschien, fiel es niemand ein, derselben von dem Vorfall Mitteilung zu machen. Die Gauchos haben eine grosse Abneigung gegen diese Vertreter der Gerechtigkeit und ziehen es meist vor, ihre Streitigkeiten unter sich abzumachen. Auch der Schankwirt tat so, als wenn er nichts gesehen hätte. Er fürchtete wahrscheinlich, durch eine Anzeige seine Kundschaft zu verlieren.

Die Rennen waren so gegen fünf Uhr nachmittags beendet. Ueber dieselben ist wenig zu sagen. Der Gaucho reitet bei dieser Gelegenheit stets auf ungesatteltem Pferde, wohl deshalb, weil sein für die Arbeit und lange Reisen bestimmter Sattel ausserordentlich schwer ist. Die Distanzen sind meist kurz, und selten übersteigen sie sechs- bis siebenhundert Meter. Die Geldeinlagen werden einem Schiedsrichter übergeben, um so Streitigkeiten vorzubeugen, doch geht es selten ohne die eine oder andere Misshelligkeit ab.

Manche Gauchos leben nur von Spiel und Rennen. Mit ihren gut gepflegten Parejéros ziehen sie an Sonn- und Festtagen von einer Pulpería zur andern. Diese berufsmässigen Spieler haben meist einen sehr guten Blick und spielen mit grosser Vorsicht, die Chancen genau abwägend, während sich die andern Gauchos häufig von der Spielwut zu unvorsichtigen Einsätzen hinreissen lassen. So kommt es, dass man unter den professionellen Spielern manchmal ganz wohlhabende Leute findet.

Ein Hahnenkampf, auch eine Leidenschaft des Pampabewohners, beschloss den Tag. Die Gesetze Argentiniens verbieten diesen Zeitvertreib, worauf jedoch auf dem Lande wenig Rücksicht genommen wird. Der freundliche Leser erlässt mir wohl die Beschreibung jenes wenig Interesse bietenden Schauspiels, auch noch ein Erbteil aus dem schönen Lande der Hidalgos.

Reiter und Tiger.

Unser nur auf einige Tage berechneter Aufenthalt auf der Estancia hatte sich schliesslich auf einige Wochen ausgedehnt, und wir mussten an die Heimkehr denken.

Nach herzlichem Abschied von unserm liebenswürdigen Gastwirt ritten wir denn auch an einem schönen Frühlingsmorgen ab, begleitet von zwei Peonen der Estancia, welche einige in unsern Besitz übergegangene Straussen- und Rehfelle, Geweihe sowie einige kunstvoll geflochtene Lassos nach der Bahnstation bringen sollten. Dieser Tag brachte uns noch eine eigenartige Ueberraschung.

Eben bei einer grossen Cañada angelangt, sahen wir ein grosses, gelbes Tier zwischen dem hohen Riedgras auftauchen. Ein Tiger!*) Das

*) Eigentlich Jaguar, aber in Südamerika allgemein Tiger genannt.

mächtige Tier trottete langsam über den Weg, ohne von unserer Anwesenheit Notiz zu nehmen. Schon wollte ich, die Büchse in der Hand, aus dem Sattel springen, als mein Begleiter mich durch einen Wink aufhielt.

Die beiden Peone hatten ihre Lassos bereit gemacht und trieben ihre ängstlich schnaubenden Pferde mit scharfem Spornstoss auf den Tiger los. Dieser machte Halt, als er sich verfolgt sah, und duckte sich zum Sprung, seine tückischen Augen scharf auf den einen der Gauchos richtend, der bis auf etwa zwanzig Schritt herangekommen war. Noch ein kurzer Augenblick, der uns aber eine Ewigkeit deuchte, dann schwirrte der Lasso durch die Luft, die Schlinge legte sich um den Hals des Raubtieres, und der kühne Reiter zog sie durch eine rasche Rückwärtsbewegung des Pferdes straff an.

Nun begann ein fesselnder Kampf zwischen Reiter und Tiger. Letzterer ging in langen Sätzen an dem Lasso entlang vor, und der Gaucho brachte sich dann durch ein paar lange Galoppsprünge in Sicherheit, die Wurfschlinge abermals straff ziehend. Das arme Pferd zitterte am ganzen Leibe, gehorchte aber trotzdem willig der Führung des Reiters.

Mittlerweile hatte der andere Gaucho dem Tiger ebenfalls seinen Lasso um den Leib geworfen, und nun ritten beide in entgegengesetzter Richtung auseinander, den besiegten Feind zwischen ihren ausgespannten Lassos auf den Boden streckend. Rasch war ich aus dem Sattel, und eine Kugel in den Kopf des Tigers beendete diesen unerwarteten Zwischenfall.

Es war ein ausgewachsenes, männliches Exemplar, dessen Fell rasch abgezogen und unserer Kollektion einverleibt wurde, nachdem wir die rechtmässigen Besitzer durch ein Geldgeschenk entschädigt hatten.

Unser weiterer Ritt verlief ohne Zwischenfall, und bald sassen wir beide in dem luxuriösen Speisewagen des Zuges, mitten unter modernen Menschen, die unsere etwas sehr gauchomässig aussehenden Reisekostüme mit kritischen Blicken musterten. Während wir mit durch die Entbehrung gereiztem Appetit uns über die gut zubereiteten Gerichte hermachten und dazu ein Glas vorzüglichen Buenos Aires-Biers*) tranken, dachte ich an den Pferdefleischbraten, den Asado con Cuero und den grünlichen Paraguaytee der Estancia.

Wahrlich ein scharfer Kontrast, wie ihn auch nur ein werdendes Land bietet!

---

*) Es bestehen augenblicklich in Buenos Aires drei grosse, mit starkem Kapital arbeitende Brauereien, Quilmes-, Palermo- und Biekert-Brauerei, die einen wirklich vorzüglichen Stoff herstellen. Ausserdem gibt es noch viele kleinere Brauereien im Lande, namentlich in den deutschen und schweizerischen Kolonien in der Provinz Santa Fé.

V. KAPITEL.

Ein Besuch bei den Indianern.

In der Provinz Buenos Aires bestehen einige sogenannte Indianerreservationen, in denen die spärlichen Ueberreste der einst so mächtigen Pampastämme kümmerlich dahinleben. Was Pulver und Blei bei dem letzten grossen Kesseltreiben auf die räuberischen Pampaindianer des Südens, Ende der siebziger Jahre, verschont hat, lebt dort, auf einige Quadratmeilen zusammengedrängt, unter strenger Aufsicht der Polizei.

In der Nähe des Städtchens Lincoln befindet sich die Reservation der Coliqueo-Indianer, ein Stamm, der sich schon vor der Vernichtung der Pampaindianer unter den Schutz der argentinischen Regierung gestellt und auch häufig in ihrem Dienst gegen die wilden Rothäute des Südens gekämpft hatte.

Später, als General Roca seinen Feldzug gegen die Pampaindianer siegreich beendet hatte und so der Zivilisation im Süden neue und fruchtbare Länderstriche gewonnen worden, wurden einige zersprengte Ueberreste anderer Stämme der Reservation einverleibt. Es ist bei diesen, in einer Art Gefangenschaft lebenden Rothäuten wenig von den stolzen Pampakriegern übrig geblieben, die einst ein Schrecken des ganzen Südens waren und um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Lanzen noch bis beinahe vor die Tore von Buenos Aires, in die nächste Umgebung der Hauptstadt, trugen.

Damals waren sie die Herren der grossen Ebene, und wo einige tausend Lanzen dieser kriegerischen Stämme erschienen, flüchteten die Bewohner des flachen Landes, und sogar die der kleinen Städte. Auf flinken, vorzüglich zugerittenen Pferden sprengten die Indianer gewöhnlich bei Morgengrauen über die Pampa, wenn sie einen Ueberfall im Sinn hatten. Die Rechte führte die Lanze aus Bambusrohr, und in weitem Halbkreise dehnte sich ihre Linie aus.

Wollten sie überraschend an irgend einem Punkt weit im Innern auftreten, so ritten sie nur bei Nacht und versteckten sich am Tage in den mit hohem Grase bestandenen Cañadas. Wenn es ihnen darum zu tun war, bei Tage ungesehen eine kürzere Strecke zurückzulegen, dann hingen sie sich seitwärts an ihre ungesattelten, nur mit einem Schaffell bedeckten Pferde, und es sah dann aus einiger Entfernung gerade so aus, als ob eine Herde Pampapferde dahersprengte.

Wenn sich dann im Halbdunkel der Dämmerung das wilde, kadenziöse Geschrei erhob, mit dem die Indianer ihren Angriff begleiteten, erbebten die kühnsten Männer in den überfallenen Ortschaften. Strassen, Häuser und Plätze waren dann während einiger Stunden der Schauplatz unmenschlicher Gräueltaten. Männer wurden ermordet, Kinder auf die Lanzen gespiesst und die Frauen in die Gefangenschaft geschleppt, wo ihrer ein noch schlimmeres Los harrte. Die Expedition des Generals Roca hat viele solcher unglücklichen Frauen befreit, manche darunter aus den besten Familien des Landes. Die meisten unter ihnen waren geistig verkümmert, und häufig mussten ihre Familien auch noch ein Rudel halbwilder Kinder mit in den Kauf nehmen . . . die Tochter, die Frau des Hauses war an den heimatlichen Herd zurückgekehrt, aber in welchem Zustande!

Ich selbst habe noch auf einer grossen Estancia die Tochter eines reichen, angesehenen Hauses kennen gelernt, die mit 14 Jahren von den Indianern geraubt worden war und bis zu ihrem 25 Lebensjahre als Weib eines Kaziken unter den Zelten gelebt hatte. Ihre Kinder hatte die Familie ihr genommen und anderweitig untergebracht, und da war sie in Trübsinn verfallen. Auch die spanische Sprache hatte sie vergessen und auch nie wieder ordentlich sprechen gelernt. Dann sass sie tagelang unter der Veranda des Hauses und starrte in die Pampa hinaus, leise, eintönige Weisen singend.

Die Indianer verübten gegen ihre Gefangenen die raffiniertesten Grausamkeiten, wenn sie sich in irgend einer Weise nicht fügen wollten. So kam es sehr oft vor, dass sie denselben die Haut von den Fusssohlen zogen, um sie am Entweichen zu verhindern. Flüchtlinge, die entwichen, aber wieder eingefangen wurden, marterten die Indianer meist auf die grausamste Weise zu Tode.

Auch mancherlei Gesindel, Deserteure und Verbrecher, sammelte sich bei ihren Zelten. Diese wurden gut aufgenommen und traten in die Reihen der Krieger, doch auch sie waren namentlich in der ersten Zeit einer scharfen Bewachung unterworfen.

Unter der Schreckensherrschaft des Tyrannen Rosas, in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, fanden sich sogar manche politische Flüchtlinge bei den Zelten der Indianer ein.

Diese Zeiten sind nun vorüber. Vom äussersten Süden Patagoniens an hat man die unabhängigen Stämme alle ausgerottet, und die Eingeborenen im Feuerland sind relativ harmlose Gesellen, die höchstens durch gelegentliche Diebstähle von Schafen den Ansiedlern lästig fallen. Der Besatzung gestrandeter Schiffe werden sie allerdings manchmal gefährlich.

Wie schon erwähnt, haben die in den Reservationen untergebrachten kümmerlichen Ueberreste der Pampastämme nichts mehr mit ihren Vorfahren gemein.

Ein Aufenthalt auf der Estancia eines Landsmannes in der Nähe von Lincoln sollte mir Gelegenheit geben, das Leben und Treiben der Coliqueo-Indianer kennen zu lernen.

Ein Ritt von einigen Stunden brachte mich nach der grossen Pulpería, im Zentrum der Reservation gelegen. Unterwegs kam ich an vielen kleinen Ranchos vorbei, elenden Hütten, vor deren Tür einige in Lumpen gekleidete Indianerweiber ihren häuslichen Verrichtungen nachgingen. Allerorts empfing man den Eindruck der grössten Verwahrlosung. Die wenigen Maisfelder kümmerlich bebaut und von Unkraut überwuchert, die wenigen Kühe, Pferde und Schafe unansehnlich und abgemagert; nur einige Schweine fanden ihre Rechnung in dem allgemeinen Schmutz.

Es war an einem Sonntag und zur Zeit der Schafschur. Die Indianer arbeiten gewöhnlich nicht auf den benachbarten Estancias, aber zu dieser Zeit ziehen Männer und Weiber auf den Gütern umher, Arbeit suchend und findend.

Auf der Estancia meines Freundes waren auch einige fünfzig Eingeborene bei der Schur beschäftigt, darunter einige Weiber mit völlig blondem Haar, eine Erscheinung, die man bei allen Stämmen des Südens und auch bei den chilenischen Araukanern häufig beobachten kann. Die roten Gesichter, von blondem Haar umrahmt, machen einen eigenartigen Eindruck. Sie erwecken unwillkürlich die Erinnerung an konfuse Sagen von weissen, blonden Männern, die einst an den Küsten Südamerikas gelandet sein sollen.

Zu Zeiten der Schur verfügen die Indianer auch alle über einiges Geld, und so fand ich denn bei der Pulpería eine grosse Versammlung vor. Lachend, schimpfend, trinkend und schreiend drängten sich die Männer am Schanktisch. Dieser reichte von Wand zu Wand des grossen Raumes und war seiner ganzen Länge nach mit starken Eisenstäben ausgestattet, die bis zur Decke reichten. Hinter diesem Gitter standen die Besitzer und bedienten von dort aus ihre nicht gerade vertrauenerweckenden Gäste.

Die Pulpería war mit allen möglichen Waren ausgestattet. Da hingen an den Wänden Sättel, gegerbte Schaffelle, Zaumzeug, Reitpeitschen, Ponchos, Tiradóre, Kleider aus billigen Stoffen, bunte Tücher, Koch-

geschirre, Aexte, Messer und vieles andere, in buntem Gemenge aneinander gereiht. Hinter dem Gitter waren auf Wandgestellen alle möglichen Arten von billigen Stoffen aufgestapelt, und eine lange Reihe von Flaschen mit verlockenden Etiketten, aber nichtswürdigem Inhalt, reizte die Kauflust der roten Männer.

Die meisten vertilgten mit unheimlicher Geschwindigkeit einen erbärmlichen Fusel; viele waren sinnlos betrunken und schliefen ihren Rausch unter der breiten Veranda des Hauses aus. Es soll vorkommen, dass die vom Alkohol betäubten Indianer so tagelang durchschlafen, um dann wieder von neuem zu trinken anzufangen, ohne einen Bissen zu geniessen. Bei meiner Ankunft hörte ich schon von weitem wildes Geschrei. Zwei Rothäute waren wegen der zu zahlenden Zeche aneinander geraten und bearbeiteten sich mit langen Messern. Schliesslich schuf der drohende Revolver eines der Ladenbesitzer Ruhe, doch nicht, ohne dass zuvor Blut geflossen war. Ein langer Indianer hatte einen tiefen Hieb über die Schulter erhalten, aus dem das Blut auf seinen Poncho lief. Der Mann trat ruhig an den Ladentisch, forderte ein Glas Cãña,*) und wusch sich damit die Wunde aus. Und dann trank er weiter. Damit war der Zwischenfall erledigt.

Sicherlich ist der Indianer, wie überhaupt das Individuum jeder primitiven Rasse, ausserordentlich stumpf gegen jeden physischen Schmerz. Ebenso wie der afrikanische Neger, erträgt er Wunden, bei denen ein Europäer zusammenbrechen würde, mit relativer Leichtigkeit. Diese Eigenschaft des Wilden und Halbwilden kannten die Engländer sehr genau, als sie ihre mörderischen Dum-Dum-Geschosse einführten.

Ein alter Indianer kam auf mich zu und bat mich um ein Trinkgeld. Um ihn zutraulich zu machen, schenkte ich ihm einen Peso,**) und dann setzten wir uns beide auf eine leere Kiste unter der Veranda. Da erzählte mir denn der alte Krieger allerlei aus seiner Jugendzeit. Er war mit dabei gewesen, als ein Bruder des Häuptlings Coliqueo bei Nacht und Nebel mit einem Teil der Krieger heimlich nach dem Süden abgezogen war, über die damalige Indianergrenze hinaus. Dort reizte er die Häuptlinge mächtiger Stämme zum Einfall in die Provinz Buenos Aires auf. Tausende von Lanzen trugen Tod und Verwüstung in die benachbarten Partidos.***) Linientruppen und Miliz wurden aufgeboten, um der Invasion entgegenzutreten, doch hatten die Rothäute Zeit gehabt, viele tausend Stück Pferde und Kühe wegzutreiben, nachdem sie in mehreren Ortschaften gesengt und gemordet hatten. Auch der Bruder des Häuptlings Coliqueo

*) Sprich: Cánja; Zuckerrohrschnaps.

**) Landesmünze, die je nach dem Goldkurs schwankt, sich aber in den letzten Jahren nach dem Zwangskurs der Konversionskasse auf etwa 1,70 Mark stellt.

***) Distrikte.

war mit seiner Schar dabei. Er kam bis nach Lincoln, und hier bei der Pulpería wurde er nach erbittertem Ringen von den der Regierung treu gebliebenen Kriegern Coliqueos geschlagen und getötet.

Nicht immer hatte der Stamm in Frieden mit den Behörden gelebt. Mehrmals hatte er sich empört, und das war denn nie ohne Blutvergiessen abgegangen.

Auch von der Vorliebe der Indianer für Pferdefleisch berichtete der alte Mann. Als ich ihn frug, wo sie denn in der Reservation die Tiere herbekämen, da blinzelte er listig und beschrieb mit ausgestrecktem Arm einen Halbkreis: »Oh, auf den Estancias gibt es viele, viele fette Stuten«, meinte er in gebrochenem Spanisch. In Wirklichkeit hören auch die Klagen der angrenzenden Besitzer niemals auf. Es vergeht fast keine Nacht, in der nicht auf irgend einer der benachbarten Estancias ein junges Pferd von den Indianern gestohlen wird. Meist gehen sie dabei so vorsichtig zu Werke, dass es später unmöglich ist, die betreffenden Diebe herauszufinden.

Mit meinem Momentapparat hatte ich bei den Indianern kein Glück, und selbst mein alter Freund machte sich schleunigst unsichtbar, als ich den geheimnisvollen Kasten auf eine Gruppe richtete. Alle meinten, das sei »Gualíche«,*) und einer der Pulperíabesitzer riet mir dringend, den Apparat verschwinden zu lassen, da es sonst leicht noch zu einem unangenehmen Auftritt kommen könnte. Leider musste ich infolgedessen auf ein Momentbild verzichten.

Die beiden Besitzer, zwei handfeste Piemontesen, machten augenscheinlich gute Geschäfte. Sie hatten die Pulpería erst seit einigen Jahren gepachtet und gedachten sich bald zurückzuziehen, da sie ihr Schäfchen aufs Trockene gebracht.

Der Indianer vertrinkt alles, was er verdient und sich zusammenstiehlt. Der Trunk ist eigentlich seine einzige Leidenschaft, seit er dem freien, ungebundenen Leben der Pampas entrissen wurde. Und der Trunk richtet ihn zu Grunde. In einigen fünfzig Jahren wird der letzte Vertreter dieser Nomadenstämme von Argentiniens Erde verschwunden sein.

Im hohen Norden aber, im Gran Chaco, treibt sein Vetter, der Chacoindianer, noch heute sein Wesen. Dort, in dem undurchdringlichen Dickicht der Urwälder, ist ihm schwer beizukommen, und sicherlich werden noch Jahre ins Land gehen, ehe diese nördlichen Gegenden ganz von den Vertretern der roten Rasse gesäubert sind. Auch dort, wie überall, sind sie ein Hemmnis fortschreitender Kultur. Es ist mehrfach, aber stets mit negativem Erfolg, versucht worden, den nördlichen Indianer zu assimilieren. So wird er denn eines Tages das Schicksal des Pampa-

*) Sprich: Gualítsche; Zauberei in der Indianersprache.

indianers teilen, und sein Eigentum, der Urwald, fällt dem Stärkeren anheim.

Auf dem Rückweg überraschte mich ein Pampabrand. Die schon einige Wochen andauernde Trockenheit hatte das hohe Gras ganz ausgetrocknet, und dann fehlt auch gewöhnlich nicht das Streichholz oder der Feuerrest eines unvorsichtigen Reisenden. Als ich einige fünfzehn Kilometer geritten war, machte sich der Brand zunächst durch einen scharfen, brenzligen Geruch, von der Windseite herkommend, bemerkbar. Bald konnte ich auch am Horizont einen breiten Streifen von Rauch und Feuer bemerken, den der frische Wind rasch näher trug. Pferde, Kühe und Schafe kamen in eiligem Lauf an mir vorbei, vor der Gefahr fliehend. Die Peone der benachbarten Estancia waren eifrig damit beschäftigt, die Tiere in Sicherheit zu bringen, da gar nicht daran zu denken war, dem Feuer Einhalt zu gebieten. Ich selbst sah mich veranlasst, vorläufig einen kleinen Flusslauf zwischen mich und die züngelnden Flammen zu bringen.

Die Beschreibung der Pampa- und Prärie-Brände ist ein sehr dankbares Feld für Romanschriftsteller sowie für Reisende, die am grünen Tische und mit der Karte in der Hand weite Touren in unbekannte Länder machen. In Wirklichkeit werden diese Brände aber nur in den seltensten Fällen gefährlich. Es kommt vor, dass namentlich Kühe sinnlos in das Feuer hineinrennen und umkommen. Im allgemeinen wird aber das Vieh beizeiten in Sicherheit gebracht, und der ganze Schaden beschränkt sich meist auf einige verbrannte Pfosten der Drahteinzäunung. So verursachte auch diesmal der Pampabrand keinen weiteren Schaden. Nur meine werten Gastfreunde mussten mit dem Abendessen auf mich warten, da ich mit einigen Stunden Verspätung auf der Estancia eintraf.

VI. KAPITEL.

Eine Muster-Estancia in der Provinz Buenos Aires.

Einer freundlichen Einladung folgend, stiegen mein Freund G. und ich an einem warmen Sommermorgen aus dem Zug der Südbahn. Die Sonne lagerte mit voller Glut auf der kleinen Station O. Unter dem niedrigen Zinkdach herrschte eine wahre Gluthitze. Etwas abseits liessen die Pferde eines für uns bestimmten Wagens ihre müden Köpfe hängen, und im Schatten des Halbdecks schlummerte friedlich der braune Kutscher. Nach einigen freundlichen Auseinandersetzungen, denen ein Schluck aus meiner Feldflasche grösseren Nachdruck verlieh, rieb sich der junge Bursche resolut den Schlaf aus den Augen, und ein paar Minuten später rollten wir auf staubigem Landweg durch die flache Pampa.

Kein Lüftchen regte sich. Hier und da lagerten Kühe gruppenweise am Boden, träge wiederkäuend. Eine Tropilla Pferde begleitete unsern Wagen eine Strecke weit. Nervös schüttelten die Tiere ihre Mähnen, der lange Schweif peitschte die Weichen; dicke Schwärme blutgieriger Moskitos liessen ihnen keine Ruhe. Ein stattlicher Stier glotzte unser Fuhrwerk äusserst missvergnügt an. Mit dem Vorderfuss scharrte er die Erde auf, dieselbe in kleinen Ballen auf den Rücken werfend; augenscheinlich ein Zeichen schlechter Laune. Auch wir befanden uns gerade nicht in sehr gehobener Stimmung. Das Halbdach des Wagens liess den feinen Staub ungehindert eindringen, die Hitze war unerträglich. Endlich, nach etwa halbstündiger Fahrt, brachte uns ein frischer Südwind Erlösung. Unter seinem belebenden Hauch schwand rasch die Art Betäubung, in die wir verfallen waren. Auch die Pampa schien aufzuleben. Als wir nach einiger Zeit durch eine breite, niedrige Portáda*) in den Kamp der Estancia P. gelangten, tauchten rechts und links vom Wege weidende Kühe, Pferde und Schafe in grosser Anzahl auf. Es schien, als ob auch die Tierwelt erleichtert aufatmete.

*) Breite, niedrige Tür, meist aus einem Holzrahmen bestehend.

Wir befanden uns jetzt auf dem Gebiet der einige acht Quadratleguas grossen Besitzung, welcher unser Besuch galt. Mit Interesse beobachtete ich das weidende Vieh. Da gab es keine Tiere der Landesrasse. Eine Mánada*) Stuten trabte über den Weg, so dass wir sie mit Musse betrachten konnten. Es waren schöne, grosse Tiere, denen man deutlich die Beimischung von Hackneyblut ansah. Auch die breit gebauten, kräftigen Kühe, mit kurzen, feinen Beinen, kleinem Kopf und Hörnern, deuteten auf eine starke Beigabe von Durham-Blut hin.

Eine grosse Herde Schafe erregte besonderes Interesse. Diesen Tieren sah man kaum noch an, dass sie ursprünglich von der kleinen argentinischen Landrasse abstammten. In Wirklichkeit kommen auch nur noch in den Gebirgsprovinzen Córdoba und San Luis, sowie im argen-



Weidende Pferde.

tinischen Norden, die primitiven, von den Spaniern einst eingeführten Schafe vor. Namentlich die Herden in der Provinz Buenos Aires sind durch konstante Kreuzung fast reinblütig geworden. Wir finden da alle möglichen Rassen, Rambouillet, Negretti, Lincoln, Hampshire, Black-face und noch viele andere, je nachdem es die Züchter auf Wollproduktion oder Fleischerzeugung abgesehen haben. Die Schafe kommen am besten auf den mit »Pasto tierno« bestandenen Landstrichen vor, das heisst in Gegenden, wo das Pasto tierno, zartes Gras, unter dem Einfluss langjährigen Weidebetriebs die härteren Pampagräser verdrängt hat.

Wir kamen an einer Tränke vorbei. Einige Gauchos zu Pferde trieben eine Herde Kühe langsam an die langen Eisentröge heran, welche beständig durch das von einer Windmühle gehobene Wasser wieder nach-

*) Die grössere oder kleinere Familie eines Hengstes, der seine Stuten eifersüchtig zusammenhält.

gefüllt wurden. In langen, durstigen Zügen schlürften die Tiere das dem Erdboden direkt entquollene kühle Nass. Zwischen den Kühen drängte sich das Kleinvieh, Rinder und Kälber in allen Grössen. Die jungen Stiere werden aber stets abgesondert, sobald sich bei ihnen der Geschlechtstrieb bemerkbar macht. Ueberhaupt findet man auf den Estancias, wo intensive Viehzucht getrieben wird, stets eine sorgfältige Zuchtwahl und Absonderung der Geschlechter. In verschiedene Potréros*) abgeteilt, werden die Rassen streng gesondert gehalten, und von Jahr zu Jahr schreitet die Verfeinerung vorwärts, durch Import von europäischen Rassetieren bester Klasse gewährleistet. Dies gilt wenigstens betreffs der Rindvieh- und Schafzucht. Die Grossgrundbesitzer geben jährlich Tausende für den Ankauf geeigneter Reproduktoren aus, und dabei werden auf den kapitalkräftigen Gütern meist mehrere Rassen nebeneinander gezüchtet.



Shorthorn-Stiere.

Gegen Mittag sahen wir endlich den von einem kleinen Wald umstandenen Gebäudekomplex der Estancia vor uns liegen. Noch eine halbe Stunde Fahrt, und dann bog unser Wagen in eine lange, von Trauerweiden dicht beschattete Allee ein. Rechts und links tauchten üppige Alfalfa-Felder auf. Mähmaschinen legten das duftige Gras nieder, und allenthalben ragten riesige Feimen empor. Auf diesen Feldern waren einige hundert Arbeiter emsig bei der Heugewinnung beschäftigt. Je näher wir kamen, desto intensiver erschien der Anbau des Landes. Kartoffel- und Maisfelder, ausgedehnte Gemüsepflanzungen, ein grosser Obstgarten, Versuchsanlagen, mit mancherlei Futterpflanzen bestellt, begleiteten uns auf beiden Seiten der Allee. Die Pferde griffen wacker aus, und nach einigen Minuten rollte der Wagen auf den grossen, geräumigen Hof des Gutes.

Wir wurden freundlich empfangen. Der Majordomo, ein Deutscher, geleitete uns nach einem herzlichen Willkommen zu den für uns be-

*) Mit Draht abgeteilte Flächen.

stimmten Zimmern. Ein erfrischendes Bad, ein kräftiges Mittagessen — und wir waren zu einem Rundgang durch das weit ausgedehnte Anwesen bereit.

Das Ganze bildete ein ungeheures Viereck. Die Wohnung des Majordomo, ein schmuckes, zweistöckiges Häuschen, innen mit allem Komfort ausgestattet, befand sich zur rechten Hand der Stelle, wo die Allee in den Hof einmündete. Links davon dehnte sich ein schöner, gut gepflegter Park aus. Wir machten zunächst einen Rundgang durch die herrlichen Gartenanlagen, bis an die Freitreppe des Herrenhauses, das



Milchkühe an der Tränke.

seine hohen Giebel in dem klaren Gewässer eines künstlichen Sees spiegelte. Ein wirklich fürstlicher Wohnsitz! Alles, was Vermögen, Luxus und Kunst nur bieten können, war in dieser palastähnlichen Anlage vereint. Und doch brachte der Grossgrundbesitzer kaum einige Wochen im Hochsommer auf seiner Estancia zu.

Wir wanderten zurück nach dem Hofe, um die weitläufigen Stallungen und den sonstigen landwirtschaftlichen Betrieb in Augenschein zu nehmen. Zunächst besichtigten wir die Lechería.*) Diese steht unter Aufsicht eines Schweizers, der über ein zahlreiches Hilfspersonal verfügt. Die Einrichtung der gross angelegten, auf Butterfabrikation gerichteten Milchwirtschaft, war durchaus modern: Zentrifugen, Kühlapparate, Maschinenarbeit.

*) Milcherei.

Das Etablissement produziert monatlich etwa 20 000 kg Butter, die in Buenos Aires auf den Markt kommen.

Auf andern Estancias steht die Käsefabrikation in hoher Blüte. Holländer, Parmesan-, Emmentaler-, Gruyère- und so manche andere Käsesorte, wird in Argentinien auf wirklich vorzügliche Weise nachgeahmt, um nicht von dem sogenannten Landkäse zu sprechen, wie ihn die Provinzen Santa Fé, Tucumán, Salta, Corrientes, Córdoba und San Luis hervorbringen. Die Milchkühe, meist Halbblüter einer guten Milchrasse, werden dabei Sommer und Winter auf der Weide gehalten, was den Betrieb sehr vereinfacht. In den letzten Jahren hat der Butter- und Käseexport Argentiniens einen bedeutenden Aufschwung genommen; auf



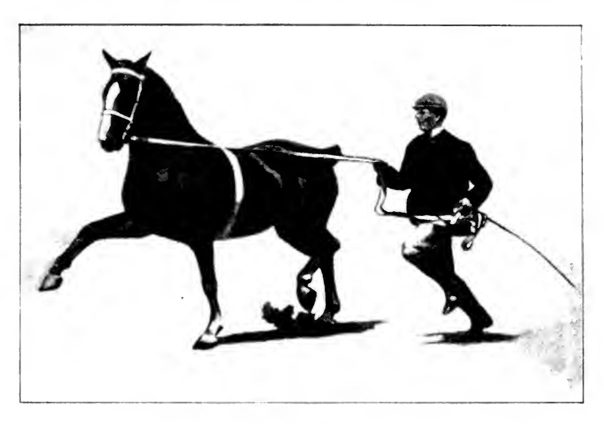
Eine Käserei.

dem Londoner Markt ist die argentinische Butter sehr geschätzt. Auch der Kleinbetrieb in den Ackerbaukolonien ist ein recht einträgliches Geschäft, und mancherorts können die Kolonisten ihre Milch direkt an eine Butter- oder Käsefabrik absetzen, ohne sich selbst mit der Herstellung befassen zu müssen.

Nach Besichtigung der Lechería betraten wir die grossen, geräumigen Ställe, in denen das reinrassige Vieh untergebracht war. Luft, Licht, reichlicher Raum und peinlichste Sauberkeit — das war der Eindruck, den ich beim Betreten dieser grossen, aus Backstein gebauten, mit Zinnplatten gedeckten Hallen empfing. Ein breiter Gang rechts und links; in der Mitte der Hauptgang, an dessen beiden Seiten sich die zementierten Futtertröge befanden. Alles bequem und handlich eingerichtet, und überall die Hähne der Wasserleitung.

Auf der Estancia werden drei Rassen rein gezüchtet: Durham, Hereford, Holländer. Im ganzen waren einige 500 Tiere vorhanden. Ich sah da Exemplare, deren sich der beste europäische Züchter nicht zu schämen brauchte. Auch die Pferde reiner Rasse waren durchweg formenschöne, gut gepflegte Tiere. Hackneys, Anglo-Normannen und Clydesdale machten den Bestand an Zuchttieren aus.

Bei dieser Gelegenheit will ich einer Tatsache erwähnen, die meiner Ansicht nach entschieden nachteilig auf die Zucht, namentlich schwerer Arbeitspferde, einwirkt. Die argentinischen Züchter scheuen kein auch



Hackney.

noch so grosses pekuniäres Opfer, um in den Besitz hervorragender europäischer Produktoren zu gelangen, was sicherlich äusserst anerkennenswert ist. Leider aber wird bei der Zucht nicht immer in rationeller Weise verfahren. Namentlich lässt die Zuchtwahl der zur Kreuzung bestimmten Stuten viel zu wünschen übrig. Da wird aus einer Herde Stuten eine Anzahl Tiere ausgesucht, ohne weiter nach Abstammung und Eigenschaften zu fragen; höchstens gibt man etwas auf gleichartige Farbe. Da die Stute der Landesrasse in Argentinien nur zur Zucht benutzt wird, hat man auch gar keine Anhaltspunkte bezüglich individueller Leistungsfähigkeit. Dazu kommt, dass früher jahrelang die kräftigsten und best genährtesten Stuten zu industriellen Zwecken geschlachtet wurden. Nun

wird einer solch heterogenen Herde ein feiner Zuchthengst zugeteilt. Die Folge davon ist, dass die Nachzucht keinen einheitlichen Typ darstellt. Die Erbübel der Mütter rächen sich an den Kindern. Ausserdem wird leider nur zu oft sprungweise vorgegangen. Kommt eine Estancia in andere Hände, so tritt häufig die Liebhaberei des neuen Besitzers in ihr Recht, der dann vielleicht dem Kreuzungsprodukt von Percheron und Landstuten einen englischen Vollbluthengst zuführt. Die Folge dieser Züchtung ohne stabiles Ziel sind dann Tiere, die stückweise aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzt scheinen. Da herrscht denn der Atavismus in seiner krassesten Form.

Ich kannte einen sehr intelligenten Pferdezüchter, Majordomo einer der grössten und bekanntesten Estancias der Provinz Buenos Aires, welcher im Laufe der Jahre durch zielbewusste Kreuzung einen beinahe vollblütigen Schlag schönster Rennpferde erzielt hatte. Hunderte dieser edeln Tiere weideten in den Potréros des Gutes, und ich erinnere mich noch genau eines Morgenrittes, bei dem mir Herr S. mit berechtigtem Stolz seine schöne Herde zeigte, das Produkt langjähriger Arbeit. Wenige Monate darauf kam der Besitzer der Estancia, Herr J., von einer Europareise zurück. Er brachte einen — dänischen Hengst mit, ein kleines, struppiges Vieh. Der sollte nun mit der edeln Herde gekreuzt werden. Umsonst waren alle Vorstellungen des verzweifelten Majordomos, der sich bei der Gelegenheit die Haare einzeln ausraufte. Es blieb bei dem Machtgebot des Herrn, und so ging denn die schöne Herde ihrem allmählichen Verderben entgegen. Der hartnäckige Besitzer hatte sich in den Klepper verliebt, weil er einige gemeinsame Eigenschaften mit der ursprünglichen argentinischen Pferderasse herausgefunden haben wollte. Nun, der Mann hatte allerdings sehr viel Geld.

So einheitlich und zielbewusst die Arbeit argentinischer Schafzüchter von Anfang an war, so wenig kann man dies leider von der Pferdezucht behaupten. Argentinien würde schon längst mit seinen Pferden den Weltmarkt erobert haben, wenn ihm diese planlose Züchtung nicht einen Stein in den Weg geworfen hätte. Trotzdem finden wir heute im Lande viele veredelte Zuchten, welche die Konkurrenz auf dem europäischen Markt nicht zu scheuen brauchten, wenn . . . ja, wenn die hässlichen Marken nicht wären. In einem Lande von so enorm ausgedehnter Viehzucht, wo natürlich auch die Liebhaber fremden Eigentums nicht fehlen, ist die auf den Schenkel oder die Vorderhand der Tiere gebrannte Marke eine Garantie gegen Diebstahl und ein Nachweis des Besitzes. Während nun bei Schlachttieren diese Marke kein Hindernis zum Verkauf bildet, ist sie bei Pferden ein wirklich entstellendes Merkzeichen.

Ein Bekannter, der verschiedentlich Versuche mit dem Export argentinischer Rassepferde nach den unterschiedlichsten Ländern Europas

gemacht hat, erfuhr leider nur zu spät den hemmenden Einfluss, welchen diese Brandmarke auf den Verkauf der Pferde ausübt. Eine Anzahl wirklich schöner Clydesdales, in vorzüglicher Kondition über See gebracht, wurde durch die entstellende Marke so im Preise gedrückt, dass grosse Verluste entstanden.

Wenn dies bei Arbeitspferden eintritt, kann man sich eine Vorstellung davon machen, in welchem Verhältnis die Luxuspferde unter diesem Uebelstand leiden müssen. Und doch gehört dem argentinischen Pferde in Zukunft der Weltmarkt! Nirgends kann es unter so ausserordentlich vorteilhaften Verhältnissen gezüchtet werden, wie gerade in diesem Lande, wo günstige klimatische, Produktions- und Bodenverhältnisse in geradezu idealer Weise zusammenwirken.



Schafställe.

Nach dieser etwas langen Abschweifung kehren wir zu unserer Estancia zurück. Ein Gang durch die geradezu kolossale Proportionen aufweisenden Schafställe des Gutes gehörte zum Schlussprogramm. Dichtgedrängt, Kopf an Kopf, sahen wir da Tausende der bestgezüchteten Rambouillet- und Lincolnschafe. Ohne zu übertreiben, konnte man diese unter Obhut eines deutschen Schäfers stehende Herde als mustergültig bezeichnen. Sowohl Woll- als Fleischtiere zeigten die typischen Charaktere ihrer Rasse in hohem Grade entwickelt. Von der Schafkrätze, dem so gefürchteten Feind argentinischer Züchter, war hier keine Spur zu bemerken. Fein in der Wolle — gut im Fleisch —, das ist wohl das beste was man von diesen Herden sagen kann.

Einem Deutschen gebührt das Verdienst, die Schafzucht Argentiniens in die richtigen Bahnen gelenkt zu haben. Im Anfang der achtziger Jahre gründete Herr Heinrich Meyer die erste zielbewusst geleitete Cabaña*) in Marcos Paz, Provinz Buenos Aires. Der intelligente Züchter

*) Sprich: Cabánja; ein Gut, auf dem vorzugsweise die Zucht von Rasseschafen betrieben wird.

verlegte sich damals hauptsächlich auf die Zucht von Rambouillet- und Negrettischafen, und bald hatte sein Mustergut einen solchen Ruf, dass die argentinischen Estancieros von weit und fern zu seinen Versteigerungen



Rambouillet-Böcke.

edler Tiere zugereist kamen. Wo mein alter Freund jetzt weilt, ist mir unbekannt. Man kommt so leicht in dem grossen Lande auseinander! Sicher ist, dass er zielbewusst seinen Weg verfolgt hat, wenn auch vielleicht die Konkurrenz des allmächtigen Kapitals seine Erstlingsarbeit zurückgedrängt hat. Aber damals, in den achtziger Jahren, richtete kein Grossgrundbesitzer eine Cabaña ein, ohne Herrn Heinrich Meyer um Rat



Fünf Prachtexemplare der Lincoln-Rasse.

und Hilfe anzugehen. »Don Enrique« war das anerkannte Orakel aller Züchter, und aus seinem Betrieb sind viele tüchtige, junge deutsche Hilfskräfte hervorgegangen, die dann allenthalben im Lande zum Besten des aufblühenden Zuchtzweiges gewirkt haben. Deutsche Intelligenz und

deutscher Fleiss waren es, die damals dem jungen Argentinien eine Produktionsquelle eröffneten, welche heutzutage dem Lande Millionen einträgt. Einen Gruss also und ein freundliches Gedenken dem ersten deutschen Pionier, welcher die früher so vernachlässigte Schafzucht des Landes in neue, produktive Bahnen gelenkt hat!

Allmählich war es Abend geworden. Einer roten, grossen Scheibe gleich, versank die südliche Sonne am Horizont der Pampa. Ein frischer, kühlender Hauch fegte die Gluthitze des Tages hinweg. Unter der Veranda unseres freundlichen Gastwirts sitzend, vergassen wir bald bei einem frischen Glas Quilmesbier die Mühen des Tages.

Da wurde noch so mancherlei gesprochen über die Vorteile des Kleinbetriebs, Auswanderung und germanische Kolonisation. Die Rede wogte hin und her . . ., aber in einem waren wir alle einig: Es gibt heutzutage kein Land der Welt mehr, welches der Emigration solch in die Augen springende Vorteile böte, wie Argentinien. Die verhältnismässig kleinen Nachteile, als da sind: Dislokation über die weiten Ebenen, Verzichtleistung auf gemütliches Zusammenleben, relativ geringere persönliche Sicherheit in gewissen Gegenden, muss man eben mit in den Kauf nehmen, wenn es sich um die Gründung einer neuen Existenz handelt. — Da können wir alle ein Lied davon singen. Aber wir brauchen nur einen Blick auf die blühenden germanischen Kolonien zu werfen, um uns von der Wahrheit eines alten, weisen Wortes zu überzeugen: »Ubi bene, ibi patria!«

VII. KAPITEL.

Eine germanische Kolonie einst und jetzt.

Die Zeiten sind andere geworden. Wenn früher der europamüde Auswanderer, mit andern Schicksalsgenossen auf einem elenden, kleinen Segelschiffe zusammengepfercht, eine manchmal monatelange, beschwerliche Seereise zu bestehen hatte, durchkreuzt er heute mühelos, auf raschem Dampfer, in wenigen Wochen den Ozean. Aus der gefährlichen Reise ist eine Art Vergnügungstour geworden.

Und dann der Landtransport! Wo heute das Dampfross die weiten Ebenen durcheilt, schleppte sich dazumal mühevoll der hohe, zweirädrige Ochsenwagen auf häufig grundlosen Wegen dahin, und ihm mussten sich die Einwanderer anvertrauen, wenn sie nicht zufällig irgend eine der grossen Wasserstrassen benutzen konnten. Diese Wagen, Carretas genannt, sind äusserst schwerfällige Fahrzeuge, die auch noch heutzutage als Transportmittel nach entlegenen Gegenden verwandt werden. Jedes Fuhrwerk wird von vier, mitunter auch von sechs Ochsen gezogen. Ein Gaucho sitzt auf der dicken Wagendeichsel, von wo aus er sein Gespann mit einer langen Stange lenkt, an deren Spitze sich ein scharfer Nagel befindet. So wälzen sich diese Carretas schwerfällig durch die Pampa.

Das war in jener Zeit so ziemlich das einzige Transportmittel. Unter dem hohen Plandach des Karrens sassen dann die Einwanderer wochen- und manchmal sogar monatelang, ehe sie ihr Ziel erreichten. Das ausgedehnte Eisenbahnnetz Argentiniens hat glücklicherweise für den heutzutage anlangenden Europamüden ganz andere Reisebedingungen geschaffen.

Ein anschauliches Bild einer Kolonie von heutzutage, sowie den Anfängen einer solchen vor einigen vierundvierzig Jahren, gibt nachfolgende, von dem in Buenos Aires erscheinenden »Argentinischen Wochenblatt« veröffentlichte, drastische Schilderung eines Schweizer Kolonisten:

»Es war anfangs Februar 1859, als ich mit meiner Familie, Frau und vier Kindern im Alter von 13 und 14 Jahren, unserm Heimatdörfli Lebewohl sagte, um nach Santa Fé in Argentinien auszuwandern. Dort wurde

eine neue Kolonie, San Carlos, gegründet; eine Gesellschaft hatte zwanzig Quadratstunden*) Land erworben, die mit Ackerbaufamilien bevölkert werden sollten. In Basel, wo die Gesellschaft Beck & Herzog ihren Sitz hatte, schlossen wir Vertrag, der für uns günstig schien; sogleich machten wir auch für die Ueberfahrt Akkord mit dem Speditionshause Burkhard & Barbe und bezahlten 3300 Franken für die Ueberfahrtskosten. Es schlossen sich unserer Familie noch an, mein Schwager und ein Bruder von Juan Alemann, Gründer des Argentinischen Wochenblattes, eine Jungfer M., die zu Verwandten nach Esperanza reiste, eine Familie Geschwind aus Baselland und sechs ledige Burschen, ebenfalls aus der Landschaft.

Die Reise ging über Paris nach Havre, wo wir noch sechs Familien, welsche Walliser, trafen, die nach Entre Rios reisten und sich uns anschlossen. Wir wurden auf einem Segelschiff, Dreimaster, plaziert. Dasselbe war für Fracht, aber nicht für Auswanderer eingerichtet. Es war nach Montevideo bestimmt und hatte eine Ladung Wein. Im Schiffsraum wurden an den Seitenwänden unsere Schlafstellen aufgeschlagen, je zwei übereinander in Kufen abgeteilt, wo je zwei Personen schliefen. Hans und Rupert nahmen gemeinsam eine Kufe. Unsere Kisten wurden ebenfalls in diesen Raum verstaut und das Personal, 64 Personen, gross und klein, hineingeschoben. Bettmatratzen aus Seegras mussten wir in Havre kaufen, ebenso das Kochgeschirr, Schüsseln, Teller, Bestecke usw. Lebensmittel erhielten wir auf dem Schiffe: gesalzenes Schweinefleisch, Bohnen, Reis, etwas Kartoffeln, harten Zwieback; Kaffee und Zucker wurden uns wöchentlich zweimal, Wasser alle Tage ausgeteilt. Dörrobst hatten wir von Hause mitgenommen, was für die Kinder eine Wohltat war. Kochen mussten wir selbst; zu diesem Zweck war auf dem Deck ein Kochherd von Ziegelsteinen hergestellt, von drei Seiten mit einer brusthohen Mauer eingefasst, als Schutz gegen den Wind; drei Kochkessel konnten auf den Rost gestellt werden, wo abwechselnd die Parteien kochten; bei Sturm durften wir kein Feuer anmachen, und bei starkem Seegang fielen die Kessel um. Die kleine eiserne Schiffsküche war für die Schiffsmannschaft allein. Bequemlichkeit gab es nicht.«

»Am zweiten Tage schon hatten wir scharfen Wind; die Seekrankheit trat heftig auf, in unserm engen Raum wurde es ungemütlich, das Uebel hob sich aber, sobald der Wind nachliess. Am dritten Tage kamen zwei Matrosen in unsern Raum, der eine schüttete zwei Eimer Wasser auf den Boden, der andere hatte sechs eiserne Kratzer in der Hand, die er austeilte und etwas parlierte, das wir nicht verstanden. Der fing dann an zu kratzen auf dem Boden, machte allerlei Gebärden und drückte dem Rinacher Hans (wir werden den Namen noch oft hören, auch den Namen

*) Soll wohl Quadratmeilen (Leguas) heissen.

Rupert; diese beiden waren immer zusammen. Hans war phlegmatisch, aber der Schalk sass ihm immer im Nacken. An ihm prallte alles ab. Rupert aufbrausend, aber nach ein paar Flüchen wieder der beste Mensch und auch dienstfertig; sie neckten und zankten sich immer, aber sie hassten sich nicht) eine Kratze in die Hand und machte das Zeichen zum Kratzen. Hans sagte aber auf gut Baslerisch: ‚Ig versta nid wui wui, i kraze nid.‘ Dann sollte Alemann dran, der konnte etwas Bernerfranzösisch, aber schon beim dritten Worte wurden sie handgreiflich. Der andere Matrose holte den Steuermann, der uns begreiflich machte, wer sich der Schiffsmannschaft widersetze, würde über Bord geworfen. Ein Matrose schüttelte Hans, dass er die ‚Meerchranket‘ (so nannte er die Seekrankheit) ‚fast no emol begho hat.‘ Nun fingen wir an zu kratzen, bald im Haar, bald auf dem Boden. Als die Matrosen fort waren, sagte Hans zu Rupert: ‚Aber gält, dem hanis gä, dä wird a mi dengge.‘«

»Zwei Tage später traf Hans den Steuermann auf dem Deck, der an einem Flaschenzug arbeitete; er fragte ihn sehr freundlich: ‚Säget gute Frind, sind mir bald dänne?‘ Ob der Steuermann den Ulk verstanden hat, weiss ich nicht. Mit den Matrosen kamen wir nach diesem Auftritt ganz gut aus, wir halfen ihnen die Segel ziehen, die bei starkem Wind sehr oft anders gestellt werden mussten, was eine mühsame Arbeit war.«

»Am sechsten Tage hatten wir einen gewaltigen Sturm, die Segel wurden eingezogen, wir durften nicht aufs Deck. Die Sturzwellen spritzten viel Wasser aufs Schiff, im Schiffsraum hatten wir Angst und Not; die Frauen beteten, einige Männer schimpften, wenn sie aneinander prallten, Rupert sass auf seiner Kiste und pflegte der Seekrankheit und fluchte, als Hans, sein Schlafkamerad, aus der oberen Koje ihm auf den Kopf geflogen kam. Als der Sturm nachliess, durften wir auf Deck.«

»Nach zwei Tagen hatte sich der Sturm gelegt, der Schaden im Segelwerk war ausgebessert, und bei guter Fahrt kamen wir in die Nähe der azorischen Inseln. Da wurde vom Mastkorb ‚Schiff in Sicht!‘ gemeldet, alles rannte auf Deck um das Ereignis zu sehen; ein Schiff, das bei schwachem Wind seitwärts auf uns zusteuerte, kam den Matrosen verdächtig vor, die Worte ‚Brigant‘ und ‚Korsar‘ wurden gesprochen, der Kapitän ging in den Mastkorb und beäugte durchs Fernrohr den Ankömmling. Er liess alles aufs Deck kommen und stellte die Leute auf, so dass jeder zu sehen war. Bald kehrte das feindliche Schiff um und verschwand. Wir waren froh, ausser Gefahr zu sein. Hans schlich sich auch wieder an Rupert heran und sagte prahlend: ‚Gäll, die sin gange, wo si mi gse hei!‘ Das brachte Rupert furchtbar in Harnisch: ‚Ja, wege dire sind si alleweg furt, wenn du emol in d' Höll chunst, so rennt der Tüfel no furt von dir, du Nundedie!‘«

»Es ging der Linie zu. Wir hatten zweimal Windstille, eine Nacht und zwei Tage lag das Schiff still; wer das noch nie erlebt hat, macht sich keinen Begriff, wie niederdrückend es aufs Gemüt ist. Unter der Linie wurde die Taufe vorgenommen; alle wurden mit Wasser begossen. Hans hatte sich versteckt, wurde aber doch erwischt, er protestierte: ,'s gilt nimme, mir si scho lang vorbi!' — es half nichts, er wurde tüchtig nass. Endlich nach 64 Tagen kamen wir in Montevideo an und wurden am dritten Tage auf ein kleines Schiff übergeladen, unser Gepäck wurde alles durcheinander in den Schiffsraum hinuntergeworfen. Beim Herauslassen gab es Streit über Mein und Dein, auch fehlten mehrere Sachen. Eine Familie und mehrere Personen blieben in Montevideo. Nach zweitägiger Fahrt kamen wir auf der Reede von Buenos Aires an, durften aber nicht an Land gehen. Drei Familien nach Entre Rios wurden abgeholt und wir auf ein kleines Flussschiff übergeladen. Wir waren noch 23 Personen. Eine Treppe, um in den Schiffsraum hinabzukommen, gab es nicht, nur ein Pfosten vom Boden zum Deck, in den fünf Kerben eingehauen waren, diente zum Auf- und Abstieg. Wir machten dann von unsern Kisten eine Art Treppe für Frauen und Kinder. Die Fahrt flussaufwärts bis Santa Fe dauerte neun Tage; wir hatten oft Gegenwind. An Stellen, wo das Schiff am nahen Ufer fahren konnte, wurde ein langes Seil ausgespannt, an dem drei Matrosen und unsere acht Mann zogen. Einmal riss das Seil und alles purzelte auf den Boden. Hans fiel auf Rupert, der ihn anfluchte: ,Gäll, du häst's Seil verrisse, du Kamel!' — ,'s ist nit wohr, i ha jo gar nid zoge, i ha mi nu ghebt am Seil!'«

»Von San Lorenzo ab ging es besser, wir hatten guten Wind. Am neunten Tage kamen wir in Santa Fé an und wurden von der Familie Schaffter begrüsst und bewirtet. Wir hatten seit unserer Abreise zum erstenmal wieder an einem Tische essen können. Dem so lang entbehrten selbstgebackenen Hausbrot taten wir soviel Ehre an, dass Lena, die Magd, jammerte: »Jetzt haben sie alle acht Laibe Brot aufgegessen, welche ich gestern gebacken habe.« Es war aber auch leichter zu kauen als der harte Zwieback; auch der Kaffee mit Milch erhielt sein Lob. Auf dem Schiffe hatten wir keine Milch gehabt. Die letzte Reise nach unserer neuen Heimat machten wir per Fuhrwerk, wir hatten von Santa Fé noch 13 Stunden zu fahren und kamen am 11. Mai 1859, nachts 11 Uhr, in San Carlos*) an. Nach dem Nachtessen suchten wir unser Lager auf. Ein grosser Rancho war für die ankommenden Kolonisten errichtet, ein Haufen frisches Maisstroh — die Verwaltung war gerade mit der ersten Maisernte beschäftigt — auf das wir unsere Betten legten, war ein herrliches Lager für unsere müden Glieder. Nun wollen wir aber die neue Kolonie sehen. Die Administration bestand aus drei Strohhütten und

*) Heutzutage bedeutende germanische Kolonie in der Provinz Santa Fé.

unserm Schlafsalon; 500 Schritte nördlich war die Hütte, wo ein Tiroler mit Frau und einem sechsjährigen Knaben wohnte. 500 Schritte westlich war die zweite Hütte, in der ein französischer Graf, Tisière de Boisbertrand mit seiner Frau und einem fünfzehnjärigen Sohne wohnte. Der junge Graf wurde später in Cayastá ermordet. Der Graf war ein politischer Flüchtling. Ihre Bedienung war eine Magd und zwei Knechte. Das waren die sämtlichen Bewohner von San Carlos; sonst sahen wir nichts als Camp, keine Strasse, kein Baum, kein Strauch, kein Hügel und kein Berg, nichts als unabsehbare Graswüste soweit wir sehen konnten. Wir kamen zu Lagunen, in deren Wasser wilde Enten, Gänse und rote Flamingos schwammen; kleine und grosse Rebhühner*) hatten ihre Nester im Grase, auch Rehe und Viscáchas**) sahen wir. Wir mochten zwei Stunden gelaufen sein, nach welcher Richtung wussten wir nicht, als ein Reiter auf uns zukam Es war ein Knecht der Verwaltung, der sagte uns, man könne sich in dem Camp leicht verirren, wir sollten wieder umkehren. ‚Wenn ihr wieder in den Camp geht, so seht nach der Sonne, wo sie steht; wollt ihr dann heimkehren, so kehrt ihr den Rücken, dann findet ihr den Weg am besten‘, fügte der Knecht hinzu.«

»Wir wollten auch eine Richtung annehmen, die uns nicht nach der Verwaltung geführt hätte, wenn der Knecht uns nicht vorgeritten wäre. Halb verzagt meinte Rupert, jetzt habe er genug gesehen. Hans entgegnete ihm: ‚Nit! gar nit hest gseh, nit emol en Bach mit ere Mihle, wo me cha e Glas Wi tringge, ene dra e Brettersägli und e Birnbaum, wo die guete Schäflerbirne dra wachse!‘ — ein lauter Ruf tönte in die Ferne hinaus: ‚O gebt mir mein Dörfchen, die Hütte zurück!‘«

»Als wir heimkamen gab uns der Verwalter zwei Flaschen Carloswein, anderes Getränk gab es nicht ausser Caña.***) Der Wein war gut: Hans meinte: ‚Dere will i au pflanze.‘ Rupert sah ihn schief an, liess aber kein Kraftwort fahren. Der Verwalter sagte: ‚Ihr werdet die Sache nicht so gefunden haben, wie ihrs euch vorgestellt habt. Es ist nicht wie daheim, aber das gute Land, gesundes und mildes Klima, die leichte Bearbeitung des Bodens, die ertragreichen Ernten, der grosse Viehstand, welcher auf freier Weide das ganze Jahr hindurch ohne besondere Pflege seine Nahrung findet, ersetzt die Abwechslung der alten Heimat durch mancherlei Vorteile. Laut Kontrakt seid ihr in fünf Jahren Eigentümer von 93 Juchart Land, jede Familie erhält vier Zugochsen, zwei Milchkühe und zwei Pferde, sowie Lebensmittel und Sämereien bis zur nächsten Ernte. Von der Ernte müsst ihr den dritten Teil abgeben fünf Jahre

*) Es gibt deren einige vier Arten. Die grösseren sind im Geschmack mehr unsern Fasanen ähnlich.

**) Sprich: Viscátscha; Bergkaninchen.

***) Sprich: Cánja; Zuckerrohrschnaps.

lang; dann seid ihr ungestörte Eigentümer eines Heimwesens, das eine Familie reichlich nährt und ihr erlaubt, noch einen Sparpfennig auf die Seite zu legen; allerdings müsst ihr die erste Zeit manches entbehren, was man drüben gewohnt ist. Aber unbemittelte Familien mit wenig Besitztum kommen dort nur selten aus den Schulden, und ihre Kinder müssen dienen gehen. Ich kann euch schon morgen eure Konzession anweisen. Zuerst gräbt jede Familie einen Brunnen. Auf 20 Fuss Tiefe habt ihr Wasser, oft schon auf 15 Fuss. Dann baut ihr die Hütte; das Material dazu gibt euch die Verwaltung, es liegt hier bereit. Wenn das getan ist, erhaltet ihr das Vieh. Zur ersten Arbeit werden euch unsere Knechte Anleitung geben. Wenn sich die Ledigen zusammen einigen können, so gebe ich ihnen das, was eine Familie erhält; diejenigen aber, die bei der Verwaltung als Knechte eintreten wollen, erhalten den hier üblichen Lohn: 8 Taler Bolivianos*) nebst Kost. Getränke gibt es nicht, aber jede Woche eine Flasche Caña auf die Person. Nun lasst euch Zeit zu überlegen.' — Es wurde still. — Rupert sprach zuerst: ‚Was meinst, Hans, wend wir Land näh oder diene! Du häscht jo es Gewerbli gha diheim und ich cha guet fuerwerche und weiss mit Rosse und Vieh umz'gah.' Nach einigem Besinnen fragte Hans: ‚Cha me do au Dubakpfiffeli chaufe, Herr Verwalter, mis isch mer is Meer abegheit.' Rupert liess diesmal kein Kraftwort fallen, aber ein Blick traf Hans, dass wir glaubten, der Wetterstrahl werde auf ihn niederfahren. Erschrocken sagte Hans: ‚Du bruchst mi nid so azluege, i ha mi nu bsinnt, i will mit der cho, aber du muescht melche.' Damit war unsere erste Gemeindeversammlung beendet. Es war kein Wunsch vorhanden, ein Protokoll wurde nicht aufgenommen, es blieb bei Wort und Handschlag.«

»Am nächsten Morgen schenkte ein Knecht dem Hans eine Tabakspfeife, was ihn sehr freute. ‚Dir sid gwiss au en Landschäftler, was ihr so guet sid.' — ‚Nei, i bi en Berner.' — ‚So, ihr sellet eineweg Dank ha; — säget, wo cha me Tubak chaufe?' — ‚Ja, wemme hie chönti Tubak chaufe, so hätt i mis Pfifli nid verschänkt, i würd de sälber rauche!' Hans war paff, Rupert machte einen Freudensprung: ‚Lueg, Hans, wenn ich so guet singe chönnt wie flueche, so würd ich dir en Loblied anstimme.'

»Nun ging es aber an die Arbeit. Hans und Rupert nahmen Land. Alemann kam zu uns, bis die erste Einrichtung getan war. Durch Zufall konnte ich die Hütte kaufen, welche Graf Tisière bewohnt hatte. Im nordöstlichen Teil von San Carlos hatte er ein grösseres Stück Land gekauft und zog dorthin. Seine Frau starb zwei Jahre später, sie wurde nahe bei der Hütte begraben. Das Grab wurde mit vier Weidestangen eingehegt; eine Spur wird jetzt kaum noch zu finden sein. Ein trauriges

*) Früher eine übliche Münze in Argentinien (Silbertaler).

Los von einstigem Glanz und Grösse! In unserer Hütte suchte Alemann nach einer vergessenen Grafenkrone, fand aber nur einen Nagelbohrer hinter der Türe; es war doch ein Anfang.«

»Auf dem zugeteilten Lande wurde die Arbeit begonnen, es fehlte aber manches Werkzeug, an das man nicht gedacht hatte, und das hier nicht zu haben war. Das war auch ein Hindernis zu rascherem Vorwärtskommen. Oh, wäre bei der Hütte nur ein Haselnussbusch oder ein Schlehenstrauch gestanden!«

Und jetzt, vierundvierzig Jahre später:

»Heute feiern wir den 25. Mai 1903; zwar nicht mit Glanz und Gepränge, aber doch im netten Sonntagskleide versammelte sich gross und klein vor der Kirche, die auch als deutsche Privatschule eingerichtet ist, und an welcher zwei seminaristisch gebildete Lehrer (Schweizer) 43 Schülern Unterricht erteilen. Diese zeigen am heutigen Festtage den Eltern und Schulfreunden, was sie gelernt haben; es sind 34 Nummern, die in deutscher, spanischer und französischer Sprache vorgetragen werden, dabei sind alle Fächer vertreten, die in einer guten Volksschule gelehrt werden. Der Gesang hat besonders gut gefallen. Deutsche, spanische und französische Lieder wurden gemeinsam gesungen, auch das Turnen hat sehr befriedigt, und die Spiele der Kleinen zeigten, dass noch munteres Leben vorhanden ist, Dank den Herren Lehrern, die ihres Amtes eifrig walten und der Jugend auch Frohsinn einzuprägen wissen. Es gibt dann noch mehrere Kommunalschulen, in denen die Kinder unentgeltlich unterrichtet werden. Die Kolonie ist in drei Abteilungen geteilt, Süden (die ursprüngliche), Zentrum und Norden. Sie bildet ein längliches Viereck von 8 Quadratleguas*) Grösse und hat drei Kirchen, ein schönes, gut eingerichtetes Spital, drei Dampfmühlen, eine Brauerei mit neuester Einrichtung und gutem Betrieb, auch eine Gerberei. Durch die Mitte führt eine Schmalspurbahn mit drei Stationen. Aber die Lagunen, in denen sich vor 44 Jahren zahlreiche Enten, Gänse und Flamingos tummelten, sind verschwunden. Rehe, Viscáchas und Mulitas**) gibt es nicht mehr, und die Paradiesbäume, Pappeln und andere Bäume bilden Wäldchen, die mehr Holz liefern als verbraucht werden kann. Was die Landwirtschaft an Gerätschaften bedarf, wird zum grossen Teil hier selbst fabriziert. Dampf- und andere Maschinen sind in den Geschäftshäusern zu kaufen, wo immer das neueste zu haben ist. Es fehlt nur die Wassermühle und der Bach, nach denen sich Hans vergeblich sehnte.«

»Vor 44 Jahren soll die Provinz Santa Fé noch wenig bewohnte Orte gehabt haben; man nannte uns ausser Santa Fé (Stadt), Rosario, Coronda, Paso Santo Tomé, Esperanza, das Indianerdorf El Sauce und

*) Eine Quadratlegua = 2500 Hektar.

**) Sehr schmackhaftes Gürteltier, in verschiedenen Arten und Grössen vorhanden.

drei Hütten; das heutige San Geronimo, dann eine Anzahl Estancias. Das Land, wo heute die Kolonien sind, diente damals den Indianern als Jagdgründe und musste von den Kolonisten noch erkämpft werden.«

»Reichtum, nach dem wir ja alle streben, habe ich nicht gefunden, aber das Bewusstsein, dass meine Nachkommen ohne Angst und Sorgen den Nutzen ihrer Arbeit geniessen und denselben nicht dem Zinsherrn bringen müssen, wie ich es drüben musste. Befriedigt schliesse ich meine alten Tage. Mein jüngster Urenkel (es ist der siebente) wird immer ruhig, wenn ich das Lied singe: ‚Willkommen, o Abend voll Milde, du gibst dem Ermüdeten Ruh.'«

»Diese Erlebnisse habe ich für meine Kinder und Enkel aufgezeichnet, damit sie das Einst und Jetzt vergleichen und die jetzigen Verhältnisse zu bessern suchen; im Kampf durchs Leben werden sie leichter fortkommen, wenn sie Genügsamkeit und Frohsinn zur Arbeit begleitet. — Wer heute auf den grossen Dampfschiffen reist, wird kaum begreifen, wie man in einer Nussschale hin- und hergeworfen wird.«

Soweit der lebenswahre Bericht eines Pioniers der Kultur, den ich in der Hauptsache beinahe wörtlich wiedergegeben habe, um ihn so in seiner eigenen Originalität voll zur Geltung zu bringen. Ja, es ist anders geworden in argentinischen Landen. Grossartige Verkehrsmittel erleichtern dem Einwanderer Reise und Absatz seiner Produkte, das Dampfross durcheilt heutzutage in allen Richtungen die weiten Pampas der Republik und windet sich sogar nach den Gebirgen Argentiniens hinauf, steile Hänge und Steigungen überwindend.

Aber die Grundbedingungen für eine erspriessliche Kolonisation stehen nun auf einer viel solideren Basis. Argentinien ist sicherlich mit vollem Recht ein Zukunftsland für den Einwanderer aus gemässigter Zone zu nennen, und hierin unterscheidet es sich vorteilhaft von andern südamerikanischen Ländern. Brasilien zum Beispiel, bietet dem germanischen Element lange nicht die Vorteile, wie sie in Argentinien sich vorfinden. Hierzu kommt, dass Argentinien für Deutschlands Handel eine viel grössere Bedeutung besitzt, als Brasilien. Dort besteht ein Stamm von etwa 200 000 Kolonisten deutscher Abstammung, und trotzdem ist Argentinien ein viel besserer Abnehmer deutscher Produkte als jenes Land. Eine vermehrte Einwanderung deutscher Elemente würde also auch dem deutschen Handel, dessen Fazit an anderer Stelle behandelt ist, zu gute kommen.

Und dann ist auch auf die relative Rentabilität der Ländereien Rücksicht zu nehmen. Das ausgedehnte Bahnnetz Argentiniens, im Verein mit seiner hoch entwickelten Flussschiffahrt bieten dem Kolonisten eine absolute Garantie des leichten Absatzes seiner Produkte, was man speziell von den durch Deutsche bevölkerten Kolonien Brasiliens durchaus nicht behaupten kann. Dazu kommen klimatische und infolgedessen Anbau-

verhältnisse, die schliesslich ausschlaggebend sind: Einmal sagt das heissere Klima der südlichen Landesteile Brasiliens dem germanischen Einwanderer nicht in dem Grade zu, wie die als gemässigt zu bezeichnenden Landstriche des mittleren und südlichen Argentinien, fernerhin handelt es sich eben deshalb in Argentinien um den Anbau von Erzeugnissen, die der Produzent direkt an den Exporteur abgeben kann, ohne zum Zwischenhandel, der häufig den besten Teil des Reinertrages verschlingt, seine Zuflucht nehmen zu müssen.

In Brasilien liegt die Sache wesentlich anders. Das wärmere subtropische Klima nötigt geradezu zum Anbau von Tabak, Zucker, Reis, Baumwolle usw. Diese Produkte verlangen aber zu ihrem Vertrieb die Intervention von einem und manchmal sogar mehreren Zwischenhändlern, die einen bedeutenden Teil des Reinertrages in die Tasche stecken, während der argentinische Weizen zum Beispiel, sowie die Produkte der Viehzucht direkt von dem Erzeugungsort auf den Weltmarkt gelangen.

Obenstehende Erwägungen sprechen eine beredte Sprache. Nur dort, wo günstige klimatische sowie Export-Verhältnisse harmonisch zusammen wirken, gedeiht auf die Dauer eine germanische Kolonisation. Das Assimilationsvermögen des Germanen ist nur scheinbar ein leichtes. Ungünstige klimatische Verhältnisse führen in kurzer Zeit eine Degeneration unserer arbeitsamen und kräftigen Rasse herbei.

VIII. KAPITEL.

PATAGONIEN.

Umschau.

Patagonien ist eine natürliche südliche Fortsetzung der argentinischen Pampaformation. Im Osten vom Atlantischen Ozean bespült, bildet seine Westgrenze die Kette der patagonischen Anden.

Dieses grosse Gebiet, dessen Flächeninhalt etwa 780 000 Quadratkilometer beträgt, umfasst die Nationalterritorien Neuquen, Rio Negro, Chubut und Santa Cruz. Diese weiten Landstrecken haben heute nur eine Bevölkerung von etwa 30 000 Seelen. Die Indianer als geschlossene Volksstämme sind ganz aus Patagonien verschwunden; nur vereinzelt, als Knechte auf den Gütern oder in elenden Ranchos in bisher unbevölkerter Gegend lebend, trifft man sie noch hier und da an. Die nördlichen Distrikte Rio Negro, Neuquen und Chubut, haben in letzter Zeit allgemeines Interesse als äusserst kolonisationsfähiges Gebiet erweckt. Patagonien bietet der Kolonisation ähnliche klimatische Verhältnisse, wie zum Beispiel Deutschland, Oesterreich und die Schweiz, und deshalb kann es wohl speziell dem germanischen Element zur Auswanderung empfohlen werden; unter welchen Bedingungen, soll in einem andern Kapitel behandelt werden.

Wie schon erwähnt, ist Patagonien als Fortsetzung der argentinischen Pampas zu betrachten. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, von Buenos Aires aus die Südküste Argentiniens per Dampfer zu befahren, kann deutlich beobachten, wie etwa vom 40. Grad an die Küste allmählich sich erhöht. Bis zu einer Höhe von mehr als 100 Metern steigt diese steile Wand an; sie bildet nach Osten hin die Grenze der grossen patagonischen Hochebene. Tiefe Täler durchschneiden sie in der allgemeinen Richtung von Westen nach Osten, ihre Wasser in den Atlantischen Ozean ergiessend. Von Osten nach Westen hin steigt die grosse patagonische

Ebene allmählich an, stellenweise unterbrochen durch mehr oder weniger tiefe Einsenkungen. Kleinere, häufig mit Basalt bedeckte Erhebungen, sowie unbedeutende Krater steigen an einigen Stellen aus der unermesslichen Einöde empor.

Ein wahres Labyrinth von »Cañones«*) wird stellenweise durch grosse breite Täler durchschnitten. Dort, in diesen Vertiefungen, haben auch einige Kolonien festen Fuss gefasst. Reichliche Wasseradern durchströmen diese Täler, und ihre Ausbeutung mit Benutzung künstlicher Bewässerung gleicht einigermassen den Mangel an natürlichen Niederschlägen in dem östlichen und mittleren Teil Patagoniens aus. Nach Westen zu ändert sich allmählich die Physiognomie der Landschaft. Zwischen der schneebedeckten Kordillere und dem westlichen höchsten Rand der pata-



Patagonische Landschaft.

gonischen Ebene haben die von den Höhen des Hochgebirges abfliessenden Wasser, vielleicht in Verbindung mit Bodenbewegungen einer prähistorischen Zeit, eine erhebliche Vertiefung zwischen diese Ebene und die Andenkette gegraben. Das Gelände ist in dieser Gegend sehr durchbrochen. Teilweise zu niedrigen Hügelketten ansteigend, dann wieder zahlreiche Vertiefungen und Täler bildend, überall reichlich mit grösseren und kleineren Wasserläufen von der gütigen Natur ausgestattet, bietet jene ausserordentlich fruchtbare Gegend kommenden Generationen ein weites Feld kolonisatorischer Tätigkeit.

Ein gemässigtes gleichmässiges Klima, reichliche Niederschläge, üppiger Graswuchs, grosse Seen, am Rand der hohen Gebirgskette auf weite Strecken hin hochstämmiger, meist lichter Urwald; das ist etwa der allgemeine Eindruck, den jener Teil Patagoniens auf den Reisenden macht, und der mit Vorliebe »die argentinische Schweiz« genannt wird. Dort,

*) Sprich: Canjónes; scharfe, abrupte Einschnitte des Geländes.

in diesem fruchtbaren Hügelland, bestehen heute schon einige Kolonien, und dort, wie in den Tälern der grossen Flüsse, liegt auch die Zukunft einer verständig geleiteten germanischen Einwanderung.

Die Hauptkette der Kordillere weist hier nicht mehr die hohen Erhebungen des Nordens auf. Etwa vom 40. Grad an fällt sie nach und nach gegen Süden hin ab, und dort steigen die Gipfel auch nicht zu grösserer Höhe wie durchschnittlich 3000 Meter an, wenn wir die vulkanischen Erhebungen an der chilenischen Küste ausnehmen. An der Küste des Stillen Ozeans fallen vom 46. Grad an zahlreiche Gletscher nach dem Meere zu, bis hinab zu den mit ungeheuren Urwäldern bedeckten tieferen Hängen des Gebirges. Buchen, Zedern und Tannen bedecken das abfallende Gelände bis nach der chilenischen Küste hin. Der Hochwald ist mit undurchdringlichem, üppigem Unterholz durchsetzt —, Dorngestrüpp, Lianen und Bambus in buntem Gemisch, ähnlich wie in den Urwäldern des subtropischen Misionesterritoriums. Zwischen dem 42. und 47. Grad fällt die Kordillere steil zur chilenischen Küste ab. Weiter nach Süden hin wird das Gebirge durch zahlreiche enge Fjorde durchbrochen, die teilweise tief in die Küste einschneiden; wir sind an der Magalhaenstrasse angelangt.

Allerorts in Patagonien erkennen wir den Einfluss zweier Eisperioden; die zwischen der Kordillere und dem Westrand Patagoniens sich ausdehnende grosse Vertiefung ist sicherlich auch, wie schon erwähnt, auf unter dem Einfluss des Eises entstandene Bodenverschiebungen zurückzuführen. Trotz dieser klar hervortretenden parziellen Vertiefungen Patagoniens, ist jedoch ein allmähliches Ansteigen*) des Landes deutlich erkennbar. An allen höheren Stellen der Küste, wohin die See heutzutage nicht mehr hinaufreicht, finden sich Ueberreste von Muscheln und Skelette grosser Meertiere vor.

Von wunderbarem landschaftlichen Reiz sind die vielen Seen, unter diesen einige von sehr beträchtlicher Ausdehnung, welche sich auf der Ostseite der Kordillere bis weit nach Süden hin vorfinden. Vor allem ist der Lago Nahuel Huapi zu erwähnen, ein ungeheures, meerartiges Becken, das seine Wasser in den Limayfluss ergiesst; ferner der Lago Lacar, Lago Buenos Aires, Lago Argentino und viele andere grössere und kleinere Becken, deren Umgebung der Kultur noch nicht erschlossen ist.

Sicherlich wird die Beendigung der Grenzstreitigkeiten zwischen Argentinien und Chile dieser Region direkten Nutzen bringen, da jetzt keine Schwierigkeiten mehr betreffs Ausstellung gültiger Besitztitel bestehen. Möge die germanische Kolonisation nicht nachgehinkt kommen, wenn die besten Landstriche schon in festen Händen sind!

---

*) Darwin, Steffen, Hauthal.

Neuquen.

Vom 36. Breitegrad dehnt sich das Neuquenterritorium längs der Kordillere bis etwa zum 41. Grad hin aus. Der grosse Lago Nahuel Huapi befindet sich an seiner äussersten südlichen Grenze.

Der mächtige Neuquenfluss durchkreuzt das Gebiet in südöstlicher Richtung, um an der Grenze des Rio Negro-Territoriums in letzteren Fluss einzumünden. Im Südosten trennt es der aus dem Lago Nahuel Huapi abfliessende Limayfluss vom Rio Negro-Territorium. Seine nordöstliche Grenze wird durch den Rio Colorado gebildet. Zahlreiche Fluss-



Neuquen: Am Hang der Kordilleren.

läufe durchkreuzen das Gebiet, meist in der allgemeinen Richtung von Westen nach Osten und von Nordwesten nach Nordosten.

Die Gegend zwischen dem Rio Colorado und Rio Neuquen eignet sich vorläufig hauptsächlich zur Viehzucht. Dies schliesst nicht aus, dass sie bei künstlicher Bewässerung seinerzeit dem Ackerbau zugänglich gemacht werden kann. In Deutschland hat man im allgemeinen eine gewisse Scheu vor künstlicher Bewässerung, wenn es sich nicht gerade um Wiesenrieselung handelt. Dieser Widerwille, dem eine Furcht vor allzuvieler Arbeit zu Grunde liegt, ist durchaus gegenstandslos. Im Gegenteil, wo ein gutes Kanalsystem den Wasserbedarf sichert, bietet die künstliche Bewässerung dem Kolonisten eine grosse, ich möchte fast sagen, absolute

Sicherheit gegen ungünstige atmosphärische Einflüsse. Sporadische Trockenheit ist stets der grösste Feind des Ackerbauers gewesen! Ausserdem ist wohl zu beachten, dass man bei künstlicher Bewässerung der Düngung des Bodens weit geringere Aufmerksamkeit zu schenken braucht. Das Wasser bereichert den Erdboden stets mit einer beträchtlichen Menge organischer Substanzen, und die grosse Gleichmässigkeit der Wasserzufuhr im richtigen Moment erhöht die Ergiebigkeit eines minderwertigen Bodens.

Zwischen den Flüssen Neuquen und Curileuvú im Osten, sowie der Kordillere, ist das Land äusserst fruchtbar. Hier in dieser Zone stösst die künstliche Bewässerung auf keinerlei Schwierigkeiten, da dort unzählige



Neuquen: Der Vulkan Lanin.

Flüsse und Bäche eine reichliche Wasserzufuhr sichern. Im 4 Departement, welches sich der Kordillere entlang zieht und im Süden an den Lago Nahuel Huapi stösst, hat kürzlich am Aluminéfluss eine deutsche Gesellschaft acht Leguas Land auf fünf Jahre zu 300 Pesos (etwa 700 Mk.) per Legua jährlich gepachtet. In diesem Falle handelt es sich um ein Unternehmen, das in erster Linie einen grossen Viehzuchtbetrieb ins Auge gefasst hat. Hoffentlich folgen weitere deutsche Kapitalien der vorgezeichneten Spur, denn eine Schwalbe macht leider noch keinen Sommer.

Die Neuquenbahn, welche vor einigen Jahren vollendet wurde, ist für das Territorium von grosser Bedeutung, da sie Ein- und Ausfuhr bedeutend verbilligt hat. Früher wurden fast alle Produkte aui dem beschwerlichen Weg über die Kordillere von Chile aus eingeführt.

Die Topographie des Landes schliesst sich der von Patagonien gegebenen, allgemeinen Beschreibung an. Nur ist noch zu erwähnen, dass das Gelände sanft von Norden nach Süden zu abfällt. Im mittleren Teil des Neuquengebietes durchkreuzen zahlreiche Zuflüsse des Rio Agrio das Hochplateau in der allgemeinen Richtung von Westen nach Osten Dort, in dieser Gegend, treffen wir auf herrliche, mit üppigem Graswuchs bedeckte Täler, von kristallhellen Wasseradern berieselt, die sich an einigen Stellen zu kleinen Seen ausdehnen. — Eine anmutige Gegend, von grosser landschaftlicher Schönheit.

Die hochgelegenen Pampas bestehen streckenweise aus sandigem Gelände, das nur für Viehzucht geeignet ist.

Im Sommer steigt die Temperatur häufig bis zu 27 Grad Celsius an. Im Winter fällt sie selten nachts unter minus ½ Grad. Der Winter ist also viel gelinder als in Deutschland. In der kalten Jahreszeit herrscht im allgemeinen grössere Feuchtigkeit als im Sommer, ein Umstand, der die Pflanzungen in höherem Grade widerstandsfähig gegen Frost macht.

Im Neuquenterritorium gedeihen alle Kulturpflanzen der gemässigten Zone. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Rüben, Gemüse aller Art entwickeln sich mit äusserst üppigem Wuchs, desgleichen kommen der Weinstock, Apfel- und Birnbaum usw. gut fort. Die Nähe des Gebirges gleicht überdies einigermassen extreme Temperaturwechsel aus. In den der Kordillere am nächsten gelegenen Landstrecken hat sich die Alfalfa, ohne vorherigen Anbau, auf weiten Strecken angesiedelt. Dies ist ohne Zweifel ein Beweis der grossen Fruchtbarkeit des Bodens. Wahrscheinlich ist diese Luzerne durch Viehherden aus Chile dort verbreitet worden. In den Exkrementen der Tiere, welche vorher auf Alfalfafeldern geweidet haben, finden sich noch nach Tagen die Samen dieser Kleeart vor. Ich habe diese Tatsache häufig auf meinen Reisen beobachten können, und sogar im hohen Gebirge sprossten einzelne Kleepflanzen auf den steinigen Wegen.

Die Kolonisation in diesen Gegenden wird stets in der Viehzucht ihre wirtschaftliche Ergänzung zu suchen haben. Sowohl Pferde und Maultiere, als auch Kühe, Schafe und Ziegen gedeihen vorzüglich auf den minderwertigen Landstrichen des Neuquenterritoriums, und in diesem landwirtschaftlichen Zweig findet der Ackerbauer eine willkommene Beihilfe zu seinen laufenden Einnahmen. Die Lage am Fuss der Kordillere erlaubt ausserdem, durch die meist gangbaren Pässe die Ueberproduktion nach Chile zu exportieren, wo namentlich in gutem Fleisch sich befindende Ochsen stets einen hohen Preis erzielen.

Ehe ich dies Kapitel schliesse, möge noch des Mineralreichtums dieser Gegend gedacht werden. Im Norden und Süden von Chos-Malal finden sich vielversprechende Kohlenlager vor. Namentlich an den Orten

»Las Maquinas«, »Cerro de la Parva« und »Quebrada del Carbon« treten die Lager deutlich zu Tage. Dieselben befinden sich alle drei nicht weit von dem Fluss Curileuvú.

An einem der kleinen Zuflüsse des Rio Neuquen, dem Bach Milla-Michi-Có, stossen wir auf goldhaltigen Sand. Der Name bedeutet in der Tehuelchensprache »grosses Goldwasser«. Dort wird in äusserst primitiver Art Gold gewaschen. Auch einige Goldminen finden wir in der Nähe der »Sierra de la Yégua«.*) Die »Cordillera del Viento« enthält Bleiadern. Auf dem »Cerro Mayal« treffen wir auf Kupferadern, die teilweise frei zu Tage liegen.



Neuquen: Der Tronador.

Was nun die Goldausbeutung anbelangt, so will ich im allgemeinen einen Umstand festnageln, der noch nicht genügend bekannt ist. Goldwäschereien können von fleissigen Arbeitern ohne grosses Kapital ausgebeutet werden; wenn sie einigermassen reichhaltig sind, werden sie stets einen guten Gewinn abwerfen. Anders liegt die Sache bezuglich der Ausbeutung von aus dem Gestein herauszuarbeitenden Goldminen Wenn der Unternehmer gerade nicht ein besonderer Glücksvogel ist, so geht er meist an fehlendem Kapital zu Grunde. Der Abbau einer Goldmine erfordert heutzutage eine bedeutende Kapitaleinlage. Man arbeitet mit Explosivstoffen; zum Abwaschen der Hänge braucht man »Monitors«

*) Sprich: Jégua; Stute.

von grosser Kraft, das sind Maschinen, welche mittels eines kräftigen Wasserstrahls das goldhaltige Erdreich abspülen; schliesslich bleiben dann immer noch die grossen Felsstücke übrig, zu deren Wegschaffen eine Anzahl elektrischer Elevatoren gehört, da sie den Betrieb stören und ausserdem die unter ihnen verborgenen »Nuggets« den grössten Teil der Ausbeute bilden. Also »Hand weg!« von dergleichen Unternehmungen, wenn nicht ein bedeutendes Kapital vorhanden ist!



Territorium Rio Negro: Der Lago Nahuel Huapi.

Das Rio Negro-Gebiet.

Die grossen Wasseradern Rio Neuquen und Rio Limay vereinigen sich westlich des 70. Längegrades zu einem mächtigen Strom. An diesem, dem Rio Negro, dessen Lauf etwa 1000 Kilometer beträgt, drängt sich bis jetzt die noch äusserst spärliche Kolonisation zusammen.

Schon seit langen Jahren werden die vorzüglichen Weiden, namentlich in dem breiten Flusstal, zu ausgedehnter Viehzucht benutzt. Aber auch auf den grossen Ebenen, die sich zu beiden Seiten des Stromes ausdehnen, weiden ungeheure Herden von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Pferden.

Das Klima begünstigt den Anbau aller Feldfrüchte der gemässigten Zone. Der Weinstock, sowie allerlei Arten von Obst gedeihen vorzüglich, ebenso wie Gartengewächse, unter anderm die Melone und Wassermelone. Aber auch hier im Rio Negro-Tal ist der Kolonist auf künstliche Bewässerung angewiesen, da im Sommer häufig anhaltende Trockenheit eintritt.

Auch die Olive kommt dort fort, ein Umstand, der auf eine ganz ansehnliche durchschnittliche Wärmesumme hindeutet.

Um das Rio Negro-Tal einer Kolonisation in weiterem Sinne zugänglich zu machen, bedarf es vor allem einer weitläufigen Bewässerungs- und Entwässerungsanlage. Letztere ist aus dem Grunde unerlässlich, weil bei starkem Regen mehrfach grosse Ueberschwemmungen in dem weit



Territorium Rio Negro: Puerto Blest am Nahuel Huapi-See.

ausgedehnten Flusstal vorgekommen sind. Die argentinische Regierung hat diesem Uebelstande ihre volle Aufmerksamkeit zugewandt, und es ist in absehbarer Zeit auf Besserung dieses einer intensiven Kolonisation hinderlich in den Weg tretenden Umstandes zu hoffen. Die betreffenden Anlagen sind auf etwa anderthalb Millionen Pesos veranschlagt, eine Summe, die bei der hoffnungsvollen Zukunft jener Gegend wenig ins Gewicht fällt. Bei dem grossen Interesse, welches die Regierung gerade diesen Landstrichen entgegenbringt, kann man eine baldige Inangriffnahme der Arbeiten erwarten. Die vorbereitenden technischen Studien sind so gut wie beendet.

Das Rio Negro-Tal hat eine durchschnittliche Breite von etwa 6 bis 20 Kilometer. Einige 400 000 Hektar Land sind dort ohne grössere

Nivellierungsarbeiten bewässerbar, während etwa 100 000 Hektar gewisse Vorarbeiten erfordern, ehe sie für den Ackerbau verwendbar sind. Der Strom führt auch in trockener Jahreszeit genügend Wasser, um diese grosse Fläche zu berieseln, und zwar ohne dass deshalb der Schiffahrt irgendwelche Schwierigkeiten durch Wassermangel entstehen würden. Der Bodenwert beträgt vorläufig noch etwa 4 bis 6 Pesos pro Hektar, jedoch ist derselbe jetzt schon im Steigen begriffen. Wenn einmal die Kanalisationsarbeiten resolut in Angriff genommen werden, dürften die Preise rasch in die Höhe gehen.

Auch in bezug auf den Coloradofluss, der ebenfalls zum Rio Negroterritorium gehört, gelten in beschränktem Masse obige Ausführungen. Doch ist dort die verfügbare Wassermenge geringer; es sind etwa 250 000 Hektar Talboden vorhanden, und das Wasser des Flusses reicht nur für die Hälfte dieser Fläche aus. Der Rio Negro bedarf einiger geringer Regulierungsarbeiten seines Bettes. Schon jetzt ist er fast das ganze Jahr hindurch schiffbar; nach Ausführung dieser Arbeiten jedoch wird seine Schiffahrt einen mächtigen Impuls erfahren.

Zu erwähnen ist noch, dass die vom Seehafen Bahia Blanca nach dem Neuquengebiet führende Bahnlinie auf einer Strecke von 200 Kilometern das Rio Negrotal durchschneidet, während dieselbe Linie ebenfalls auf 100 Kilometer durch das Rio Coloradotal läuft. Sicherlich ein Umstand, welcher einer Kolonisation in grösserem Stil sehr zu statten kommen würde!

Chubut.

Das Klima von Chubut ist nicht viel kälter als das des Rio Negroterritoriums, an welches es südlich angrenzt. Dort, im Tal des Flusses, hat auch die erste Kolonisation Patagoniens festen Fuss gefasst. Es waren fleissige Galenser Familien, welche im Jahre 1865 aus England in diesen Teil Patagoniens einwanderten. Während langer Zeit blieben die entlegenen, ja, man möchte fast sagen, weltvergessenen Kolonien im Chubuttal auf sich selbst angewiesen. Was da von den arbeitsamen Galensern geleistet wurde, ist geradezu erstaunlich.

Das Tal war mit einem undurchdringlichen Niederholz bewachsen, und es bedurfte zunächst einer mühevollen Arbeit mit Axt und Hacke, um den Boden für die Kulturarbeiten zu säubern. Mit eiserner Ausdauer, ganz auf sich selbst angewiesen, und vielfach durch Ueberschwemmungen geschädigt, schufen diese braven Pioniere der Zivilisation ein Kulturwerk, dessen spätere Generationen einst mit Bewunderung gedenken werden. Das wilde Gestrüpp verschwand, herrliche Weizenfelder bedeckten bald den neu gewonnenen Boden, und ausgiebige Rieselkanäle geboten den

Schäden der sommerlichen Trockenheit Halt. Mehrere Häfen an der Küste des Atlantischen Ozeans sorgten für die Ausfuhr der Landesprodukte.

Ohne sich einseitig nur auf Ackerbau zu beschränken, widmeten sich die Kolonisten auch mit Eifer der Viehzucht, und heutzutage besitzen sie grosse Viehherden, die auf den weniger zum Ackerbau geeigneten höheren Pampas weiden. Die Galenser treiben hauptsächlich Weizen- und Alfalfabau. Der Chubutweizen hat auf dem Weltmarkt einen guten Klang. Auch Versuche mit dem Anbau von Braugerste haben gute Resultate ergeben, und dies ist ein um so erfreulicherer Erfolg, als in Argentinien im allge-



Chubut: Eine Estancia in der Kolonie »16. Oktober«.

meinen das Klima die Kultur dieser Spezialität nicht geradezu begünstigt. Obgleich Obst, Gemüse, Kartoffeln im Chubuttal sehr gut gedeihen, findet man sonderbarerweise in den Galenserkolonien nur wenige dieser Kulturen. Noch heute werden Früchte und Gartengemüse aus Buenos Aires bezogen. Dagegen wird eifrig Milchwirtschaft betrieben; Milch, Butter und Käse bilden die hauptsächlichste Nahrung der Galenser, obgleich das Fleisch sehr billig ist. Zur Bearbeitung des Bodens werden die besten Maschinen benutzt. In dieser Hinsicht bezeigen die fleissigen Bauern einen ausgesprochenen Sinn für modernen Fortschritt. Pflüge, Eggen, Walzen, Schneide- und Dreschmaschinen neuesten Systems findet man allenthalben auf den Bauerngütern vor.

Die fortschreitende Kultur machte vor kurzem dem idyllischen Stilleben dieser Kolonien ein Ende. Während dieselben sich jahrelang sozusagen selbst verwaltet hatten, schickte allmählich die argentinische Regierung ihre Beamten nach dem Territorium. Es kamen die Steuern, der allerdings sehr kurze Militärdienst für das Jungvolk, und auch vielleicht einige polizeiliche Plackereien. Das alles erregte grosses Missbehagen. Die schönen Zeiten des Self Government waren dahin, und Argentinien, die blauweisse Flagge, hielt in den Galenserkolonien Einzug. Eine Anzahl Kolonisten sahen sich hierauf veranlasst, die Beihilfe der englischen Regierung anzurufen, um in Canada ein neues Heim zu suchen. Den vor-



Chubut: Fähre im »Valle de las Plumas«.

eiligen Auswanderern ist es aber dort sehr schlecht ergangen, und manche sind schleunigst nach der alten Heimat, dem Chubuttale, zurückgekehrt. Wieder andere verfügten nicht über die nötigen Mittel zur Heimkehr . . . es ist eine alte Wahrheit, dass der Hafer häufig den sticht, dem es zu gut geht.

Heute nun hat das Chubutterritorium die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Werfen wir daher einen Blick auf seine klimatischen und Kolonisationsbedingungen.

Grau in grau dehnen sich zu beiden Seiten des Chubuttales unermessliche Pampas aus. Auf den ersten Blick scheint die Vegetation dieser Flächen dürftig, ja fast ärmlich. Man braucht jedoch nur die fetten Rinder und Schafe zu betrachten, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Die den Boden bedeckenden Pampagräser widerstehen der Trockenheit

in hohem Grade, und nur eine Ueberlastung des Landes durch einen allzu grossen Viehbestand muss vermieden werden, wenn man dort mit wirklichem Nutzen Weidezucht treiben will.

Im übrigen erlaubt das Klima, die Tiere Winter und Sommer im Freien zu belassen. Das höher gelegene Gelände weist teils dürftiges Dorngestrüpp auf, teils ist es mit eng stehendem Unterholz bedeckt. Die Bezeichnung »Pampa« ist also nur relativ, da von einer baum- und strauchlosen Ebene keine Rede sein kann. Dort, wo diese »Pampa« sich den Wasserläufen zuneigt, wird der Graswuchs reichlicher und dichter. Im Tal des Chubutflusses selbst ist die Vegetation äusserst üppig. Bald in grosser Breite



Chubut: Eine Furt im Chubut-Fluss.

sich ausdehnend, bald sich verengend, und dann wieder weite Einschnitte bildend, eignet sich diese grosse Niederung sowohl für Ackerbau als auch für Viehzucht. Wenn einmal fleissige Kolonistenhände dieses Tal unter intensive Kultur genommen haben werden und anstelle der Naturgräser wogende Weizenfelder, grüne Alfalfaweiden und gut gepflegte Obstgärten getreten sind, dann wird sich der Weidebetrieb im grossen, zur Aufzucht, wohl mehr auf die Pampas und Hänge der Kordillere beschränken, wo schon jetzt die Galenser stattliche Viehherden besitzen. In dieser Vereinigung von Ackerbau und Viehzucht beruht überhaupt die Zukunft von Patagonien.

Auch hier im Chubutterritorium, wie in den andern Gebieten Patagoniens, muss die künstliche Bewässerung ganz besonders ins Auge gefasst werden. Auch für die Viehzucht ist es von Bedeutung, überall

6*

dort, wo die grösseren Wasseradern wegen ihrer Entfernung nicht be nutzbar sind, für das nötige Trinkwasser zu sorgen. Dieses ist im Chubutterritorium reichlich vorhanden, obgleich es meist nicht zu Tage tritt. Heute noch fürchten die Reisenden die sogenannten »Travesias«,*) welche meist bei Nacht und in grosser Eile durchkreuzt werden. Einschlägige praktische Studien haben aber ergeben, dass im Chubutgebiet unterirdische Wasseradern in Hülle und Fülle vorhanden sind. In den Talwegen, dort, wo manchmal recht flache Einsenkungen den Lauf des unterirdischen Wassers anzeigen, findet man häufig bei einer Tiefe von 2 bis 10 Metern reichliches, kristallklares und nicht salzhaltiges Wasser.



Chubut: »Barranca« am Chubut-Fluss.

Was dieser Umstand für die Zukunft des Chubutterritoriums bedeutet, ist leicht zu ermessen, da diese Einsenkungen überall das Land durchschneiden.

Auch die Gelegenheit zur Jagd bietet sich in jener Gegend in ausreichendem Masse. Vor allem ist es das Guanaco, welches namentlich gegen die Kordillere hin in grossen Herden vorkommt. Auch der Huemul, eine Hirschart, findet sich an den Hängen des Gebirges. Der Pampahase, den ich an anderer Stelle erwähnt habe, ist zahlreich vertreten. Ferner wären noch zu erwähnen das Puma, der Fuchs, das Stinktier und verschiedene Arten von Gürteltieren, deren Fleisch geradezu vorzüglich ist. Letztere kommen übrigens so ziemlich in der ganzen gemässigten Zone Argentiniens vor. Die Vogelwelt unterscheidet sich nicht viel von der-

*) Wasserlose Wegestrecken.

jenigen der Pampa Central und Provinz Buenos Aires. Wir finden da den Strauss in grossen Herden, Rebhühner, die fasanenartige Martineta, Kibitze, Kondore usw.

Das Klima unterscheidet sich, wie erwähnt, nur wenig von dem des Rio Negro-Tales, so dass alle dort fortkommenden Kulturpflanzen auch im Chubutgebiet gedeihen.

Mineralien sind bis jetzt nicht gefunden worden, dagegen kommen an einigen Stellen ausgedehnte Salzlager vor. Es ist aber unzweifelhaft, dass die Kordillere des Chubutterritoriums, ebenso wie jene der übrigen Teile Patagoniens, in ihrem Schosse Kohle, Gold und Kupfer birgt.

Die argentinische Regierung besitzt im ganzen Territorium grosse Fiskalländereien, welche vorläufig nur durch nomadenhaft herumziehende Schafzüchter teilweise ausgebeutet werden. Der Preis dieser Landstriche ist viel billiger als der im Rio Negro-Gebiet und bietet einer zielbewussten Kolonisation sicherlich grosse Vorteile, wenn es sich um Ankauf grösserer Flächen handelt.

Obgleich noch so manches über dies Zukunftsgebiet europäischer und speziell germanischer Kolonisation zu berichten wäre, erlaubt es doch die zusammenfassende Anlage dieses Buches nicht, näher auf Detailfragen einzugehen. Wir wollen uns daher zunächst mit der südlichsten Gegend Patagoniens, dem Territorium Santa Cruz, beschäftigen.

Santa Cruz.

Der in den Atlantischen Ozean einmündende grosse Fluss hat diesem Gebiet seinen Namen gegeben. Im Westen tritt das Territorium an einigen Stellen bis nahe an die Hauptkette der Kordillere heran, jedoch bilden seine Grenze mit Chile an vielen Stellen die Ausläufer dieses Gebirges. Die Grenzregulierung zwischen Argentinien und Chile hat seine natürliche Abgrenzung teilweise sehr nach Osten verlegt, wo die letzten Ausläufer der Andenkette sich in den Pampaformationen verlaufen.

Zahlreiche gute Häfen sichern diesem Gebiet eine grosse Zukunft. Auch hier wird deutschem Kapital der Aufschwung bisher wenig bekannter Landstriche zu verdanken sein. Die Schiffe der Hamburg-Südamerikanischen Zweiglinie laufen die meisten der Häfen des Santa Cruz-Territoriums an, und der relativ billige Schiffsverkehr erleichtert in hohem Masse den Export der Landesprodukte. Was die Bedeutung dieser Linie, welche speziell die Südhäfen befährt, nach Eröffnung des Panama-Kanals anbelangt, kann man leicht ermessen, weil der Transit-Schiffsverkehr Europa-Chile-Peru sich dann grösstenteils durch den neuen Kanal ziehen wird. Ausserdem hat eine kürzlich erst eröffnete Telegraphenlinie das Santa Cruz-Gebiet den Zentren argentinischer Zivilisation bedeutend näher gerückt.

Das Territorium wird in der allgemeinen Richtung von Westen nach Osten von einer Anzahl Wasseradern durchschnitten, unter denen die Flüsse Santa Cruz, Chico, Coyle und Gallegos die bedeutendsten sind. Die Oberfläche des Gebietes beträgt 277000 Quadratkilometer, und die Einwohnerzahl etwa 2500, darunter einige Tausend »zahme« Indianer. Die Hänge der Andenkette sind mit grossen Wäldern bedeckt, hauptsächlich Fichtenbestände, deren Wert auf viele Millionen Pesos geschätzt wird. Diese Bestände haben wenig Unterholz, und eine vortreffliche Weide zarter Gramineen bedeckt den Erdboden. Weiter nach Osten zu sind



Santa Cruz: An der Südwestgrenze von Santa Cruz.
Alra de la Ultima Esperanza.

die niedrigen Ausläufer der Kordillere mit dichtem niedrigen Busch bestanden. Ein grosses Netz von häufig breiten und tief eingeschnittenen Tälern, durch viele Bäche und Flüsse berieselt, weist einen üppigen Graswuchs auf. Dort sowohl, als auch an den höher gelegenen Hängen der Kordillere, weiden zahlreiche Herden Rinder, Schafe und Pferde; in dieser Gegend sind auch die Niederschläge häufiger. Je weiter man nach Osten vordringt, desto spärlicher wird die Vegetation. Das Gelände fällt nach dem Atlantischen Ozean zu in mehreren Hochplateaus ab, deren ausgesprochene Pampaformation nur noch zur extensiven Viehzucht tauglich ist, während in den feuchten Flusstälern Baum, Strauch und frischer Graswuchs auch dem Kolonisten zur Bearbeitung geeignetes Land versprechen.

Im allgemeinen ist das Santa Cruz-Gebiet viel weniger zum Ackerbau geeignet als Chubut, da das Klima rauher und die zur künstlichen Bewässerung verfügbare Wassermenge geringer ist. Dagegen verspricht namentlich die Schafzucht einen äusserst günstigen Erfolg und wird auch heute schon in grossem Massstabe betrieben. Damit soll nun nicht gesagt sein, dass der Ackerbau unter günstigen Bedingungen dort keinen leidlichen Ertrag abwerfen würde. Sämtliche Täler und Einschnitte eignen sich zum Anbau von Weizen, Alfalfa, Gerste, Roggen, Hafer, Kartoffeln, und zwar hauptsächlich jene des Rio Santa Cruz, Rio Gallegos und Rio Chico. Auch sämtliche Gartengewächse, dann auch Kirschen, Aepfel, Birnen, Pflaumen, kommen in den Tälern gut fort; dagegen gedeiht die Rebe nicht mehr.



Vegetation bei Ultima Esperanza.

Der Schiffahrtsverkehr auf den grösseren Flüssen, in Verbindung mit einer Anzahl guter Seehäfen, wird dazu beitragen, in einer nicht allzufernen Zukunft auch dieses Gebiet der Kultur zu erschliessen.

Patagoniens Zukunft.

Weshalb werden die kolonialen Vorteile Argentiniens in Europa und speziell in Deutschland so wenig gewürdigt? Und warum ist man dort so lässig, sich über die einschlägigen Verhältnisse zu informieren, da doch der Kolonisation im allgemeinen ein grosses Interesse entgegengebracht wird? Das sind zwei Fragen, die sich nicht in ein paar Worten erledigen lassen. Mittlerweile besteht aber die Tatsache, dass der gebildete Deutsche vielfach sehr genau in Afrika, Asien und Nordamerika Bescheid weiss, während ihm Südamerika eine terra incognita ist.



Puerto Deseado.

Geschäftshäuser in der grossen Weltstadt Buenos Aires erhalten häufig Briefe, die nach »Buenos Aires, Brasilien« adressiert sind! Der deutsche Kolonialkongress im Jahre 1902 hat sich auch ein starkes Stück geleistet. Unter No. IV wurde folgender Artikel zum Beschluss erhoben: »Der deutsche Kolonialkongress ist der Ansicht, dass sowohl das ideelle Kulturinteresse und das Interesse der deutschen Auswanderung, als das Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie, die Ab-



Santa Cruz: Tal des Rio Deseado.

leitung der deutschen Auswanderung nach den mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika, insbesondere nach Südbrasilien, und die Sammlung derselben in diesen Gegenden als notwendig erscheinen lässt. Daher ist die Ansiedlung von Deutschen daselbst durch deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Kapital und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu unterstützen.« Ein durchaus verständiges und ausgezeichnetes Programm, wenn man es auf die wirklich gemässigten Gegenden Südamerikas anwendet. Der Kolonialkongress verlegt nun zwar nicht Rio de Janeiro nach Argentinien, aber er spricht von einem gemässigten Klima in Südbrasilien! Das ist wohl ebenso schlimm, und ein solcher Schnitzer



Santa Cruz: Indianer-Hütte aus Fellen.

dürfte eigentlich auf einem »Kolonialkongress« nicht vorkommen. Hier in Südamerika weiss jedes Kind, dass Südbrasilien ein ausgesprochen subtropisches Klima besitzt. Namentlich im Sommer herrscht dort eine wahre Backofenhitze. Dort gedeiht die Orange, Palme, Banane, Ananas, Batate, Reis und Bohne. Die Rebe kommt schon sehr schlecht fort, und der dort gekelterte Wein ist minderwertig. Von Weizen-, Alfalfa-, Kartoffel- usw. Bau kann keine Rede sein, da diese Feldfrüchte dort nicht mehr gedeihen. Es ist ihnen zu heiss! Herr Theodor Alemann, der unermüdliche Vorkämpfer einer Kolonisation Argentiniens durch germanische Landleute, hat mehrfach in seinen Veröffentlichungen in überzeugender Weise die Vorteile besprochen, welche Argentinien dem Einwanderer bietet. Auch von anderer berufener Seite sind in diesem Sinne mehrfache Veröffentlichungen erfolgt. Aber in Deutschland stopft man

sich Watte in die Ohren, und in Buenos Aires kommen noch immer Briefe mit der Aufschrift »Brasilien« an.

Das sind wirklich traurige Aussichten für Deutschlands zukünftige Kolonisation. Leute, die auf den Titel Fachmann und Kenner südamerikanischer Verhältnisse Anspruch machen, entwickeln mit dem Brustton der Ueberzeugung vor der aufhorchenden Versammlung ein entstelltes Bild südamerikanischer Verhältnisse. Dinge, die eigentlich in der Geographiestunde der Quarta eines Gymnasiums gelehrt werden sollten, werden vor einem Publikum hochintelligenter Männer in ganz entstellter Weise erörtert.



Wasserfall im Rio Paine.

Der Einspruch wirklicher Kenner Südamerikas, wie zum Beispiel die warnenden Worte Herrn Moritz Alemanns, verhallen ungehört. Und schliesslich werden auf Grund solcher voreilig in die Welt posaunten Unwahrheiten folgenschwere Beschlüsse gefasst, die für die Zukunft von weittragender Bedeutung werden können. »Karlchen Miessnick« hätte vielleicht bessere Auskunft geben können! Das ist bitter, aber wahr. Es liegt mir fern, in leichtfertiger Weise über die anerkennenswerte Initiative des vergangenen deutschen Kolonialkongresses zu glossieren. Aber dergleichen Ungeheuerlichkeiten müssen tiefer gehängt werden, zum Wohl und Besten germanischer Auswanderung.

Latente Tatsachen bezeugen überdies, wie es mit der deutschen Auswanderung nach Südbrasilien bestellt ist. Ein guter Freund, der erst kürzlich von Deutschland herüber gekommen, erzählte vor kurzem von einigen dreissig ausgewanderten Bayern, die später wahre Brandbriefe nach der Heimat schrieben und in jeder Weise vor einer Auswanderung nach Südbrasilien warnten. Manche dieser in ihren Hoffnungen getäuschten Auswanderer sind zurückgekehrt, andern erlaubten ihre Mittel nicht, dem Lande den Rücken zu kehren, — sollten das nicht vielleicht schon die ersten Früchte der Beschlüsse des Kolonialkongresses sein? Wer trägt schliesslich die Verantwortung, wenn einer vielleicht uneingestandenen,



Santa Cruz: Rio Fenix.

unausführbaren politischen Idee zu Liebe Hunderte von Landsleuten einer von vornherein als höchst problematisch anzusehenden Zukunft entgegengeführt werden?

Es ist gar nicht nötig, ein Land bereist zu haben, um sich ein allgemeines Urteil über seine Kolonisationsfähigkeit zu bilden. Dazu genügt ein vorurteilsfreies Studium der dort erscheinenden deutschen Blätter. Die deutsche Presse am La Plata beschäftigt sich vorzugsweise mit kolonialen Angelegenheiten, und sicherlich kann man ihr nicht den Vorwurf machen, dass sie die bestehenden Missstände beschönigt oder gar zu vertuschen sucht. Wir empfehlen deshalb das Abonnement einigen Kolonialrednern angelegentlich; vielleicht kommen sie dann im Verlauf von ein paar Monaten zu andern Ansichten.

In der gemässigten Zone Argentiniens liegt die Zukunft der germanischen Auswanderung. Dort finden sie Lebensbedingungen, welche von den heimatlichen nicht allzu sehr abweichen. Vorzüglich die nördlichen Territorien Patagoniens eignen sich zu einer germanischen Kolonisation in grossem Stil. Ich sage absichtlich »in grossem Stil«, denn dem Ackerbauer ist eine vereinzelte Einwanderung in dieses Gebiet vorläufig noch nicht anzuraten. Der Handwerker freilich, sowie der Viehzüchter mit einigem Kapital, kann es getrost auf eigene Faust versuchen; es wird ihm gut gehen, wenn er die nötige Tatkraft, Mässigkeit im Lebensgenuss und Ausdauer mitbringt.

Dagegen muss eine erspriessliche Resultate voraussetzende Ackerbaukolonisation erst durch germanisches Kapital vorbereitet werden, wenn



Santa Cruz: Gletscher des Lago Argentino.

sie gute Früchte tragen soll. In den Tälern Patagoniens hat der Ackerbau, wie schon erwähnt, vor allem mit künstlicher Bewässerung zu rechnen, und diese Anlagen erfordern einen gewissen Aufwand von Kapital, wenn auch die Landesregierung ihrerseits die Hauptarbeit leisten sollte. — Stellt die nötigen Wasserkanäle her, sorgt vor allem für gute Strassen, beschafft einige Transportdampfer für die Flussschiffahrt, — und dann werden bald wogende Getreidefelder die Täler Patagoniens bedecken, die Viehzucht wird aufblühen, der germanische Einwanderer, im neuen Heim, wird auch keine Seufzer und Klagen mehr nach der alten Heimat gelangen lassen. Im Gegenteil, der zufriedene Auswanderer zieht bald viele Verwandte und Bekannte nach der neuen Heimat, und nichts zerstört ausserdem in höherem Grade die Zusammengehörigkeit mit dem alten Vaterlande, als getäuschte Hoffnungen und Illusionen.

Grosse, gut mit Kapital ausgestattete Unternehmungen mit weit angelegtem Plan, verständig durchgeführte Vorarbeiten, gewissenhafte

Auswahl des zur Kolonisation vorgesehenen Elements, unter Ausschliessung aller zweifelhaften oder der Landarbeit ungewohnten Auswanderer, und schliesslich eine proportionelle Mischung der Kolonisten in bezug auf ihre Gewohnheiten und Fähigkeiten, da in Patagonien sowohl der Ackerbau schlechtweg, als auch Obst- und Weinpflanzungen eine grosse Zukunft haben, das sind in grossen Zügen die Vorbedingungen einer germanischen Kolonisation in jenen Gegenden.

Hoffen wir, dass dort das Grosskapital nicht wieder einmal zu spät kommt. Schon haben sich Hunderte von Burenfamilien im Chubutterritorium angesiedelt, und die günstigen Berichte der ersten Ansiedler lassen einen weiteren beträchtlichen Zufluss in allernächster Zeit erwarten, und schon ist am Lago Argentino, im fernen Gebiet von Santa Cruz, eine skandinavische Kolonisation in der Bildung begriffen. Aber von deutscher Kolonisation hört man bisher nichts. Soll unser Volk denn ewig dazu verdammt sein, bei allen grossen kolonisatorischen Unternehmungen zu spät zu kommen?

IX. KAPITEL.

Das argentinische Feuerland.

Rundschau.

Argentinien und Chile teilen sich in den Besitz der Insel Feuerland; grosse Buchten, die mit dem Fjord Ultima Esperanza beginnen und sich in der Bucht Desengaño (Enttäuschung) sowie Obstrucción (Hindernis) fortsetzen, ein wahres Netz von grösseren und kleineren Einschnitten in die Meeresküste, zerklüftet die chilenische Westküste. Im Süden hat sich



Santa Cruz: Im Tal des Coile-Flusses.

die See einen Weg landeinwärts gebahnt. Es ist die Bay Union Sund, die dort tief in die Insel eindringt. Zwischen den Buchten San Sebastián und Inútil teilt eine Niederung Feuerland sozusagen in zwei Abschnitte.

Längs der West- und Südküste ziehen sich die Ausläufer der Kordillere hin, an einigen Stellen über 2000 Meter ansteigend. Auch auf der Argentinien gehörenden Stateninsel, an der Südspitze gelegen, erhebt sich der Mount Buckland bis zu 2000 Meter über den Meeresspiegel.

Durch den Schiedsspruch des Königs von England ist auch in diesem Gebiet, wie im ganzen Westen, die Grenze zwischen Argentinien und Chile festgelegt worden. Die Oberfläche des argentinischen Teils beträgt ungefähr 15 000 Quadratkilometer.

Mehrere Flüsse durchkreuzen Feuerland, wie der Rio Cullen, Rio Beta, Rio San Martin und andere. Der bedeutendste Wasserlauf ist entschieden der Rio Grande, wie auch schon sein Name andeutet. Nördlich dieses Flusses ist das Gelände wenig gewellt. Wir finden dort grosse, ebene Strecken, nur hin und wieder mit niedrigem Gesträuch bestanden. Nahrhafte Gräser, üppig und reichlich, bedecken die Flusstäler. Die Schaf-



Santa Cruz: Saline »La Pava«.

zucht ist in diesen Gegenden im Aufschwung begriffen, und trotz der südlichen Lage hat dieser Zweig der Weidezucht seit einigen Jahren einen namhaften Fortschritt zu verzeichnen.

Ein kleiner Nager, der Tucu-Tucu, findet sich in grosser Anzahl auf den höher gelegenen Stellen vor. Diese Tiere sind eine wirkliche Plage, da sie den Boden durchwühlen, so dass man beim Durchstreifen des Landes zu Pferde grosse Vorsicht beobachten muss. Wo der Tucu-Tucu seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, ist auch die Weide recht spärlich, da diese Tiere den Graswuchs zerstören. Glücklicherweise steigen sie nicht in die Täler hinab.

Im Süden des Rio Grande weist das Land eine andere Gestalt auf. Das Gebirge zeigt grössere Erhebungen, von tiefen Tälern durchschnitten. Dort finden wir auch höheren und dichteren Waldbestand. Zwei Buchen,

Fagus antartico und Fagus betuloide, sind die am meisten vorkommenden Baumarten. Viele dieser Buchen erreichen eine Höhe von 15 bis 20 Metern, bei etwa 50 Centimeter Durchmesser. An manchen Stellen dehnt sich der Wald bis an die See aus.

Ueppiger Graswuchs bedeckt die Täler, unzählige Flüsse und Bäche durchkreuzen das Gelände. Von ihren Ufern weicht der Wald zurück, und dort findet sich auch das beste Weideland. Ueber die steilen Ufer stürzen diese Wasserläufe, teilweise recht ansehnliche Fälle bildend, in die See. Stellenweise ist das Gelände sehr sumpfig; die Tucu-Tucus kommen hier nur ausnahmsweise vor. Im Winter, das heisst von Mai bis September,



Santa Cruz: Eine Quelle im Tal.

gehen reichliche Schneefälle nieder, und dann ist es oft gefährlich, diese Gegend zu durchkreuzen. Sogar die Indianer ziehen sich in dieser Jahreszeit an die See zurück.

Grosse Torflager bedecken im Süden des Rio Grande ausgedehnte Strecken. Teilweise erreichen diese Lager eine Tiefe von drei bis vier Metern, so an einigen Stellen der Küste. Sicherlich würde ein starker Weidebetrieb dieses lockere Gelände an vielen Stellen mit der Zeit festigen. Namentlich der Huf der Schafe tritt den Boden so fest, dass man in manchen Gegenden Argentiniens dieselben nur sehr ungern auf die Alfalfafelder treibt. Der Weidebetrieb, im Verein mit Entwässerungsgräben, würde höchstwahrscheinlich dort mit der Zeit bessere Bodenverhältnisse schaffen.

Was das Klima Feuerlands anbelangt, so sind da noch sehr irrige Ansichten verbreitet. Erst die fortschreitende Forschung hat hier einiger-

massen Klarheit geschaffen. Es verhält sich dies ähnlich wie mit den »Riesen Patagoniens«. Wie lange Zeit hat man nicht an dies Märchen geglaubt! Auch von Feuerland hörte man nur Berichte, die von furchtbaren Stürmen, Schnee, Regen und ausserordentlicher Kälte erzählten. Neuerliche Forschungen haben aber ganz andere Ergebnisse zu Tage gefördert. Die jährliche Durchschnittstemperatur Feuerlands beträgt ungefähr 7 Centigrade. Im Sommer hält sich dieselbe durchschnittlich auf 12,6 und steigt häufig über 20 Grad. Im Winter beträgt sie im Durchschnitt 0,96 Grad über Null. Ein vergleichendes Studium ergibt, dass diese Temperatur ungefähr der von St. Petersburg, Kopenhagen und Stockholm entspricht. Und dort leben doch auch Menschen! Selbstverständlich machen diese Zahlen keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit. Sie sind aber das Ergebnis von in Feuerland vorgenommenen Beobachtungen. Was nun die Winde anbelangt, welche nach einigen Autoren das ganze Jahr hindurch mit furchtbarer Gewalt in jenen Gegenden hausen sollen, so ist auch hier eine Berichtigung notwendig. Im Winter, wenn eben gerade kein Schnee fällt, strahlt über Feuerland ein tiefblauer Himmel und herrscht fast völlige Windstille. Im Frühjahr beginnen jedoch die Stürme, und im Sommer weht gewöhnlich mit kurzen Unterbrechungen ein starker Wind, meist aus Süd-West und West. Seltener sind die Luftströmungen aus Norden und Süden. Diese starken Winde sind sicherlich ein Hindernis für den Ackerbau, jedoch bilden die tiefen Täler des Territoriums einen wirksamen Schutz. Deshalb wird auch der Ackerbau, zur Deckung des häuslichen Bedarfs, in den tiefer gelegenen Tälern immer einen leidlichen Ertrag abwerfen, wenn auch der Kolonist vorläufig auf den Anbau von Feldfrüchten zum Verkauf verzichten muss.

Tier- und Pflanzenleben.

Feuerland ist recht arm an einheimischen Tieren. Guanaco, argentinischer Hase, wilder Hund, Fuchs, Tucu-Tucu, das sind die Vierfüssler, die dort vorkommen.

Das Guanaco ist grösser und kräftiger als sein nordischer Bruder; seine Wolle ist stärker wie die der gleichen Art in der nördlichen Kordillere, und auch die allgemeine Färbung etwas heller. Im Sommer steigt es von den Bergen in die Ebene herab, wo man es dann in grossen Herden auf den saftigen Weiden der Flusstäler anzutreffen pflegt. Im Winter zieht es sich stets in die Berge zurück, während zum Beispiel in der Kordillere von Mendoza starke Schneefälle dieses Tier stets nach den tiefer gelegenen Tälern treiben. In den Bergen Feuerlands findet es aber stets unter dem Schnee ausgiebige Nahrung.

Der argentinische Hase, und zwar nicht der aus Deutschland in den siebziger Jahren importierte, sondern der sogenannte Pampahase, kommt

in Feuerland in grosser Anzahl vor. Ich erinnere mich hier der Erzählung eines argentinischen Marineoffiziers. Derselbe tat vor einigen Jahren seinen Dienst auf einem nationalen Transportdampfer. An Bord des Schiffes befand sich ein deutscher Pionier, der mit Hab und Gut nach Feuerland auswanderte, um dort Schafzucht zu betreiben. Nachdem die Familie unter mancherlei Schwierigkeiten an ihrem Bestimmungsort ausgeschifft war, begaben sich die Offiziere auf die Jagd. Mein Gewährsmann ist sehr kurzsichtig, und der herrschende Nebel hatte ausserdem seine Brillengläser mit einem leichten Hauch belegt, so dass er eigentlich halb blind war. Jeden Augenblick reinigte er sein Sehinstrument, aber nach ein paar Sekunden trat wieder der alte Uebelstand ein. Trotzdem kraxelte er wacker durch Busch und Feld. Nach einer recht beschwerlichen Tour von einigen Stunden bemerkte er plötzlich in einem Talgrunde eine graue, hin und her laufende Gesellschaft von seltsamen Tieren. Die Brille war wieder einmal recht angelaufen, aber die grosse Anzahl des Wildes veranlasste ihn doch, in den wimmelnden Haufen hineinzufeuern, blindlings, ohne genaues Ziel. Das Resultat waren einige sechs grosse, schöne Hasen. Etwas Jägerlatein mag ja wohl mit untergelaufen sein. Aber es ist eine Tatsache, dass diese Hasen dort in ungewöhnlich grosser Zahl vorkommen.

Den Tucu-Tucu habe ich schon erwähnt. Dieses kleine Tier ist eine Art Ratte, und zwar ähnelt es am meisten der Wanderratte. Seine Nahrung besteht aus Wurzeln und Pflanzen und, wie schon erwähnt, hat es stellenweise den Erdboden stark unterminiert. Der wilde Hund stellt den Tucu-Tucus eifrig nach, und auch auf dem Tisch des Indianers bilden sie den besten Leckerbissen.

Ueber den Fuchs und wilden Hund ist wenig zu sagen. Letzterer ist sicherlich auf irgend eine Weise eingeführt worden und dann verwildert; darauf deutet schon seine durchaus nicht gleichmässige Färbung hin. Die Indianer zähmen diesen Hund und benutzen ihn bei Jagd und Fischfang.

Die Vogelwelt ist recht zahlreich vertreten. Da finden wir in erster Linie den gravitätischen Pinguin. Seine Eiderdaunen sind ein wertvoller Handelsartikel, aber bisher wird er wenig gejagt. Seine Nahrung besteht aus Fischen und sonstigen Seetieren. Er ist ein vorzüglicher Taucher und verfolgt seine Beute bis in die Tiefen des Meeres. Dann wäre der Albatros zu erwähnen. Dieser grosse Vogel nistet stets auf einsamen Felsen und ist viel scheuer als der Pinguin. Die Eier beider Tiere sind essbar, dagegen das Fleisch tranig und ungeniessbar. Ferner bewohnen noch einige weitere zwanzig Vogelarten die Küste und das Innere Feuerlands. Unter andern finden wir verschiedene Raubvögel, dann den Flamingo, Eule, Kolibri, Möwe, wilde Gans und auch einen schwarzen Papagei. Allgemein ist die Meinung verbreitet, dass der Papagei nur in wärmeren Gegenden fortkommt. Wir treffen ihn aber überall in den kälteren Gegenden Argentiniens

und Chiles. Sogar in den kalten Regionen der Puna de Atacama, einige tausend Meter über dem Meeresspiegel, hatte ich Gelegenheit, einen mittelgrossen, grünen Papagei zu schiessen, der dort in ziemlicher Anzahl vorkommt.

Die Pflanzenwelt Feuerlands ist bisher nur wenig bekannt. Wie schon erwähnt, bietet der nördliche Teil, namentlich in den tiefer gelegenen Tälern, eine reiche, gute Weide, auf der sich mannigfaltige Gramineen vorfinden. Weiter nach Süden zu ist das Gelände teilweise mit Hoch- und Niederwald bedeckt. Von den bisher bekannt gewordenen Pflanzen sind folgende anzuführen: verschiedene Leguminosen, wilder Sellerie, der den Indianern als Nahrung dient, Endivien, Primeln, Sauerampfer, Hahnenfuss, wilde Petersilie. Man behauptet, dass viele Gartengemüse, hauptsächlich Knollengewächse, vorzüglich gedeihen.

Kolonisation.

Die Kolonisation Feuerlands, in intensivem Sinne, ist einer späteren Zukunft vorbehalten. Um dort mit Erfolg kolonisieren zu können, muss die argentinische Regierung vor allem ihr Augenmerk auf die bestehenden und eventuell noch auszubauenden Häfen richten. Zahlreiche Schiffbrüche an der östlichen Küste legen Zeugnis davon ab, dass in dieser Hinsicht noch viel zu tun übrig bleibt.

Die hauptsächlichsten Häfen an der argentinischen Küste sind die Bay Policarpo, die Thetisbay und die Bucht Buen Suceso. In letzterem Hafen, dem besten der östlichen Küste, befindet sich die Marinepräfektur. Dort suchen auch häufig die Walfischfänger Schutz vor den heftigen Stürmen, und manches nach den Häfen des Stillen Ozeans bestimmte Schiff sieht sich genötigt, in dieser Bay auf gutes Wetter zu warten.

Auch im Beaglekanal sind zwei Häfen vorhanden, die Buchten von Ushuaia und Sloget. In Ushuaia befindet sich eine protestantische, englische Mission. Auch die katholischen Salesianermönche wirken seit Jahren in Feuerland.

Von dem chilenischen Hafen Punta Arenas aus hat sich die Schafzucht allmählich auf argentinisches Gebiet ausgedehnt. Die günstige Lage dieses chilenischen Hafens, eine Kohlenstation für die die Magalhaenstrasse befahrenden Schiffe, hat auch der Kolonisation einen gewissen Impuls gegeben. Leider wird nach Vollendung des Panamakanals die Schiffahrt des Südens sicherlich einen grossen Rückschlag erleiden. In dieser Hinsicht ist die seit kurzem von der Hamburg-Südamerikanischen Schiffahrtsgesellschaft eingerichtete Dampferlinie nach den argentinischen Südhäfen von grosser Wichtigkeit. Diese Linie, in Verbindung mit den argentinischen Transportdampfern, wird in Zukunft eine ungeahnte Bedeutung erlangen und für den

7*

Export der Landesprodukte aus Patagonien sowie Feuerland voraussichtlich ausschlaggebend sein. Schon jetzt macht sich der segensreiche Einfluss dieser durchaus zeitgemässen Verbindung fühlbar, wenn es auch vorläufig noch in erster Linie die patagonischen Häfen sind, denen der regelmässige Verkehr dieser unter argentinischer Flagge fahrenden Dampfer zugute kommt.

Was nun die Schafzucht in Feuerland anbelangt, so geht dieselbe sicherlich einer grossen Zukunft entgegen. Heute schon finden wir auf argentinischem Gebiet so manchen kühnen Pionier, der mit Weib und Kind nach diesem schwach bevölkerten Lande gezogen. Die Schafe, meist von den Malvinen eingeführt, wo verschiedene englische Rassen in reiner Zucht vorhanden sind, gedeihen vorzüglich. Die im Norden so gefürchtete Krätze ist in Feuerland sehr selten, und die Vermehrung der Tiere auf den üppigen Grasweiden lässt nichts zu wünschen übrig. Selbstverständlich müssen für den Winter geeignete Schutzvorrichtungen getroffen werden. Wenn man von Punta Arenas per Dampfer nach dem Norden fährt, so kann man so manch einsames Wellblechhaus bemerken, die Wohnung unerschrockener Züchter, welche meist in wenigen Jahren sich ein kleines Vermögen erwerben.

Und nun zum Schluss dieses Kapitels noch einige Worte bezüglich der Möglichkeit, Feuerland in späteren Zeiten dem Ackerbau zu erschliessen. Ohne Zweifel lassen sich dort alle jene Kulturpflanzen akklimatisieren, die vom 45. Breitegrad an vorkommen. In Schweden wird Korn und Weizen gebaut, ebenso Hafer, Gerste, Kartoffeln, Spelz. Warum sollten diese Feldfrüchte nicht auf dem humusreichen Boden Feuerlands gedeihen? In Bolivien, 4000 m über dem Meeresspiegel, kommen Kartoffeln, Hafer und Gerste in einem äusserst strengen Klima fort, und zwar in Gegenden, die des verhältnismässig milden Sommers Feuerlands entbehren. Es ist also auch kein Grund vorhanden, an der Kolonisationsfähigkeit dieses Gebietes für Ackerbau zu zweifeln, nur wird der rationelle Anbau einer späteren Epoche vorbehalten sein. Es gibt noch so viel unbebautes, fruchtbares Land in Argentinien!

Die Eingeborenen Feuerlands.

Die Indianer Feuerlands scheiden sich in drei verschiedene Stämme von besonderer Eigenart. Sie halten sich streng gesondert, und häufig bekriegen sie sich in blutiger Fehde.

Die Yaghanes bewohnen die Ufer des Beagle- und Lemairekanals; sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, Schaltieren und Pilzen. Ihre Hunde sind vorzüglich zum Fischfang abgerichtet und helfen ihnen auch beim Aufsuchen der Schaltiere, die an der Küste in grosser Menge vorkommen.

Auch die Onas, wohl der kriegerischste Stamm, leben hauptsächlich von Fischen und Seetieren. So manches Schiff zerschellt an jener Küste, und dann werden diese Indianer häufig der wehrlosen Mannschaft gefährlich. Sie hüten sich aber sehr, die Kolonisten zu belästigen, da sie eine wohl begründete Angst vor dem Feuergewehr haben. Die Schafzüchter Feuerlands halten auf strenge Zucht. Sie selbst üben in den schwach bevölkerten Distrikten die Polizeiaufsicht aus, und wehe dem Indianer, der beim Viehdiebstahl betroffen wird, ihm ist die Kugel gewiss. Leider sind auch mehrfach unnötige Grausamkeiten vorgekommen, so dass sich die argentinische Regierung veranlasst sah, strenge Verfügungen gegen jeden Missbrauch zu treffen.



Feuerland: Christliche Onas-Indianer.

Der Stamm der Alacaluf bevölkert die Urwälder im Süden des Rio Grande. Diese Indianer leben im Sommer von der Jagd auf Guanacos. Auch der Tucu-Tucu wird von ihnen als besonderer Leckerbissen eifrig verfolgt. Im Winter zieht sich dieser Stamm, oder die meist in vereinzelten Gruppen lebenden Familien, nach der Küste, da in der rauhen Jahreszeit der Lebensunterhalt in den Wäldern unmöglich ist. Das Guanaco weicht dann nach den bergigen Gegenden zurück, und die Indianer sind genötigt, an der Küste ihren Unterhalt zu suchen.

Die ständig an der See wohnenden Indianer sind kühne Schiffer. In ihren armseligen, aus Baumrinde, Harz und Sehnen zusammengefügten Booten unternehmen sie weite Exkursionen. Häufig haben die Reisenden Gelegenheit, mit diesen Indianern in Berührung zu kommen, da dieselben

an die Schiffe ohne Furcht heranfahren, um gegen einige Kleinigkeiten ihre Waffen, Bogen und Pfeile oder sonstige Kuriositäten auszutauschen.

Bei Nacht bieten die Kähne einen sonderbaren Anblick. Der dortige Indianer unterhält nämlich in seinem Fahrzeug beständig sein Feuer, und die Weiber kochen im Canoe die einfache Mahlzeit. Dann scheint es oft, als ob viele kleine Glühwürmchen sich dem Schiffe näherten, die sich dann schliesslich als eben so viele Nachen erweisen. Halb nackt und zitternd vor Frost, klettern die Insassen an Bord, und dann beginnt ein pantomimenreicher Tauschhandel, durch einige englische oder spanische Brocken drastisch gewürzt.

Was dem Reisenden an diesen Indianern am meisten auffällt, ist ihr stark entwickelter Oberbau. Ihre unteren Gliedmassen sind sehr schwach entwickelt, infolge des beständigen Sitzens im Boote.

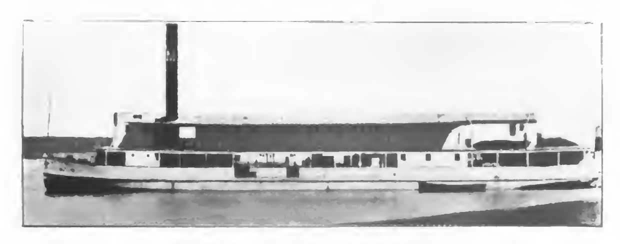
X. KAPITEL.

Das Misionesterritorium.

Ein Ausflug nach den Wasserfällen des Iguazú.

Kapriziös, in Schlangenwindungen, manchmal in stattlicher Breite, dann sich plötzlich verengend, von zahlreichen grossen und kleinen Inseln bedeckt — das ist so ungefähr das Bild, welches der Paranáfluss, von Corrientes aufwärts, dem Touristen bietet. Küste und Inseln sind von einer üppigen Vegetation bedeckt. Geschmeidige Lianen schlingen sich um mächtige Urwaldbäume, und hochwachsendes Bambusrohr bedeckt weite Strecken, während stellenweise offenes Weideland sichtbar wird. Vom satten Schwarzgrün bis zu Lichtgelb leuchtet Wald und Strauch im hellen Sonnenlicht, und darüber wölbt sich ein tiefblauer, tropischer Himmel.

Wenn unser Dampfer sich dem Ufer der Inseln oder dem Urwald der Küste nähert, dann schallen mannigfaltige, geheimnisvolle Tierstimmen herüber, und vom Wind getragen, flutet der betäubende Duft tropischer Blumen zu uns hin. Grosse, bunte Schmetterlinge und in allen erdenkbaren Farbenzusammenstellungen schillernde Käfer gaukeln und schwirren



Flussdampfer des Hauses Mihanovich.

zwischen Blättern und Blumen; niedliche kleine Kolibris in grosser Anzahl, grün schimmernd wie das Laub des Urwaldes, fliegen von Blume zu Blume, ihren langen, roten Schnabel tief in die Blütenkelche tauchend. Kurzum, ein lebensvolles, glutiges Bild, wie es eben nur die tropische oder subtropische Natur dem Auge bietet.

Am zweiten Tage unserer Fahrt langen wir im Hafen von Ituzaingó an. Die Landschaft zeigt nun ein anderes Gesicht, und hohe, steile Ufer, bis zu 20 m an einigen Stellen ansteigend, schliessen das Flussbett ein. Wir verlassen den Hafen, und nach einigen Stunden Fahrt befindet sich der Dampfer dicht vor den nicht ungefährlichen Stromschnellen von Apipé. Schnaubend und stöhnend begann alsbald unser Fahrzeug den Kampf gegen den reissenden Strom. Ein Kreis von Felsen schliesst hier den Fluss ein, und gefährliche Riffe liegen unter der Oberfläche verborgen. Mehrfach wurde der Dampfer von der starken Strömung zurückgetrieben, bis er endlich, nach der paraguayischen Küste hin ausweichend, die schlimmste Stelle überwand. Eine ganze Stunde lang hatte er gegen die Stromschnelle angekämpft, deren Länge einige 400 m kaum überschreitet.

Weiter aufwärts, etwa 50 km von Posadas, der Hauptstadt des Misionesterritoriums entfernt, trafen wir später die Untiefe von Ombú, welche aber bei einigermassen regulärem Wasserstand leicht zu überwinden ist. Die Stromschnelle von Apipé hingegen bildet ein nicht unbedeutendes Hindernis für die Schiffahrt. Nur kleinere Dampfer von grosser Maschinenstärke können diese Strecke befahren. Sicherlich wird die argentinische Regierung mit der Zeit zu einer geeigneten Kanalisation dieser beiden Hindernisse schreiten, so dass späterhin auch grössere Dampfer den Paranáfluss bis weiter hinauf befahren können. Die Schiffahrt auf diesem Fluss hat noch eine grosse Zukunft vor sich, hauptsächlich deshalb, weil Bolivien, das nach dem Verlust seiner Pazifikküste zum Binnenland geworden ist, schon seit einiger Zeit einen Abfluss seiner Produkte den Paraguayfluss hinab nach dem Atlantischen Ozean ins Auge gefasst hat. Man projektiert eine Bahnlinie durch das Territorium Santa Cruz, deren Endstation ein Hafen an dem Paraguayfluss, eventuell Puerto Suarez, sein soll. Grenzstreitigkeiten zwischen Bolivien und Paraguay haben bisher die Ausführung dieses Projekts verzögert, aber dass es schliesslich zustande kommen wird, steht ausser Frage. Bolivien kann seine fruchtbaren östlichen Gebiete schwerlich kolonisieren, wenn es den Anschluss an den Atlantischen Ozean, via Buenos Aires, nicht erreicht.

Gegen Abend ging der Dampfer vor Anker, da die Schiffahrt nur in mondhellen Nächten möglich ist. Ein dichter Nebel legte sich über den Fluss und hüllte alles in einen duftigen Schleier. Die Hitze ist nicht mehr so drückend, und behaglich dehne ich mich in meinem Schiffsstuhl an Deck. Vom nahen Ufer her dringt ein Konzert von wilden Tönen



Küstenschiffahrt.

herüber, wie es nur der nächtliche Urwald hervorzubringen imstande ist. In das Geheul der Affen mischt sich der heisere Schrei der Raubtiere. Eine kühle, südliche Brise weht leicht über den ruhenden Strom, es scheint, als ob der Nebelschleier sich verschiebe, zerreissen wolle . . . aber dann legt er sich wieder schwer und undurchdringlich, einem grossen, weissen Mantel gleich, auf die Gewässer. Lange lag ich an Deck und lauschte den geheimnisvollen Stimmen des nächtlichen Urwaldes, und erst spät suchte ich mein Lager auf.

Am andern Morgen, gegen acht Uhr, konnte der Dampfer seine Fahrt fortsetzen, längs der argentinischen Küste. Auf dieser Seite des Flusses hat sich die Szenerie allmählich gänzlich verändert. Wir sehen keine hohen, steilen Ufer mehr, an deren Stelle leicht gewelltes Gelände, mit üppigen, saftigen Gräsern bedeckt, getreten ist. Hin und wieder wird die Monotonie der grünen Ebene durch kleine Wäldchen, in unregelmässigen Zwischenräumen, unterbrochen. Auf der andern Seite, dem paraguayischen Ufer, lagern grosse, mit Busch, Bambus und Hochwald bedeckte Inseln der Küste vor, dieselbe meist verdeckend. Wo diese Inseln einen Einblick gestatten, bemerkt man ein sumpfiges, lagunenartiges Ufer, nur hier und da von einigen niedrigen Hügeln unterbrochen. Gegen Mittag nähern wir uns dem Städtchen Posadas. Auf dem gegenüber-

liegenden Ufer erscheinen zunächst die zerstreut liegenden Häuser des paraguayischen Fleckens Villa Encarnación, auf einer Reihe niedriger und sanft verlaufender Hügel angebaut. Gegenüber, auf der argentinischen Flussseite, liegt Posadas. Der Paraná ist hier etwa 2700 m breit. Gegen Osten hin tauchen in der Ferne mehrere niedrige Kuppen auf.

Einige Boote ruderten auf unser Schiff zu, nachdem der Anker gefallen war. Eine Anzahl Emigrantenfamilien drängt sich am Vorder-



Der Hafen von Posadas.

deck, neugierig ihre zukünftige Heimat betrachtend. Auch deutsche Laute schlagen an mein Ohr. Uebertriebene Hoffnungen schienen sich die Leute nicht von ihrem zukünftigen Arbeitsfeld zu machen, und das war gut. Leider kommen noch immer viel zu viel Einwanderer ins Land, die auf der Strasse nach Goldklumpen suchen und sich dann wundern, dass man auch in Amerika den Boden mit reichlichem Schweiss düngen muss, um ihm sein Bestes abzuringen. Nur dass hier zu Lande die aufgewandte Arbeit dem fleissigen Kolonisten meist in einigen Jahren eine sorgenfreie Zukunft sichert. Die Nationalregierung hat schon sehr viel für die Kolonisation des Misionesterritoriums getan, ein Landstrich, der ihr besonders am Herzen zu liegen scheint, vielleicht wegen seiner politischen Lage als Grenzgebiet. Namentlich polnische und galizische Auswanderer sind

nach diesem Gebiet geleitet worden, und wenn auch die Kolonien vorläufig noch keinen grossen Aufschwung genommen haben, so gehen sie doch einem fröhlichen Gedeihen entgegen.

Bald brachte uns eines der Ruderboote an Land, und dann rollten wir in einem recht bequemen Wagen dem Hotel zu. Unsere Auswanderer wurden an Land von verschiedenen Landsleuten erwartet, die zu ihrem Empfang aus den Kolonien herbeigeeilt waren.



Fischerei im Paraná-Fluss: Der Dorado.

Nach einigen Tagen setzten wir unsere Fahrt flussaufwärts auf einem kleinen, sauberen Dampfer fort. Obgleich ich in Anbetracht der sommerlichen Jahreszeit — es war im Monat November — auf eine ganze Portion Hitze gefasst war, konnte man doch nicht über abnorme Temperaturverhältnisse klagen. Heiss war es ja, und um die Mittagszeit wurde der Aufenthalt auf dem kleinen Fahrzeug, unter den Strahlen einer senkrecht hernieder brennenden Sonne, wenig angenehm. Trotzdem war ich angenehm enttäuscht, in Erinnerung an die im wahren Sinne des Wortes »glutvollen« Schilderungen, die seinerzeit ein alter Pionier aus Misiones, beim kühlen Glase Bier in »Aues Keller« in Buenos Aires, zum besten gegeben hatte. Ich habe in der grossen Bundesmetropole heissere Tage erlebt!

Eine frische Brise wehte fast während der ganzen Fahrt auf dem Fluss, und kurze Regengüsse kühlten von Zeit zu Zeit die Temperatur merklich ab. Die Niederschläge sind in Misiones äusserst häufig, und der Ackerbauer kann sich dort gewiss selten über zu wenig Regen beklagen. Es ist übrigens merkwürdig, mit welcher Liebe die intelligenten Bewohner des Landes an ihrer Heimat hängen. Ein alter Freund, Oberstleutnant M., hatte dort sein Heim nach langjähriger militärischer Tätigkeit an der Indianergrenze gefunden. Wenn er von seinem geliebten Misiones sprach, geriet er stets in Eifer. Dann leuchteten seine Augen, und er erzählte



Plaza von Posadas.

von den aufregenden Tigerjagden, der Hatz auf den grossen Sumpfhirsch, welcher manchmal den Jäger annimmt, der beschwerlichen Tapirjagd und dem Fischfang in stillen Mondnächten auf dem Wasser des Paraná. Und so hatte mein lieber Freund allmählich eine wahre Sehnsucht nach diesem Eden Argentiniens in mir erweckt, so dass ich mich schliesslich zu einem kurzen Abstecher nach Misiones entschloss. Wirklich ist auch meine Erwartung in keiner Weise getäuscht worden.

Das schönste sind die herrlichen Sommernächte in dieser Gegend. Dann breitet sich eine kühlende Frische über Land und Wasser, die Moskitos, jene kleinen Quälgeister, verschwinden, und behaglich sich in der Hängematte wiegend, verfällt man in eine träumerische Stimmung,

die nach und nach in eine Art Halbschlummer übergeht. Am tiefblauen Firmament funkeln die Sterne in tropischem Glanz. Eine leichte Luftwelle streicht durch Baum und Busch mit geheimnisvollem Surren. Allmählich verstummen die Tierstimmen des Waldes, und das verglimmende Lagerfeuer wirft phantastische Reflexe auf die Riesenbäume der Tropen. Ein würziger Blütenduft wird von der Brise über die Lande getragen, und wer dann noch ein Freund einer guten Zigarre ist, mag diesem edeln Genuss obliegen und in langen Zügen den Duft einer aromatischen Paraguayer einsaugen. Schön und unvergesslich ist sicher eine solche laue Tropennacht.

Die landschaftliche Szenerie von Posadas zeigt flussaufwärts ein durchaus verschiedenes Gesicht. Der Urwald wuchert bis dicht an die Ufer heran, und von Zeit zu Zeit tauchen einige mit Geröll bedeckte Hügel auf. Bunte Papageien tummeln sich im satten Laub des Urwaldes, und flinke Affen klettern von Zweig zu Zweig, in komischer Verwunderung unser Fahrzeug betrachtend. Dicht am Ufer hängen zwei schwarze Affen an den Aesten eines grossen Baumes. Der eine schneidet eine drollige Grimasse, während sich sein Begleiter gravitätisch den Kopf kratzt. Die Sorgen des Lebens! Meine Mitreisenden vergnügen sich damit, die zahlreichen, träge auf den Sandbänken in der Sonne liegenden Kaimane zu beschiessen, aber mit wenig Erfolg, wie mir schien, trotz Repetiergewehren und rauchlosem Pulver. Ich sparte mir das Vergnügen auf eine gelegenere Zeit auf.

Die dem Misionesterritorium eigenartige rote Erde erregte meine Aufmerksamkeit. Diese Bodenart bedeckt Felsen und Flachland. Dort schimmert stets alles rot in rot, die aus Lehm gefertigten Häuser, die Wege mit ihrem roten Staub, das Ackerland, ja sogar die in grosser Anzahl vorhandenen Ameisenhaufen (Termiten). Wenn der Wind weht, bedecken sich die Kleider des Reisenden mit einem feinen roten Staub, und man braucht nur einmal bei Regenwetter einen Ritt über Land unternommen zu haben, um nachher auf seinen Kleidern grosse, rote Schmutzflecke zu finden. Im Hafen von San Ignacio, einer verfallenen Jesuitenmission, hatte ich Gelegenheit, eine der Steingruben zu besichtigen, aus denen die Jesuiten seinerzeit einen feinen, roten Sandstein gewannen. Die Grube von San Ignacio wird auch heutzutage wieder ausgebeutet. In all den verlassenen Jesuitenmissionen, in denen einst ein fleissiges, zufriedenes Indianervölkchen hauste, finden sich solche Steinbrüche vor, die aber heutzutage meist nicht mehr abgebaut werden.

Je weiter der Dampfer nach Norden vordrang, desto dichter wurde der Urwald. Schon bemerkte man keine lichten Stellen mehr, und nur die Arbeit des fleissigen Kolonisten hat hier und da mit Axt und Feuer eine Bresche in das Gewirr von Bäumen, Lianen und Bambus gelegt. Eine Reihe von Häfen treffen wir auf unserer Fahrt. Von der Kolonie

Corpus an, sind als die relativ bedeutendsten Pirapó, San Lorenzo, Aguaray, Pirapoitá und Porvenir zu bezeichnen. Von Porvenir aus braucht der Dampfer nur noch ein paar Stunden, um an die Mündung des Rio Iguazú. gelangen. Die trüben Wasser des Paraná mischen sich allmählich mit den gründlich klaren Wellen des Iguazú. Verschiedene kleine Bäche ergiessen sich dort in den Paraná, ihre schäumenden Gewässer über Felsblöcke, in kleinen Wasserfällen, zu Tal schickend.



Ansicht der Iguazúfälle.

Gegen Abend schifften wir uns in dem kleinen Hafen San Juan aus. Wir waren bei den berühmten Iguazúfällen, dem Wunder Südamerikas, angelangt. Ich kenne die Niagarafälle nicht. Aber von Kind auf sind wir ja daran gewöhnt, dieselben als den imposantesten Katarakt der Welt zu betrachten. Ich möchte dies bezweifeln, seit ich die Iguazúfälle gesehen habe. Und diese Ansicht kann nur noch durch das bestärkt werden, was man neuerdings über die Verwendung der Niagarawasserkraft hört. Es ist sicher, dass in nicht allzulanger Zeit der Niagara aufgehört haben wird, ein Ziel bewundernder Touristen zu sein. An die Iguazúfälle hat sich glücklicherweise bis jetzt die alle Illusionen zerstörende Industrie noch nicht herangewagt, doch ist es nicht zu bezweifeln, dass diese gewaltige

Wasserkraft in der Zukunft jener Gebiete eine bedeutende Rolle spielen wird. Nicht uninteressant ist ein Vergleich zwischen den Dimensionen der beiden Fälle. Der Niagarafall misst an seinem höchsten Punkt nur 48,80 m, und seine grösste Breite beträgt, inklusive von Goat Island, nur 1600 m. Die Iguazúfälle dagegen haben folgende Abmessungen: Höchste Höhe des ganzen Falles 60 m, und je 30 m die Partien, wo der Fluss in zwei Abfällen herabstürzt. Dabei haben letztere die enorme Breite von 2400 m! Man sieht, dass der Vergleich durchaus zu Gunsten der Iguazúfälle ausschlägt. Wir brachten die Nacht in dem Rancho eines französischen Holzfällers, auf einer sogenannten Obräje*) zu. Freundlich aufgenommen, verzehrten wir an flackerndem Feuer einen mächtigen Asado und begaben uns dann zeitig zur Ruhe, um am andern Morgen früh munter zu sein.

Am nächsten Tage brachen wir gegen fünf nach den Fällen auf. Unser Gastwirt hatte uns beritten gemacht, und die kräftigen Maultiere schlugen einen flotten Trab an. Der Morgenwind schüttelte den Tau von den Bäumen, und so ritten wir unter einem wahren Regen grosser, perlender Tropfen dahin. Der Weg führte durch eine sogenannte Picada, das heisst eine von den Holzfällern durch den Wald gehauene Schneise. An verschiedenen Stellen war der Pfad recht sumpfig, und wir mussten auch einige kleine Bäche durchreiten, bis an die Knie im Wasser. Ein feiner Regen, der jedoch bald aufhörte, bewässerte uns dann auch noch von oben. Die warme Luft, verbunden mit einer frischen Brise, trocknete jedoch bald unsere Kleider. Nach einem Ritt von ungefähr drei Stunden stieg das Gelände allmählich an. Zwischen dem satten Grün der Bäume tauchte in einiger Entfernung ein weisses Etwas auf, zitternd und schimmernd; die Katarakte!

Der Eindruck war überwältigend. Vor mir, zu meinen Füssen, dehnte sich ein ungeheurer Kessel aus, in dem ein wildes, weissschäumendes Chaos brodelte, gurgelte und zischte. Zwischen den Felsen und über sie hinaus, in bläulichem, zuweilen rosafarbigem Licht schillernd, stürzten gewaltige Wassermassen, viele grosse und kleinere Fälle, in die Tiefe hinab. Einem feinen, bläulich gefärbten Sprühregen gleich, lagerte es über der Szenerie. Und auf all dies warf die Sonne strahlende Reflexe, von Rosenrot zu Purpur, von Hell- bis zu Tiefblau, dann wieder Gold in Rot, Blau in Gelbgrün ... eine zauberhafte Mischung von Licht, Luft und Wasser.

Und doch waren dies noch nicht die grössten Fälle. An einer andern Stelle bewundern wir den mächtigen »Salto Brasil«. Von der Küste aus beschreiben die Wasser zunächst einen grossen Kreis, und dann

*) Sprich: Obräche; Holzfällerei.

stürzen sie in gewaltigem Bogen mit donnerndem Geräusch in die Tiefe. Ein mächtiges Konzert dumpfbrausender Töne, aus dem es herausklingt, hell und klar, dumpf grollend, manchmal wie ein wilder Schrei — scheinbare Dissonanzen, die aber in ihrer mächtigen Fülle stets harmonisch ausklingen. Es ist die gewaltige Sprache der Natur, wie ich sie in all ihrer Allmacht nirgends voller und tiefer empfunden habe.

Ackerbau, Viehzucht und Jagd in Misiones.

Um sich einen richtigen Begriff von der Kolonisationsfähigkeit des Misionesterritoriums zu machen, ist es zunächst notwendig, einen kurzen Blick auf die orographische Gestaltung des Landes zu werfen. Zwischen den beiden Flüssen Paraguay und Uruguay erstreckt sich von Nordosten nach Südwesten eine niedrige Höhenkette, deren höchste Erhebungen im Norden liegen. Gegen Süden zu flacht sich dieser Gebirgszug allmählich ab, um nach der Provinz Corrientes hin in flache Hügelformationen zu verlaufen. Nach Süden und Osten zweigen sich kleinere Ketten ab, durch deren Täler sich die Nebenflüsse und -flüsschen der beiden grossen Ströme ihr Bett gegraben haben.

Soviel bis jetzt bekannt ist, bietet Misiones dem Minenbau keine grosse Zukunft. An einigen Stellen hat man Eisen gefunden, so der Naturforscher Karl Burmeister, welcher im Jahre 1899 auf einem Hügel in der Nähe von Campiñas de Américo dies Metall entdeckt hat.

Auch Kupferminen, jedoch wohl von geringem Ertrag, finden sich vor. Es ist bekannt, dass die Jesuiten in ihren alten Indianerreduktionen das Kupfer abbauten. Ihre Kirchenglocken und anderes Gerät bestanden meist aus diesem Metall und wurden dort an Ort und Stelle gegossen.

Von den 3 000 000 ha Bodenoberfläche des Misionesterritoriums sind etwa 2 700 000 mit Wald bestanden, während 300 000 ha aus offenem, mit Gras bewachsenem Camp bestehen. In einem andern Kapitel werde ich auf die Ausbeutung dieses Waldbestandes zurückkommen.

Die fortschreitende Verarmung der Landbevölkerung Galiziens und Bukowinas hat seit einigen Jahren eine ganze Anzahl Familien zur Auswanderung veranlasst, von denen sich manche den gastlichen Gestaden des La Plata zuwandten. Die argentinische Regierung dirigierte diese Leute meist nach dem Misionesterritorium, und so kommt es, dass sich dort eine Anzahl Polenkolonien befindet, welche im Anfange mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, jetzt aber das schlimmste überstanden haben. Diese Einwanderung begann im August 1897, und auch jetzt noch dauert der Zufluss polnischer Elemente fort, ein Zeichen, dass diese Kolonien trotz anfänglicher Hemmnisse mancherlei Art einer gedeihlichen Zukunft entgegen gehen.



Ansicht der Iguazúfälle.

Die Kolonisten haben eben ihre Lehrjahre durchgemacht und fangen an, sich den klimatischen und Bodenverhältnissen bei ihren Landkulturen anzupassen. In Misiones handelt es sich nicht um Massenanbau von Weizen, Lein, Alfalfa usw. In Anbetracht des warmen Klimas muss Plantagenbau getrieben werden. Die meisten der bis jetzt bestehenden Kolonien sind im Süden von Posadas auf offenem Camp angelegt worden. Diese nicht mit Wald bestandene Fläche bietet sicherlich dem Ackerbauer eine grosse Erleichterung; doch möchte ich bezweifeln, ob dort eine rationelle Kultur auf die Dauer ohne starke Düngung möglich ist, da der Boden nur sehr wenig Humus enthält. Anders steht die Sache mit dem Waldland. Dort ist reichlich Humus vorhanden und der Boden



Zuckerplantage Blemberg am Paraná.

äusserst fruchtbar. Die Rodung des üppigen Waldbestandes ist aber für den nicht daran gewöhnten europäischen Kolonisten, namentlich in der ersten Zeit, eine recht harte Arbeit, so dass sie manchen zurückschreckt. Trotzdem liegt es auf der Hand, dass dieser Boden auf die Dauer viel bessere Resultate verspricht. Ausserdem ist zu beachten, dass der Plantagenbau eine verhältnismässig geringe Bodenfläche beansprucht. Wenn einmal die erste, harte Arbeit geschehen, dann verursacht das Reinhalten des dem Urwald abgerungenen Bodens verhältnismässig geringe Mühe.

Auch die vorläufig grossen Transportschwierigkeiten und Kosten sprechen entschieden für den Plantagenbau. An anderer Stelle habe ich schon darauf hingewiesen, dass Mittel- und Südargentinien dem germanischen Einwanderer im allgemeinen bessere Lebensbedingungen bieten. Damit will nun nicht gesagt sein, dass in den nördlichen Gegenden eine

Kolonisation stets schlechte Erfolge haben muss. Nur ist es geraten, dort keine Menschen anzusiedeln, deren Konstitution nicht im Einklang mit den Lebensverhältnissen einer subtropischen Zone steht und die wohl in gemässigterem Klima bessere Bedingungen für ihr Fortkommen finden. Wer das warme, aber gesunde Klima von Misiones nicht scheut und vor harter Arbeit nicht zurückschreckt, mag getrost sich dort ein neues Heim gründen; bei der argentinischen Regierung wird er jederlei Anhalt und Unterstützung finden.



Ein Ausblick auf die Kolonie Corá.

Der Mais, die Mandiokapflanze, die süsse Kartoffel (Batate) und die Bohne dienen zum direkten Lebensunterhalt des Kolonisten in jener Gegend. Vorzüglich gedeihen Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Mais und Rizinus. Kaffeepflanzungen anzulegen, ist dagegen in Misiones ein problematisches Geschäft, da die Temperatur im Winter häufig um ein oder zwei Grad unter Null sinkt und diese Pflanze keinen Frost vertragen kann. Sämtliche Obstbäume und Früchte der subtropischen Zone gedeihen vorzüglich in Misiones. Der billige Schiffstransport auf dem Paraná und Uruguay, eröffnet diesen Kulturen sicherlich eine grosse Zukunft, wenn auch heutzutage dieser Produktionszweig noch wenig ausgebeutet wird. Die Orange, Zitrone, Mandarine, Banane usw., und ebenso die herrliche

Ananas, gedeihen vorzüglich in jenem Territorium, wo die verhältnismässig grosse Regenmenge, sowie die vielen Bäche und Flüsschen, keine Trockenheit aufkommen lassen.

Was nun die Viehzucht anlangt, so ist dieselbe unter einigermassen günstigen Verhältnissen nur im Süden des Territoriums, an der Grenze von Corrientes, ein einträglicher Geschäftszweig. Dort, auf den Grasebenen des freien Camps, drängt sich auch augenblicklich der grösste Teil des Weidebetriebs zusammen.

Dort werden Kühe, Schafe und Pferde gezüchtet, obgleich in diesen Gegenden speziell die Pferde mancherlei Krankheiten ausgesetzt sind. Die böse Krankheit »Mal de Cadera«, eine Lähmung des Hinterviertels, schreckt von einer Zucht im grösseren Massstabe ab. Ein deutscher Gelehrter, Dr. Voges, hat vor einiger Zeit interessante Studien betreffs dieser Krankheit gemacht und auch in deutschen Blättern das Resultat seiner Studien veröffentlicht. Es würde über den Rahmen dieses Buches hinausgehen, näher auf die noch wenig geklärte Krankheit einzugehen, welche eine Zucht im grösseren Stil im Norden Argentiniens vorläufig unmöglich macht.

Trotzdem will ich bei dieser Gelegenheit eine Tatsache erwähnen, die geeignet ist, einiges Licht über die Möglichkeit der Pferdezucht in nördlichen Gegenden Südamerikas zu verbreiten. Im bolivianischen Territorium Santa Cruz, das weit nördlicher als Misiones gelegen ist, weideten vor einem Jahrzehnt Tausende von Pferden. Seit langen Jahren bestand dort diese ausgedehnte Zucht, ohne dass man je ein Anzeichen von der üblen Krankheit bemerkt hätte. Es ist also anzunehmen, dass die klimatischen Verhältnisse an sich dem Pferde durchaus zusagten. Da plötzlich, ohne anscheinenden Grund, trat die verheerende Krankheit in jener Gegend auf, und im Verlauf weniger Jahre wurde der Pferdebestand völlig zu Grunde gerichtet. Daraus geht zur Genüge hervor, dass es sich hierbei um eine Infektionskrankheit handelt, deren Folgen vielleicht abzuschwächen oder zu verhindern möglich ist, sobald über die Natur der Krankheitserreger völlige Klarheit herrscht.

Auch in den mit Waldbestand reichlich gesegneten Gegenden ist die Zucht von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Pferden in kleinerem Massstab möglich. Die europäischen Kolonisten halten vielerorts ihre Milchkühe und züchten den Pferdebestand für den eigenen Bedarf heran. Die Tiere finden ausreichende Nahrung in Wald und Feld, so dass eine Stallfütterung nicht notwendig wird. Ueberall in Misiones ist es möglich, in kleinerem Massstabe sämtliche Haustiere zu halten. Krankheiten treten meist nur bei Grossbetrieb auf.

Die Jagd im Misionesterritorium ist äusserst ergiebig und bietet dem Kolonisten in seinen freien Stunden eine willkommene Gelegenheit,

seiner Vorratskammer frisches Fleisch zuzuführen. Der Strauss, der Sumpfhirsch, der Tapir, Rebhühner verschiedener Grösse und zwei Arten Wildschweine, ein kleines und ein grosses, kommen dort in grosser Anzahl vor. Als nicht gerade angenehme Beigabe muss man allerdings auch den amerikanischen Tiger, das Puma und verschiedene Arten Wildkatzen mit in den Kauf nehmen. Auch Schlangen, giftige und ungiftige, kommen reichlich vor. Die sogenannte Schlangengefahr darf aber nicht überschätzt werden. Sehr selten hört man von tödlichen Fällen sprechen. Wer die Schlange nicht belästigt, nicht auf sie tritt, hat auch keinen Biss zu befürchten.



Ein erlegter Tapir.

Lästiger sind die Sandflöhe, sowie Moskitos und andere Stechmücken, die namentlich in der Nähe der Flüsse und Sümpfe für den Neuangekommenen zu einer recht unangenehmen Plage werden. Aber der Mensch gewöhnt sich schliesslich an alles .... sogar an den Rauch der Fabrikschornsteine in den grossen Städten.

Ausbeutung des Holzbestandes und der Yerba-Máte.

Wie allenthalben im argentinischen Norden, so wird auch in Misiones die Ausbeutung des Holzbestandes vorläufig noch als Raubbau betrieben. Da jedoch die Landesregierung in letzter Zeit ihr Augenmerk auf diesen wenig rationellen Abbau gerichtet hat, kann man wohl auf Massregeln hoffen, infolge deren dieser wichtige Erwerbszweig in normale Bahnen gelenkt werden wird. Die traurigen Erfahrungen, welche Nordamerika infolge der rücksichtslosen Ausbeutung seiner Waldbestände gemacht hat, stehen uns als sprechendes und warnendes Beispiel vor Augen. Noch ist es nicht zu spät, und verschiedene Anzeichen lassen darauf schliessen, dass die Regierung dem Unwesen der rücksichtslosen industriellen Ausbeutung energisch zu Leibe gehen will. In einem so grossen Lande wie Argentinien, mit seinen noch teilweise wenig erforschten Gebieten und seiner kärglichen Bevölkerung, ist es nicht zu verwundern, wenn eben vorläufig nicht alles seinen normalen Lauf geht. Dagegen muss man rückhaltslos anerkennen, dass die Regierung ihr möglichstes tut, den hervortretenden Uebelständen zu Leibe zu gehen. In Anbetracht der bestehenden Verhältnisse ist eben die Kritik sehr leicht, aber das Bessermachen ausserordentlich schwer!

Das Misionesterritorium ist von einer ganzen Anzahl Gelehrter bereist worden. Die meisten hatten ihr Augenmerk hauptsächlich auf die

Eine Poststation im Urwald von Misiones.

Geologie des Landes gerichtet, aber deshalb haben doch einige mit scharfem Blick die kulturellen Verhältnisse beleuchtet. Unter den germanischen Gelehrten, welche das Territorium durchforscht haben, sind namentlich die Herren Dr. Brackebusch, Holmberg und Dr. Chavanne zu erwähnen. Namentlich letzterer, der leider der Wissenschaft allzufrüh entrissen wurde, hat uns äusserst wertvolle Aufzeichnungen über dies Gebiet hinterlassen. Dr. Chavanne war einer jener kühnen Forscher, denen Argentinien eine grosse Dankesschuld abzutragen hat. Im Norden und Süden, auf den weiten Pampas, in Schnee und Eis der Kordillere, unter



Fichtenwald (Araucaria brasilensis).

den heissen Strahlen der tropischen Sonne, hat er unentwegt im Interesse seiner zweiten Heimat gewirkt. Ein germanischer Pionier im weitesten Sinne des Wortes, scheute er keine Mühe und Arbeit, um dem Adoptivvaterlande seine reichen Kenntnisse zugänglich zu machen. Fast überall, wohin ein wechselndes Schicksal den denkenden Reisenden in der grossen argentinischen Republik verschlägt, findet er die Spuren dieses im besten Sinne wissenschaftlich gebildeten Mannes. Ehre seinem Andenken! Das ruft ihm ein alter Freund nach, der ihm so manche anregende Stunde verdankt.

Betrachten wir nun die heutzutage übliche Ausbeutung des Holzbestandes und der Yerba-Máte in Misiones. Wie schon erwähnt, ist der grösste Teil der Oberfläche mit Wald bedeckt, dessen starkes Unterholz

aus einem Gewirr von dornigem Gesträuch, Bambus und Lianen besteht. Hier und da finden sich lichte Flecken mit üppigem Graswuchs bedeckt. An zwei Stellen des Territoriums, in San Pedro und Campiñas de América, treffen wir auf ausgedehnte Fichtenwaldungen (Araucaria brasilensis), die je eine Fläche von etwa 120 bis 130 Quadrat-Kilometern bedecken. Dort, wo diese subtropische Fichte gedeiht, finden wir auch meist den Yerba-Máte-Baum, so dass das Vorhandensein der Fichte fast immer auf grössere oder kleinere Bestände dieses wertvollen Baumes hindeutet.

Ferner sind noch drei Baumarten zu erwähnen, die Zeder, der Timbó und Peteribi. Bis zu der stattlichen Höhe von 20 Metern ansteigend, finden sie sich vereinzelt in jenen Gegenden vor, wo die Fichte nicht gedeiht. Auf den Hektar kann man auf etwa 2 bis 3 Exemplare dieser wertvollen Baumarten rechnen.



Zedern-Flösse.

Das spezifische Gewicht dieser Bäume erlaubt es, sie per Floss flussabwärts zu verschiffen, und aus diesem Grunde sind sie Gegenstand der Ausbeutung. Die grossen Transportschwierigkeiten im Innern des Waldes hatten zur Folge, dass bisher nur in der Nähe der Wasserläufe Holz zum Verschiffen gefällt wurde; mehr wie 20 bis 25 Kilometer dringen die Holzfäller selten in den Urwald ein. Da die Fichtenbestände einige 80 Kilometer vom Ufer des Paraná abliegen, sind sie vorläufig von der Axt noch verschont worden.

Ausserdem kommen noch einige 150 Holzarten vor, die teilweise für Schreiner und Tischlerarbeiten sehr gut geeignet sind, aber bis jetzt wenig Verwendung finden. Viele dieser Arten, wie auch die Fichte, tragen essbare Früchte. Einer späteren Zukunft bleibt die Ausbeutung so

mancher vorzüglichen Nutzhölzer vorbehalten, wenn einmal das Territorium der Kultur erschlossen sein wird. Anders liegt die Sache bezüglich des Yerba-Máte-Baumes. In einem grossen Teile Südamerikas, hauptsächlich in Argentinien, Paraguay und Brasilien, werden grosse Mengen des aus den Blättern dieser Waldriesen hergestellten sogenannten Paraguaytees verbraucht. In den verfallenen Jesuitenreduktionen findet man heute noch einen oder den andern Yerba-Máte-Baum, und es ist bekannt, dass er in jener Zeit mit Erfolg künstlich angebaut wurde. Seither sind nur schüchterne Versuche mit neuerlichen Pflanzungen gemacht worden, was



Holzfäller bei der Arbeit.

wohl darin seine Ursache hat, dass der Samen äusserst schwer zum Keimen zu bringen ist. Etwa seit dem Jahre 1870 werden die natürlichen Yerbabestände von Misiones ausgebeutet, und heute bringt das Territorium jährlich etwa 20 000 kg Paraguaytee hervor; trotzdem beträgt der Import noch immer etwa 35 000 kg, so dass der Anbau des Baumes entschieden erträglich wäre, da bei künstlicher Pflanzung die erste Ernte schon nach 4 Jahren erfolgen kann. Ausserdem sind die natürlichen Bestände nur teilweise bekannt. Zwischen den Bächen Yaboti-Guazú und Pepiri zum Beispiel, an der Grenze Brasiliens, sollen sich ausgedehnte, bisher noch nicht ausgebeutete Yerba-Máte-Waldungen befinden.

Gehen wir etwas näher auf die Art und Weise ein, in der die Erntearbeiten erfolgen. Handelt es sich nicht um schon bekannte Yerba-

wälder, so begibt sich eine Anzahl mit dem Leben im Urwald vertrauter und entschlossener Männer auf die Suche nach neuen Beständen. Zu Fuss, unter den grössten Beschwerden, dringen sie in den Wald ein. Auf lange Strecken muss das starke Messer den Weg bahnen. Ein wenig Trockenfleisch, Mais, Bohnen und Salz, machen ihren Proviant an Lebensmitteln aus. Unterwegs wird jede Gelegenheit zur Jagd benutzt, um die Vorräte möglichst zu schonen. Wochen- und monatelang dauern manchmal diese anstrengenden Reisen, die Nahrungsmittel gehen zu Ende und die Kleider hängen den Reisenden in Fetzen vom Leibe; nur starke, widerstandsfähige Menschen können die furchtbaren Strapazen einer solchen Exkursion ertragen.

In dem undurchdringlichen Dickicht des Waldes kommt es häufig vor, dass die Leute ganz nahe an einem Yerbabestand vorbeikommen, ohne ihn zu bemerken. Findet sich aber schliesslich der ersehnte Baum, dann hat alle Not ein Ende. Man richtet sich ein, Verbindungswege werden hergestellt, vielleicht noch mehr Arbeiter herangezogen, und die Ernte beginnt. Eine Anzahl Leute klettert auf die Bäume und schlägt mit den langen Messern die kleineren Aeste und Zweige ab, dem Baume nur seine grösseren Aeste belassend. Dann werden die Zweige ihrer Blätter entkleidet, wobei immer eine Anzahl kleinerer Spitzen und Blätter verloren geht. Bei rationellerer Arbeit könnte man mit einem Arbeitspersonal von 30 Knechten und bei einer Arbeitszeit von sechs Monaten, März, April, Mai, Juni, Juli und August, etwa 12000 kg Yerba mehr ernten, welche jetzt infolge des Raubbaues verloren gehen. Auch die



Transport der Yerba-Máte.

Bäume werden wenig geschont, trotz strenger gesetzlicher Reglementation, und dies ist auch nicht zu verwundern, da eine Kontrolle im weiten Urwald vorläufig unmöglich.

Nachdem die Blätter durch die Arbeiter abgepflückt worden sind, werden sie gedörrt. Man gräbt ein Loch in den Boden, konstruiert einen gedeckten Kanal, unterhält ein starkes Feuer in dem Loch, und auf der andern Seite des Kanals strömt dann die Hitze aus. Dort befindet sich ein aus Zweigen geflochtener Stand, auf dem man die Blätter ausbreitet. Unter dem Einfluss der Hitze trocknen diese in etwa 14 Stunden, während welcher Zeit ein Arbeiter dieselben beständig mit einer Stange umwendet. Dann wird ein Platz auf dem Erdboden gereinigt und geebnet, und dort zerkleinert man die Blätter mittels einer Art Dreschflegel. Hiermit ist die ziemlich primitive Zubereitung des Paraguaytees beendigt, und derselbe wird nun in über dem Erdboden sich erhebenden, trockenen und festgeschlossenen, aus Bambusrohr, Zweigen und Lehm gefügten Hütten aufbewahrt.

Der Transport erfolgt dann später in Säcken von Kuhhäuten, die auf Maultiere verladen werden. Bei Regenwetter, welches in Misiones, wie schon erwähnt, häufig eintritt, wird die Reise unterbrochen und die Säcke werden sorgfältig mit wasserdichter Leinwand bedeckt. Auf diese Weise gestaltet sich der Transport oft recht zeitraubend und beschwerlich. Wenn einmal in Zukunft ein Netz fahrbarer Strassen jenes reiche Gebiet durchkreuzt, werden auch die Produktionskosten der Yerba-Máte eine erhebliche Verminderung erfahren.

Ein Bild aus vergangenen Tagen.

Lang, lang ist's her — da bestanden in Misiones blühende Kolonien, in denen einige 300 000 Indianer unter Aufsicht der Jesuiten zu gesitteten Menschen herangezogen wurden. Man mag über die Tendenzen dieses Ordens denken wie man will — sicher ist, dass seine aufopfernde und beharrliche Arbeit in den Urwäldern Amerikas ein wirkliches Verdienst um die Menschheit bedeutet. Unsere heutige Zivilisation vernichtet die Ureinwohner des Landes. Gehetzt wie wilde Tiere, korrumpiert durch den Genuss des Alkohols, sterben sie allmählich aus, und wenn dann später unsere moderne Kultur den mit dem Blut der ursprünglichen Besitzer gedüngten Boden in Besitz nimmt, ist auch gewöhnlich der letzte »Wilde« verschwunden. Man hat eine Rasse, ein Volk vernichtet. Vae victis!

Die Gründung der Jesuitenreduktionen in dem heutigen Gebiet von Misiones datiert aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Damals erwirkte der Orden von Philipp III. ein Vorrecht, laut dessen kein Spanier die Reduktionen betreten, noch sich in denselben ansiedeln durfte. In Dörfern

vereint, lebten die Indianer unter der Obhut und Fürsorge der Missionäre. Dort wurde geschreinert, gezimmert und geschmiedet. Man bebaute den Boden, und die Früchte des Feldes sowie die Produkte der ausgedehnten Viehzucht genügten zum Unterhalt der Indianer. Es war ein fleissiges, glückliches Völkchen, welches damals in den Reduktionen lebte und arbeitete. Eine Art Kommunismus herrschte in diesen Kolonien, Arbeit und Erholung waren streng nach Stunden geregelt.

Die Jesuiten waren zu gleicher Zeit Lehrer, Musiker, Ackerbauer, Handwerksmeister und Aerzte. Sie unterwiesen ihre Zöglinge in allen



Ruinen der Jesuitenreduktion Santa-Ana.

Zweigen der praktischen Arbeit, und die Reduktionen gediehen allmählich zur höchsten Blüte. Bei Tagesanbruch riefen die Glocken zur Arbeit. Nachdem die Indianer der Messe beigewohnt hatten, begaben sich die Erwachsenen an ihre Arbeit. Mittlerweile erhielten die Kinder auf dem Hofe des Pfarrhauses ihren Morgenimbiss — Maismus, die gekochte Leber und Zunge der für den Tag geschlachteten Rinder. Dann begaben sich die jüngeren Kinder in die Schule, während die älteren Knaben teils auf dem Feld ihrer Arbeit nachgingen, teils sich nach den Werkstätten begaben, in denen sie Unterricht in irgend einem Handwerk empfingen. Die Frauen bestellten ihr Haus, sorgten für das Essen und holten Wasser

vom Dorfbrunnen oder Fluss. Die ganz kleinen Kinder von 4—5 Jahren spielten unter Aufsicht vor der Kirche.

Auf dem Felde herrschte reges Leben und emsige Arbeit, Viehzucht, Acker-, Garten- und Plantagenbau wurden in grossem Massstabe betrieben. Selbst die Gewebe für den Bedarf der Kolonie wurden von den Frauen



Ruinen von San Ignacio: Eingang zur Schule.

kunstvoll angefertigt. Im ersten Jahre der Gründung von St. Baptista spannen die Weiber Garn für etwa 20 000 Ellen Baumwollstoff. Auf den Gemeindeäckern arbeitet jung und alt. Da pflanzt und sammelt man Mais, Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr. Die Gemüsegärten werden gejätet, die Obstpflanzungen gewässert, Farbwurzeln und Waldfrüchte gesammelt. Noch heute bestehen in der Umgebung der zerfallenen Reduktionen grosse Orangen- und Zitronenwälder, die von den Kolonisten und Eingeborenen

als Gemeingut angesehen und ausgebeutet werden. Das sind die traurigen Ueberreste einer einstmals blühenden Zivilisation!

In den Werkstätten wurde ebenfalls fleissig gearbeitet. Da gab es Schreinereien, Mühlen, Zuckerfabriken, Schmiedewerkstätten und ausgedehnte Höfe, in denen die Indianer kunstvolle Ornamente aus Sandstein meisselten. Wer einmal die Ruinen der Reduktionen besucht hat, wird mit Staunen die spärlichen Ueberreste einer stellenweise wirklich künstlerischen Arbeit betrachten können.



Ruinen von San Ignacio:
Linke Aussenseite der Kirche.

Aller Grund und Boden war Gemeindeeigentum und unterstand der Gemeindeverwaltung. Von den Jesuiten wurden stets die vornehmsten Bürger, meist die Kaziken oder Mitglieder ihrer Familie, mit der Oberaufsicht und Verwaltung des gemeinsamen Eigentums betraut. Dies bedeutete eine relative Arbeitsentlastung für die fleissigen Patres, denen auch sonst die geregelte Leitung der grossen Anwesen unmöglich gewesen wäre. In der Reduktion Santa Maria wirkten um das Jahr 1730 nur zwei Jesuiten, und doch betrug die Zahl der schulpflichtigen Kinder etwa 2000 Mädchen und Knaben. Gesang und Musik wurden eifrig gepflegt.

Fast alle primitiven Völker haben eine grosse Vorliebe für die Harmonie der Töne, und dies wurde von dem Orden geschickt benutzt, um immer neue Proseliten ihren Kolonien zuzuführen.

Ein Teil der Ernte wurde in den Gemeindemagazinen aufgestapelt, als Rückhalt für schlechte Jahre und um den Indianern stets das nötige



Ruinen von San Ignacio: Innere Kirchentür.

Saatkorn zur Verfügung stellen zu können. Dies war nicht unwichtig, da diese Naturkinder selbstverständlich auf das morgen wenig Bedacht hatten.

Die kirchlichen Zeremonien wurden natürlich mit grösster Pracht gefeiert. Die Kirche prangte dann im herrlichsten Blumenschmuck. Kunstvolle Kränze waren um Säulen und Statuen geschlungen; überall verbreiteten die auf dem Boden verstreuten Orangeblüten einen betäubenden Duft. Der Altar leuchtete in Gold und Silber, und wirkungsvoll hoben sich die roten Röcke und gestickten Chorhemden der Ministranten von dem glänzenden Hintergrunde ab. Die Glocken klangen zusammen in

harmonischem Geläut; Männer im bunten Poncho und Frauen in langen, weissen Gewändern füllten die Kirche. Begleitet von schmetternder Musik nahte sich die Miliz mit wehenden Fahnen, hoch zu Ross. In ihrem Gefolge ritten der Bürgermeister und die Gemeindevorstände, alles Indianer. Das Hochamt begann, rauschende Musik erfüllte den weiten Raum . . . .

Vorbei! Dichter Urwald bedeckt heutzutage die Stätte, wo einst tausende fleissiger Hände dem reichen Boden ihren Lebensunterhalt abgewannen, und wo glückliche Menschen lebten und wirkten. Im Jahre 1768 wurden die Jesuiten aus Paraguay verbannt. Die Indianer zerstreuten sich in die Wälder, die blühenden Reduktionen wurden vernichtet, und ein grosses zivilisatorisches Werk war dem Verfall anheim gegeben. Heutzutage stösst der Reisende im wilden Urwald auf die stummen Zeugen jener kolonisatorischen Tätigkeit einer verflossenen Zeit. Verfallene Ruinen, architektonische Ueberreste einer vergangenen Kulturepoche . . . . Wie viel hat doch im Lauf der Jahrhunderte der krasse Egoismus unserer kaukasischen Rasse zerstört und dem Verfall anheim gegeben!

XI. KAPITEL.

Auf unbetretenen Pfaden.*)

Zu Fuss durch die Kordillere.

Unwiderstehlich zieht die unerforschte Wildnis stets den Wagemut kühner Männer an. Folgen wir in Nachstehendem den Pfaden eines unerschrockenen Reisenden, der während mehrerer Jahre unter den grössten Schwierigkeiten unbekannte Regionen Argentiniens zu Fuss durchstreift hat.

Zu Anfang des Jahres 1901 trat mein Gewährsmann seine Fusstour von Mendoza aus an. Sein nächstes Ziel war der mit ewigem Schnee bedeckte Bergriese Tupungato, 6710 m über dem Meeresspiegel gelegen, ungefähr 100 km von Mendoza entfernt. Der Aufstieg fand unter beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten statt. Ohne Hilfsmittel irgendwelcher Art, nur auf sich selbst angewiesen, brauchte der kühne Forscher achtzehn Tage, um den Gipfel zu erklimmen.

Bis zur Höhe von etwa 1900 m ging der Anstieg verhältnismässig leicht von statten. Ueppige Vegetation bedeckte die Hänge des Berges, Guanacos und anderes Wild sorgten für den Unterhalt. Von dort an wurde das Unternehmen immer schwieriger. Die nackten Tonfelsen, Granit und Schiefer waren nur hier und da mit spärlicher Vegetation bedeckt, die endlich ganz verschwand. Kein Strauch, kein Gras und, was das Schlimmste war, kein Wild mehr.

Nach zehntägigem Ringen mit dem passiven Widerstand einer wilden Natur langte der Reisende schliesslich auf einer Höhe von etwa 5400 m an. In der Nacht wurde er durch einen furchtbaren Orkan, begleitet von wolkenbruchartigem Regen, überrascht. Heulend fuhr der Wind unter die notdürftig befestigte Zeltdecke und riss sie in die Höhe. Das Zelt wurde fortgerissen, und der Bergsteiger klammerte sich an den Felsen

*) Die Beschreibung ist aus streng historischer Quelle geschöpft.

9*

an, um nicht weggeweht zu werden. Endlich gegen Mitternacht legte sich der Sturm. In nassen Kleidern, zitternd vor Kälte, erwartete er den kommenden Morgen.

Aber sein Mut war nicht gebrochen, obgleich er sich zu einer Ruhepause von zwei Tagen gezwungen sah, da das Wetter sich nicht aufklären wollte. Am dritten Tage erglänzte der schneebedeckte Gipfel des Bergriesen im hellen Sonnenschein, in tausend Reflexen schillernd. Nun begann der letzte und gefährlichste Teil des Aufstieges. Langsam ging es vorwärts durch den festgefrorenen Schnee, doch sollte dieser Tag nicht ohne Unfall verlaufen. Beim Ueberschreiten einer Gletscherspalte glitt der Reisende aus und stürzte ab. Zum Glück hielt ein etwa 15 m tiefer liegender Vorsprung den Fall auf. Mit grosser Mühe erklomm er schliesslich den Rand des Abgrundes, und weiter ging es bergan. Die folgende Nacht brachte er in der verlassenen Höhle eines Kondors zu. Dort fanden sich Ueberreste von Knochen erbeuteter Tiere und auch viele Kondorfedern vor. Vor den in diesen Höhen stets mit furchtbarer Gewalt tobenden Winden geschützt, brachte ihm diese Nacht einen erquickenden Schlaf. Am folgenden Tage langte er endlich auf dem Gipfel des Tupungato an.

Seine Lage war eine äusserst kritische geworden. Bisher hatte er sich von gepresstem Maggi-Fleisch und Fleischextrakt ernährt. Hier, ringsum von ewigem Schnee umgeben, fand sich kein Mittel zur Feuerung vor. Ausserdem war sein Zelt verloren gegangen, und dabei erwartete ihn eine eisigkalte Nacht auf 6710 m über dem Meeresspiegel.

Der Bergsteiger zerschlug schliesslich einen kleinen Kasten, der seine Reiseapotheke enthielt, machte mit den Brettern ein Feuer an und löste etwas Fleischextrakt in Schneewasser auf. Halb erstarrt begann er bei Tagesanbruch den Abstieg auf der Nordseite, durch die Quebráda*) de Pocitos, in der Richtung auf die nördlich an Mendoza grenzende Provinz San Juan.

Der Abstieg bot wenig Bemerkenswertes. Nach einem Fussmarsch von vierzehn Tagen langte unser Reisender in der Hauptstadt San Juan an. Nach einem kurzen Aufenthalt reiste er weiter durch mehr oder weniger bekannte Gegenden, kam nach einer beschwerlichen Reise in dem kleinen Städtchen der Provinz La Rioja, Chilecito, an, marschierte von dort nach der Hauptstadt dieser Provinz, erreichte die Nachbarprovinz Catamarca und kreuzte dann, immer die Richtung nach Norden beibehaltend, die an anderer Stelle erwähnten Calchaquitäler.

Es würde uns zu weit führen, den Reisenden auf seiner nun beginnenden Tour durch die Provinzen Salta und Jujuy zu begleiten. Er hatte von Mendoza aus ungefähr 1200 km zu Fuss zurückgelegt!

---

*) Schlucht.

In den Urwäldern des Gran Chaco.

Von Jujuy aus setzte unser Reisender seine Tour der Bahnlinie entlang nach Oran fort. Endlich war er an seinem Hauptziel, dem geheimnisvoll rauschenden Urwald des Gran Chaco, angelangt. Nun begann eine abenteuerliche Tour durch den Chaco von Formosa, immer in der allgemeinen Richtung nach Nordosten, da er an die Ufer des in den Paraguay-Fluss mündenden Rio Pilcomayo gelangen wollte. Während eines ganzen Monates arbeitete er sich durch Dickicht und Sümpfe, oft



Aus dem Gran Chaco: Kaziken der Tobas- und Matacos-Indianer.

ganze Tage lang durch die Estéros*) watend. Die Nächte waren fürchterlich. Schlangen schreckten ihn aus dem Schlaf, und in nächster Nähe ertönte das Gebrüll der Tiger.

Als er eines abends müde und abgespannt sich sein Lager am Fuss eines Baumriesen bereitete, hörte er plötzlich in der Nähe Hundegebell. Die Indianer! war sein erster Gedanke. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Bei Morgengrauen sah er sich von einer Horde wilder Chiriguano-Indianer umringt, die in unbekannter Sprache, gestikulierend und schreiend, nach seiner Herkunft und dem Zweck der Reise zu fragen schienen.

Die Chacoindianer sind ohne Ausnahme ein räuberisches Gesindel. Wie ehemals in den Pampas des Südens, so befinden sich auch hier bei vielen Stämmen Deserteure, verfolgte Mörder und anderes lichtscheues Gesindel. Diese sind dann meist die Hauptanstifter der Raubzüge in

*) Grosse Sümpfe.

anliegende, kultivierte Gegenden. Die argentinische Regierung hat stets an der Chacogrenze einige Kavallerieregimenter stationiert, welche nach Möglichkeit den Räubereien Einhalt tun. Die Soldaten sind von den Indianern sehr gefürchtet und gehasst. Misstrauisch beobachten sie jeden Weissen, der ihr Gebiet betritt, und viele Reisende sind von ihnen ermordet worden. Der Forscher ergriff, wie wir weiter unten sehen werden, ein heroisches Mittel, um dem Tode zu entgehen. Nicht alle Stämme halten sich von den Weissen entfernt; einige arbeiten auch zu gewissen Jahreszeiten in den sogenannten Obrájes,*) wo sie leider häufig in schamloser Weise ausgebeutet werden. Auch auf den Zuckerplantagen findet man indianische Arbeiter. Die Tätigkeit der Missionäre hat in den Urwäldern Argentiniens bislang wenig Erfolg gehabt, obgleich in dieser Hinsicht wirklich anerkennenswerte Anstrengungen gemacht werden. Solange der Indianer der Willkür und Korruption habgieriger Unternehmer anheimgegeben ist, wird wohl auch jeder Zivilisierungsversuch ohne Erfolg bleiben.



Chorotis-Indianer.

Die Chiriguano-Indianer, welche unsern Reisenden überfallen hatten, gehören zu den wilden Stämmen, die jeden Verkehr mit den Grenzlern meiden und nur von Zeit zu Zeit in höchst unfreiwillige Berührung mit den Mausern der Grenzwachen kommen. Man konnte es ihnen also auch nicht verdenken, wenn sie dem verhassten Eindringling in ihr Reich wenig freundschaftliche Gefühle entgegen brachten. Er wurde gefesselt und ihm durch Zeichen bedeutet, dass er beim ersten Fluchtversuch niedergeschossen werden würde. Die Indianer, welche teils mit Gewehren veralteter Konstruktion, teils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geleiteten den Gefangenen nach ihren Tóldos.**) Nach einem höchst beschwerlichen Marsch von zwei Tagen, während dessen der Reisende jeden Augenblick für sein Leben fürchtete, lichtete sich endlich der Urwald. Man gelangte auf eine Art Weg, zu dessen Seiten kleine Maisfelder und sorgfältig bestellte Beete lagen, auf denen Sandías***) und Melonen angepflanzt waren.

Weiterhin bemerkte er einige Trupps kleiner, unansehnlicher Schafe, Schweine und Hühner. Von fernher, aus der Richtung, wo die Tóldos

*) Sprich: Obráches; Holzschlägereien.

**) Wörtlich Zelte; die primitiven Hütten der Indianer.

***) Wassermelonen.

auftauchten, ertönte das heisere Gebell der Hunde. Kinder spielten am Wege und liefen schreiend hinter dem Fremdling her. Als die Karawane vor dem Zelt des Kaziken anlangte, hatte sich schon eine grosse Menge Neugieriger beiderlei Geschlechts angesammelt, welche schreiend und gestikulierend den ungewöhnlichen Vorfall besprachen. Die Chacoindianer beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, wenn auch in sehr beschränktem Masse, da sie sich in der Hauptsache durch Jagd und Fischerei ernähren. Namentlich letztere ist in dem Stromgebiet des Chaco äusserst ergiebig. An jagdbaren Tieren erwähnen wir beiläufig den grossen Sumpfhirsch, der sich in der Nähe der Sümpfe und Lagunen aufhält, das Anta (Tapir), ausgewachsen etwa von der Grösse eines sechsmonatlichen Kalbes, mehrere Arten Affen, eine Art Reh, drei Arten Wildschweine, worunter auch solche, die eine Moschusdrüse auf dem Rücken haben, welche nach dem Erlegen des Tieres schnell entfernt werden muss, und wilde Ziegen sowie ferner wilde Truthühner, verschiedene Arten Rebhühner, fasanenartige Vögel, Papageien. An Raubzeug kommen vor der Tiger (Jaguar), das Puma, verschiedene Arten nicht ungefährlicher Wildkatzen, Füchse, Raubvögel, und ausserdem mannigfaltige Schlangenarten, darunter die Klapperschlange und Boa Constrictor, sowie zahlreiche Kaimane in den Flüssen und Sümpfen.

Es kommt häufig vor, dass irgend eine militärische Strafexpedition eine Indianer-Niederlassung überrascht. Dann flüchtet alles schleunigst in das Dickicht. Sonderbar ist, dass dann die Haustiere, Schafe, Schweine und sogar Hühner hinter den Indianern her im Wald verschwinden. Wenn dann die Truppe anlangt, findet sie öde, gänzlich verlassene Heimstätten vor.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserm Reisenden zurück. Der Kazike, ein grosser, starker Mann mit energischen, nicht unangenehmen Zügen, richtete in gebrochenem Spanisch mehrere Fragen an den Forscher. Dieser suchte ihm klar zu machen, dass er aus einem fremden Lande käme und nichts mit den an der Grenze stationierten Truppen zu tun hätte, eine Versicherung, die mit merklichem Misstrauen aufgenommen wurde.

Es erfolgte nun eine kurze, animierte Beratung zwischen dem Kaziken und einigen Capitanéjos,*) und dann wurde der Gefangene, an den Füssen mit starken Stricken gefesselt, in einem Zelt untergebracht. Eine alte Indianerin brachte ihm nach einiger Zeit ein grosses Stück gebratenes Antafleisch sowie einige gebackene Fische. Sie entfernte sich schweigend, ohne auf seine Fragen und Zeichen zu antworten.

Vier Tage schwebte der Reisende in der peinlichsten Ungewissheit betreffs des Schicksals, das ihn erwartete, als endlich gegen Abend der

*) Sprich: Capitanécho; untergeordnete Häuptlinge.

Kazike, begleitet von dem Zauberer*) des Stammes, in das Zelt trat Mit wenigen Worten machte er dem Gefangenen klar, dass er sowie der ganze Stamm keineswegs von seiner Unschuld überzeugt wären. Hier gebe es nur ein Mittel, dem Tode zu entrinnen. Er möge sich mit seiner Tochter verheiraten, und dann solle er in die Stammesgemeinschaft aufgenommen werden.

Da blieb denn weiter nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Ehestandskandidat stammelte einige Dankesworte und erklärte sich bereit, den Ehebund einzugehen, konnte aber doch nicht umhin, den schüchternen Wunsch laut werden zu lassen, es wäre ihm recht lieb, wenn er seine Zukünftige erst einmal kennen lernen könnte. Die Bitte wurde ihm denn auch ohne weiteres zugestanden. Nach einigen Minuten trat ein etwa fünfzehnjähriges, dralles, mit einem Chapaý**) bekleidetes Indianermädchen in das Zelt, züchtig die Augen vor ihrem Zukünftigen niederschlagend. Es schien so, als ob die Schöne die ganze Geschichte angezettelt hätte, denn sie gab dem Reisenden zu verstehen, dass er ohne ihre Dazwischenkunft unfehlbar getötet worden wäre.

Die Hochzeit wurde auf den nächsten Tag festgesetzt. Die Behandlung meines Gewährsmannes war nun eine freundlichere, obgleich er noch immer streng bewacht wurde. Es wurde ihm erlaubt, ein Bad im Fluss zu nehmen; einige Kleidungsstücke, die ihm zugewiesen wurden, gestatteten ihm, seine Leibwäsche von einer Indianerin reinigen zu lassen. Auch das Essen wurde besser, und eine grosse Schale frischer Schafmilch ersetzte das übliche Flusswasser. Der unfreiwillige Heiratskandidat brachte die Nacht in unruhigem Schlummer zu. Wenn er auch fest entschlossen war, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit den Tóldos und der ihm aufgezwungenen Ehefrau den Rücken zu kehren, so war doch seine Lage danach angetan, auch einem wenig nervösen Menschen den Schlaf zu rauben.

Gegen Morgen verfiel er in einen unruhigen Halbschlummer, aus dem er aber bald durch eine lärmende Musik geweckt wurde. Der ganze Stamm war auf den Beinen. Eine stattliche Anzahl von Kaziken und Capitanéjos benachbarter Tribus trafen nach und nach zur Hochzeitsfeier ein. Einige dieser Krieger hatten Ohren oder Lippen mit grossen Ringen verziert, alle waren mit Pfeil und Bogen, einzelne auch mit Remington-Gewehren bewaffnet. Ein langer Indianer hatte sich einen alten Kavalleriesäbel umgebunden, auf den er ordentlich stolz zu sein schien. Nachdem sich alle zum Fest Geladenen versammelt hatten, bildeten sie einen grossen Kreis um einen aus Stroh angefertigten Bogen, der mit allerlei grünem

*) Medizinmann, begleitet stets den Stamm. Er ist auch meist das grösste Hindernis für die Missionstätigkeit.

**) Ein aus einem Stück gefertigtes Kleid.

Gezweig geschmückt war. Der Vater der Braut, diese selbst und der unfreiwillige Bräutigam, welcher nach seiner eigenen Aussage ein ziemlich dummes Gesicht zu all den Vorbereitungen machte, stellten sich in der Mitte des Kreises auf. Nun traten die Musiker vor. Diese hatten sich einen mit einer Art Kastagnetten versehenen Gürtel um den Leib gebunden und vollführten die tollsten Sprünge und Gliederverrenkungen, während die Neuvermählten unter dem Bogen Hand in Hand hindurchschritten, begleitet von dem Geheul sämtlicher Gäste. Damit war die Zeremonie zu Ende und unser Reisender endgültig seiner roten, besseren Hälfte angetraut. Es folgte nun ein grosses Gelage, bei dem die Indianer eifrig der Chícha*) zusprachen. Ueber die weiteren Details seiner wilden Ehe hat sich der Forscher nie ausgelassen.

Der Chacoindianer führt im allgemeinen ein gesittetes Familienleben. Stirbt der Mann, so muss ihn die Witwe so lange beweinen, bis der Stamm an einen andern Platz übersiedelt. Der Mangel an Nahrungsmitteln nötigt diese Indianer, etwa dreimal im Jahr ihre Wohnplätze zu wechseln. Kommt dann die Witwe wieder an den Ort, wo ihr Mann begraben ist, so geht das Klagegeheul von neuem an. Auf Befolgung dieser Sitte wird streng gehalten, und erst eine neue Heirat befreit die Frau von ihrer Verpflichtung, den Verstorbenen zu betrauern.

Durch die Heirat hatte sich der Reisende das Vertrauen der Indianer gewonnen und konnte nun unbehindert aus- und eingehen. Während mehrerer Monate bot sich ihm jedoch keine Gelegenheit zur Flucht, so dass er schliesslich auf einen Vorwand sann, um von den Tóldos wegzukommen. Im Winter 1902 lud er den Kaziken, seinen Schwiegervater, nebst einigen andern Indianern zu einer Jagdpartie ein. Der Kazike hatte Abhaltung, und so zog unser Held denn in Begleitung von etwa zwanzig Indianern nach Westen zu. Während einer Woche spähte er jeden Tag nach einer Gelegenheit, zu entkommen, aber vergebens. Endlich, während einer Nacht, bot sich der ersehnte Moment. Ein eigenartiges Geräusch,**) dessen Ursprung der Reisende auch später nicht ermitteln konnte, begleitet von einer Art Tornádo***) und heftigem Regen, trieb die Indianer zu eiliger Flucht an. Der Hund des Forschers fing heftig an zu bellen, so dass dieser sich veranlasst sah, ihn zur Ruhe zu bringen, damit die Indianer seine Abwesenheit nicht bemerkten.

Nun begann eine eilige Flucht durch dornigen Unterwald, Sümpfe und über alle möglichen Hindernisse hinweg. Manchmal gehend, dann wieder auf allen Vieren kriechend, suchte unser Reisender vorwärts zu

*) Aus Mais oder auch anderm Korn gegorenes, alkoholhaltiges Getränk, bei dem der Speichel als Ferment benutzt wird.

**) Wohl Erdbeben.

***) Wirbelwind.

kommen. Seine Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, sein ganzer Körper war nur noch eine grosse Wunde.

Am andern Morgen langte er an einem grossen See an, wo er sich ein paar Stunden Schlaf gönnte und einige Nahrung zu sich nahm. Am andern Tage sollten seine Leiden ein unerwartetes Ende finden. Gegen Mittag traf er nämlich eine Abteilung Soldaten unter dem Befehl des Hauptmanns N., eines meiner persönlichen Bekannten, an. Nach einer Tour von zwei Tagen gelangte er in ihrer Begleitung nach dem Städtchen Rivadavia, wo er von dem Oberst L. freundlich aufgenommen und mit allem nötigen versehen wurde.

Hiermit waren die Abenteuer des Forschers noch nicht abgeschlossen. Er bereiste weiterhin den Bermejofluss und Teile des Paraguayflusses, durchkreuzte dann später zu Fuss die Provinz Entre Rios und langte schliesslich nach dreijähriger Abwesenheit wieder in Buenos Aires an. Der Mann hatte im ganzen 24820 Kilometer zu Fuss zurückgelegt! Eigentlich ein sonderbares Vergnügen.

XII. KAPITEL.

Ueber Mendoza nach Valparaiso.

Per Bahn von Buenos Aires nach der Kordillere.

Der Retiro-Bahnhof in Buenos Aires ist der Abfahrtspunkt für die Züge, deren Endziel, die rebenumkränzte Stadt Mendoza, am Fuss der Kordillere liegt. Die Gleise der Pacific-Bahn durchkreuzen die Provinzen Buenos Aires, Córdoba und Mendoza. Wenn man nachts von der Hauptstadt Argentiniens abfährt, so kommt man am übernächsten Tage frühmorgens in Mendoza an, verlässt also den Zug während zwei Nächten und einem Tage nicht. Die englische Bahngesellschaft hat reichlich für den Komfort der Passagiere gesorgt, so dass die Reise keine grösseren Unbequemlichkeiten im Gefolge hat. Vorzügliche Schlafwagen garantieren eine ungestörte Nachtruhe, und luxuriöse, geräumige, gut ausgestattete Restaurationswagen sorgen für das leibliche Bedürfnis der Reisenden.

Als ich in einer heissen schwülen Sommernacht gegen zehn Uhr in meinen Abteil des Pacificzuges stieg, hatte ich die Freude, meinen Landsmann Herrn Sch. dort schon installiert zu finden. Eine Reise in guter Gesellschaft ist immer nur eine halbe Reise, wenigstens was ihre Schattenseiten anbelangt, und so sassen wir denn kurz nachher vor einem eisgekühlten Glas Quilmesbier im Restaurationswagen und sprachen von diesem und jenem. Wenn man einer solch nächtlichen Fahrt ihre gute Seite abzugewinnen versteht, ist sie sicherlich nicht ohne Reiz. Das nächtliche Schweigen der weiten Pampa dringt trotz elektrischen Lichts und schwarzbefracktem Kellner in den eleganten Raum, eine träumerische Stimmung erzeugend. Von Zeit zu Zeit tauchen lichthelle Stationen auf, wie Oasen in der Wüste, und dann rollt der Zug wieder durch die weite, schwarze Ebene.

Dann schweift der Gedanke unwillkürlich zurück zu den Zeiten, da der Indianer noch Herr und Gebieter jener Gegenden war. Damals stockte

die Hochflut der Zivilisation an der Indianergrenze, und nur einige zerstreut liegende kleine Forts schienen darauf hinzudeuten, dass diese Stauung nicht einem definitiven Aufgeben jener reichen Gebietsteile gleichkam. Späterhin musste der Indianer vor dem andrängenden Fortschritt zurückweichen, und dann kam das Eisenross, weite Strecken dem Verkehr und der Besiedlung eröffnend. Zwar ist es immerhin noch die Viehzucht, welche als Hauptbetriebszweig die grosse Ebene beherrscht; doch in diesem



Pappelallee in Mendoza.

grossen Reich kann man überall blühende Enklaven bemerken, aufstrebende Ackerbaukolonien, wo fleissige eingewanderte Bauern dem so überaus fruchtbaren Boden reiche Frucht abgewinnen.

Am andern Morgen nahm ich von Herrn Sch. Abschied, welcher den Zug verliess, um sich nach seiner Estancia zu begeben, und machte es mir an einem der grossen Spiegelfenster des Pullmann bequem. Dort liess ich den eigenartigen Kontrast, den steten Wechsel zwischen intensiver Kultur und halbwilder Viehwirtschaft, voll auf mich einwirken. Meilenweit sah man nur Gras und Himmel. Kleine oder grössere dunkle Punkte bezeichneten die Stellen, wo Pferde und Rinderherden weideten,

und von Zeit zu Zeit tauchte am Horizont ein niedriges Haus mit Wellblechdach auf. Kein Baum, kein Strauch, keine Kulturpflanze. Alles grau in grün, grün in grau. Und darüber das blaue Firmament, scharf gegen den Horizont abgegrenzt. Zuweilen eine Tropilla Pferde oder Stuten, die den Zug wiehernd und in schärfster Gangart eine Strecke lang begleiteten. Oder ein Gaucho, der, vom Staub eines Feldweges umhüllt, in schleppendem Galopp über die Pampa ritt. Und dann noch hin und wieder einige hundert Kühe, die träge wiederkäuend in der Nähe des Bahndammes lagen, oder eine grosse, einige tausend Stück starke Schafherde, die sich langsam, gleich einer ungeheuren trägen Welle, über die Ebene hinwälzte.

Und dann plötzlich ein anderes, lebensfrisches, in hellen Farben schillerndes Bild. So weit das Auge reichte, wogten goldgelbe Weizenähren im frischen Morgenwind. Grell leuchteten die roten Kopftücher italienischer Weiber, in emsiger Geschäftigkeit arbeiteten kräftige Männergestalten, die weissen Hemdärmel hoch auf die muskulösen Arme hinaufgestreift. Mähmaschinen legten die reife Frucht in gleichmässig gebundenen Garben auf den Boden nieder. Fleissige Arme türmten das Getreide eilig zu hohen Feimen, und in all dies emsige Getriebe tönte der schrille Pfiff der Dreschmaschine, die Peone zur Arbeit rufend. Dort der indolente Gaucho, der Natur die Arbeit überlassend. Hier frisches, pulsierendes Leben, intensive Geschäftigkeit, ein belebender Hauch moderner Kultur, der fleissige europäische Arbeiter in emsiger Tätigkeit, gewohnt, dem Boden sein Bestes abzuringen.

Später, nachdem wir die Bahnstation Villa Mercedes in der Provinz San Luis hinter uns hatten, zeigte die Gegend ein anderes Gesicht. Hier, wo der Regen nur karg und in unregelmässigen Zwischenräumen fällt, tauchten links und rechts der Bahn öde, spärlich bewachsene Sandfelder auf, hier und da mit verkrüppeltem dornigen Unterholz bestanden. Rasch senkte sich zum zweitenmal die Nacht hernieder, und als ich am andern Morgen aufwachte, ragte in der Ferne schon die mächtige, bläulich gefärbte Andenkette auf.

Mendoza.

Wir näherten uns der Stadt Mendoza. Zu beiden Seiten begleiteten weithin üppige, grüne Weinberge die Bahn. Ueberall durchschnitten Wassergräben das in hoher Kultur stehende Land. Schwergeballte, weisse Wolken lagen über dem Gebirge, als wir in die Station der Andenstadt einfuhren. Dort oben war der Schnee noch nicht aus den Pässen gewichen, während in der Ebene schon die Traube ihrer Reife entgegen ging. Im »Grand Hotel« an der Plaza, das ich zum Absteigequartier erwählte, war die Unterkunft und Verpflegung anständig, wenn auch

nicht gerade komfortabel zu nennen. Dagegen bot die Weinkarte eine wirklich vorzügliche und reichliche Auswahl guter Mendozaweine.

Die Weinindustrie hat mit dem Fortschritt des Weinbaues völlig Schritt gehalten. Neben der spanischen Rebe mit der grossen Traube, finden wir heutzutage deutsche und namentlich französische Reben aller Art angebaut. Es werden sehr gute Marken aus weisser und roter Traube hergestellt, teils mit vorzüglichem Bukett. Vielfach werden diese Weine nach europäischem Muster aufgestellt und dann neben der Angabe »Mendoza-Wein« nach der entsprechenden europäischen Marke benannt. Auch ein sehr guter Schaumwein wird von einem deutschen Hause hergestellt. Ebenso hat man sich der Kognak-Fabrikation zugewandt. In einem andern Kapitel werde ich den Weinbau dieser aufblühenden Provinz näher behandeln. Der freundliche Leser möge es mir zugute halten, wenn ich den statistischen Aufzeichnungen einen andern Platz anweise.

Mendoza liegt 830 m über dem Meeresspiegel. Das Klima ist äusserst angenehm und nicht zu heiss. Sämtliche Produkte der gemässigten Zone kommen dort gut fort. Wie schon erwähnt, sind die klimatischen Verhältnisse namentlich dem Weinbau sehr zuträglich. Für die Orange und Zitrone ist es schon zu kalt. Der Winter bringt stets grosse Schneefälle in der Kordillere, und dann wird auch die Kälte in Mendoza und Umgegend recht empfindlich. Die Gebirgspässe sind gewöhnlich durch den Schnee von März bis Dezember geschlossen, das heisst, vom Frühherbst bis mitten in den Sommer hinein.

Nach dem Mittagessen setzte ich mich in eine Droschke und besichtigte die Stadt. Mendoza hat sehr wenig zweistöckige Häuser, und diese sind meist aus Luftziegeln hergestellt. Diese Bauart hat ihren Grund in mehrfach stattgehabten Erdbeben, wobei viele massive Gebäude zusammenstürzten. Kürzlich, im August 1903, wurde die Stadt neuerdings durch ein ziemlich bedeutendes Erdbeben heimgesucht. Einige massive Gebäude stürzten ein oder bekamen starke Risse. Die Bodégas*) mehrerer grosser Handelshäuser namentlich hatten hohe Verluste zu verzeichnen; Augenzeugen erzählen, dass der Wein stellenweise in Strömen durch die Strassen floss. Zwei in Ruinen liegende Kirchen geben Zeugnis von dem Zerstörungswerk früherer Erdbeben. Trotz dieses Missstandes ist aber wohl an eine Verlegung der Stadt nicht zu denken, obgleich sie schon früher ins Auge gefasst wurde, da Mendoza die Endstation der Pacificbahn und der Ausgangspunkt der über die Kordillere nach Chile führenden Transandinobahn ist.

Die Stadt ist sehr in die Breite gebaut und macht einen freundlichen Eindruck. Die grosse Plaza wird mit grosser Sorgfalt im Stande gehalten

*) Häufig über der Erde angelegte Depots für Wein.

und namentlich von der guten Gesellschaft Mendozas fleissig frequentiert. An schönen Sommerabenden spielt dort mehrmals in der Woche eine Musikkapelle, und dann hat man von der Terrasse des Hotels aus Gelegenheit, die schönen, schwarzäugigen Mendozinerinnen und, last not least, ihre eleganten Pariser Toiletten zu bewundern. Die Strassen der Stadt sind geradlinig, breit und teilweise auf beiden Seiten mit mächtigen, alten Silberpappeln bepflanzt. Ueberall rauscht das Wasser in breiten Kanälen. Ein reger Verkehr, sowie viele grosse und teilweise elegante Läden deuten darauf hin, dass Handel und Wandel gedeihen. Heute zählt Mendoza über 20000 Einwohner, eine Zahl, die in steter Vermehrung begriffen ist. Viele Europäer, und unter ihnen auch manche Deutsche und Schweizer, haben sich in Stadt und Umgegend niedergelassen.

Eine Guanacojagd in der Kordillere.

Bei meiner Rückkehr ins Hotel fand ich dort eine Karte meines alten Freundes G. vor, der mich zu einer Guanacojagd auf seiner im Gebirge an der Andenbahn gelegenen Estancia Uspallata einlud. Wenn es nur eben anging, habe ich noch nie eine Jagdgelegenheit versäumt, und so sass ich denn am andern Morgen früh im Zug der Transandinobahn.

Die Wagen dieser Schmalspurbahn sind etwas eng, aber recht bequem und reinlich. In starker Steigung, manchmal recht bedeutende Kurven beschreibend, steigt der Zug gegen die Kordillere an. Zunächst rollt er noch zwischen grünen Weinbergen und freundlichen Gehöften hin, um nach etwa 20 km Fahrt in das Tal des Mendozaflusses einzutreten, den die Bahn an mehreren Stellen auf solid gebauten eisernen Brücken überschreitet. Nachdem wir einige 40 km zurückgelegt hatten, hielt der Zug bei der Station Cacheuta. Ich hatte genügend Zeit, um mir die dort befindlichen warmen Thermen anzusehen, ein beliebter Sommeraufenthalt Mendoziner Familien. Die ganze Anlage macht einen recht primitiven Eindruck.

Nach weiteren 60 km Fahrt langte ich noch vor Mittag auf der kleinen Station Uspallata an. Mein Freund hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir ein gesatteltes Pferd an die Bahn zu senden. In Begleitung eines Peons ritt ich in Richtung auf die etwa 10 km entfernte Estancia ab. Zunächst musste der Mendozafluss passiert werden, was augenblicklich gar nicht unbedenklich war, da die sommerliche Schneeschmelze dies sonst harmlose Gebirgswasser in einen reissenden Strom verwandelt hatte. Grosse Felsstücke und Steine werden dann von den Wassermassen dem Tal zugerollt, und es bedarf eines kundigen Führers, um ohne Unfall das andere Ufer zu erreichen. Wir kamen schliesslich glücklich hinüber, obgleich die Pferde bis an den Sattel im Wasser gingen und einigemale in Gefahr waren, von dem wilden Gewässer mit fortgerissen zu werden.

Da es für diesen Tag zu spät zur Jagd war, vertrieben wir uns den Nachmittag mit dem Fang kleiner Flusskrebse, deren es eine Unmenge in der Nähe der Estancia gibt. Bei einem guten Glase Mendozawein besprachen wir am Abend die Aussichten der projektierten Jagd. Don Alberto erzählte, dass infolge eines neuerlichen Schneefalles im Hochgebirge viele Guanacos in die Vorberge heruntergekommen wären. Dies tritt stets ein, sobald der Schnee sie ihrer Nahrung beraubt, und dann füllen sich die Täler und Schluchten der nahe liegenden Hügel mit Hunderten von Guanacos.

Mein liebenswürdiger Gastwirt war ein eifriger Jäger, zog aber die Hatz mit Hunden und Boleadoras jeder andern vor. Man erzählt sich von ihm die wildesten Wagestücke. Wenn er mit seinen speziell mit dieser Art Waidwerk vertrauten Peonen in den Schluchten der Vorberge jagte, kamen selten alle mit heiler Haut heim. Der war mit seinem Pferde in einen Abgrund gestürzt, jener hatte sich den Arm ausgerenkt; aber alle waren dabei, wenn Don Alberto zur Jagd aufforderte. Auch seine Pferde sind derart an das Hetzen in diesem gefährlichen Gelände gewöhnt, dass sie, obgleich sämtlich ohne Hufbeschlag, in scharfer Gangart alle Hindernisse überwinden, die steilsten Abhänge hinunter jagen und über Felsrisse, enge Schluchten, Felsblöcke setzen, — mit gespitzten Ohren hinter den Guanacos her. Ich selbst habe beobachtet, wie sich diese Pferde an ganz steilen, mit Geröll bedeckten Hängen, wo sie keinen Fuss fassen konnten, bis auf die Talsohle hinabgleiten liessen, und zwar ohne dass der Reiter sie dazu antrieb.

Es war ein recht frischer, kühler Morgen, an dem wir kurz nach Sonnenaufgang in Begleitung einiger Peone zur Jagd abritten. Don Alberto hatte diesmal auf eine Hatz verzichtet, und wir waren beide mit Büchsen bewaffnet. Wir mussten ziemlich weit ins Gebirge hineinreiten, ehe Guanacospuren bemerkt wurden. In vielen Schluchten war der Schnee noch nicht weggeschmolzen, und an einer solchen Stelle fanden wir auch die frische Fährte einer dem Anschein nach zahlreichen Herde. Nun hiess es, vorsichtig weiter reiten, um nicht von den Guanacos bemerkt zu werden.

Nach einer weiteren halben Stunde sahen wir denn auch die aus einigen vierzig Stück bestehende Herde in einem Tal, wo die Tiere das spärliche Gebirgsgras abweideten. Es war uns beiden möglich, auf etwa 200 m heranzukommen, ohne dass die Herde aufmerksam wurde. Nur ein starkes Männchen, das in einiger Entfernung von den äsenden Tieren den Wachtdienst versah, hob von Zeit zu Zeit den langen Hals, jedoch ohne uns zu wittern, da wir gegen den Wind vorgegangen waren.

Ein kurzes, lebhaftes Knattern — und schon stob die Herde davon. Vier Guanacos brachen im Feuer zusammen, ein weiteres angeschossenes wurde von den Hunden zur Strecke gebracht. Die Gauchos blieben zurück,

um die erlegten Tiere auszuweiden und auf ihre Pferde zu laden, während wir beide in verschiedener Richtung abritten, um nochmals zu Schuss zu kommen.

Nach einiger Zeit hatte ich mich denn auch recht gründlich verirrt, ein Umstand, der aber meinen Jagdeifer vorläufig nicht beeinträchtigte. Mir wurde denn auch die Genugtuung zu teil, nochmals zu Schuss zu kommen. An einem steilen, mit Schnee bedeckten Hang ästen vier Guanacos, die augenscheinlich von der beschossenen Herde versprengt worden waren. Ich stieg hinter einem deckenden Vorsprung vom Pferde, fesselte ihm die Vorderbeine mit der Manéa*) und legte mich in Anschlag. Obgleich die Entfernung über 300 m betrug, hatte ich doch das Glück, eins der Tiere im Feuer zusammenbrechen zu sehen. Aber wo waren die Peone und Don Alberto geblieben? Ohne Beihilfe konnte ich nichts mit dem erlegten Guanaco anfangen, und so setzte ich mich denn geduldig auf einen Felsblock, in der Hoffnung, dass der Schuss einen der Gauchos herbeiführen werde.

Mittlerweile war ich Zeuge eines eigenartigen Schauspiels. Rauschender Flügelschlag über mir liess mich in die Höhe blicken. Hunderte von Kondoren kreisten über der Schlucht, schossen in die Tiefe, streiften mit raschem Flügelschlag das tote Guanaco, dessen Blut den Schnee hellrot gefärbt hatte, und stiegen dann wieder einige hundert Meter in die Höhe. Offenbar hinderte sie meine Anwesenheit, sich auf der Beute niederzulassen. Von Minute zu Minute vermehrte sich die Anzahl dieser mächtigen Tiere, und obgleich ich eins, das mir unvorsichtigerweise zu nahe kam, mit einem Schrotschuss herunterholte, verliessen sie doch die Umgegend nicht.

Es ist dies eine Erscheinung, die man häufig in der Kordillere beobachten kann. Aus weiter Ferne, von den Gletschern der schneebedeckten Hauptkette her, fliegt der Kondor dem Tal zu, sobald er eine Beute wittert. Ob er auf so weite Entfernung hin ein gefallenes Tier bemerkt, ist schwer zu sagen. Jedenfalls besteht die merkwürdige Tatsache, dass irgend eine Beute, sei es ein frisch geschossenes Guanaco oder irgendein gefallenes Tier, eine abgestürzte Kuh zum Beispiel, ihn auf Tausende von Metern anzieht. Die rechtzeitige Ankunft eines von Don Alberto abgeschickten Peons rettete glücklich meine Jagdbeute. Nachdem das Guanaco zugerichtet und auf das Pferd gebunden war, fielen die grossen Vögel über die Eingeweide her. Nun begann ein erbitterter Kampf um die Beute, in dem schliesslich die stärksten das Feld behaupteten.

Gegen Mittag trafen wir auf einem Vorwerk der Estancia ein, wo uns schon ein saftiger Asado erwartete. Auch einige Stücke Guanacofleisch, am Feuer gebraten, vervollständigten das Frühstück; ich konnte

*) Eine praktische Fessel, die der Gaucho meist mitführt.

ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen, da dies Fleisch im frischen Zustand einen etwas unangenehmen Beigeschmack hat. Später, bei einer andern Gelegenheit, wurde mir von einem Landsmann ein in Essig gelegter und gespickter Guanacoschlegel, wie Rehbraten zubereitet, vorgesetzt, und der schmeckte ganz vorzüglich.

Auf dem Vorwerk erwartete uns ein mit zwei prachtvollen Percherons bespannter Break, und da die Jagd doch ermüdend gewirkt hatte, war diese Fahrgelegenheit recht willkommen. Der Rückweg nach der Estancia, welcher durch das breite Tal von Uspallata führte, geschah in schnellster Gangart, und Don Alberto nahm mit einem gewissen Stolz meine wirklich aufrichtig gemeinten Lobeserhebungen entgegen, die den prächtigen, auf der Estancia geborenen und aufgewachsenen Percherons galten.

In der auf die Jagd folgenden Nacht reifte bei mir ein Entschluss. Schon lange hätte ich gerne einen Ausflug über die Kordillere nach Valparaiso gemacht, war aber stets durch dieses und jenes daran verhindert worden. Jetzt war mein Aufenthalt in Uspallata, so nahe der chilenischen Grenze, zur starken Versuchung geworden, und da meine Zeit es mir ausserdem erlaubte, entschloss ich mich zur Reise.

Ueber die Kordillere nach Valparaiso.

Nach herzlichem Abschied von meinem liebenswürdigen Freunde, dessen Gastlichkeit weit über Mendoza hinaus einen guten Klang hat, bestieg ich am andern Morgen auf der Station den Transandinozug. Die Reisegesellschaft war ein buntes Gemisch aus aller Herren Länder. Französische, italienische, deutsche, englische und spanische Laute schwirrten durcheinander. Auch eine Schauspielertruppe befand sich in dem Zug, und die Primadonna, eine schon nicht mehr sehr jugendliche, reichlich korpulente Italienerin, wurde, wohl in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibs, von einigen jungen Chilenen umschwärmt.

Gegen 1 Uhr langte der Zug an der damaligen Endstation Puénte del Inca*) an. Die Linie ist seither bis nahe an die chilenische Grenze weitergeführt worden und wird wohl bald ihrer Vollendung entgegen gehen. Ein furchtbarer Orkan tobte durch die Schlucht, als die Reisegesellschaft den Zug verliess, um sich nach dem Hotel zu begeben. Namentlich der Uebergang über eine improvisierte, schmale Brücke war einigermassen halsbrechend. Man musste sich an dem Geländer anklammern, um nicht fortgerissen zu werden. Diese starken Winde, die in den Schluchten und Tälern der Kordillere sporadisch auftreten, blasen mit mehr oder weniger Heftigkeit stets auf dem Kamm des Gebirges, und dort werden sie dem Reisenden wirklich lästig.

*) Brücke des Inca.

Laguna del Inca, Kordillere von Mendoza.

Das »Hotel del Inca« ist ein zweistöckiges, aus starken Brettern solide zusammengefügtes Gebäude. Soweit es seine isolierte Lage zulässt, bietet es dem Reisenden einen wirklichen Komfort, dessen natürlich die Durchreisenden nicht teilhaft werden, wenn sie dort in fliegender Eile ihre Suppe herunterlöffeln. Wer aber einmal ein paar Tage dort zugebracht hat, wird sicherlich sowohl der Bedienung, als auch der Kost sowie den reinlichen Betten alle Anerkennung zollen.

Die warmen Thermen von Puénte del Inca liegen dicht unter der natürlichen Brücke (Puénte). Es ist dies ein gewölbter Uebergang aus Tropfsteingebilden, der sich ganz nahe am Hotel über den Mendozafluss zieht. Seitwärts führen einige Holztreppen unter den Bogen. Dort befinden sich die warmen Bäder, und zwar in natürlichen Grotten, bei denen die Kunst nur weniges nachgeholfen hat. Diese Schwefel- und Sodabäder haben in Argentinien und Chile einen grossen Ruf. Einstmals, so erzählt die Sage, liess sich ein vom Rheumatismus geplagter Inca von Peru in einer Sänfte dorthin tragen. Mit seinem ganzen Hofstaat hauste er dann lange Zeit in der Gegend, bis er endlich völlig geheilt von dannen zog.

Wenn man die ungeheure Entfernung ins Auge fasst, scheint die Sage wenig glaublich. Und doch hat wirklich zur Zeit der Incadynastie ein Verbindungsweg von Peru bis tief nach dem Süden hinein bestanden. Ich habe diesen Weg selbst sowohl in der Kordillere von Salta, in den Calchaquitälern, als auch in Uspallata gesehen, wo mich mein Freund Don Alberto darauf aufmerksam machte. Von weitem zeichnet sich dieser Weg als eine deutlich markierte, gerade Linie; in der Nähe ist nichts zu bemerken, das Gestrüpp bedeckt gleichmässig die ganze Umgebung. Ist der Weg stark festgetreten? Ist er vielleicht in besonderer Weise nivelliert? Dies hat bisher noch niemand ergründen können, Tatsache aber ist, dass er sich aus einiger Entfernung scharf und deutlich abhebt. Von Strecke zu Strecke findet man noch kleine, zerfallene Steinhäuser. Man sagt, dass sie den Kurieren der Incas als Wohnung dienten. Diese legten immer nur im schnellsten Lauf eine verhältnismässig kurze Entfernung zurück, um dann die Nachricht oder den Brief in Knotenschrift dem nächstliegenden Posten zur Weiterbeförderung zu übergeben. Es bestand also zur Zeit jener Dynastie eine stete Verbindung zwischen Norden und Süden, die dann später unter spanischer Herrschaft, wie so manch andere Kulturerrungenschaft, verloren ging.

Doch zurück zu unserer Reise. Eine Anzahl mit guten, kräftigen Pferden bespannte Wagen hielten vor dem Hotel, als wir nach eingenommenem Essen heraustraten. Die Kutscher trieben die Tiere zu scharfem Galopp an. Die Strasse ist bis zu der in Schlangenwindungen anstrebenden Steige »Paramillo de las Cuevas« glatt und eben, und so

langten wir denn auch nach etwa einstündiger Fahrt dort an. Hier mussten Männlein und Weiblein auf Maultiere klettern, was bei den teilweise reitungewohnten Reisenden nicht ohne Schwierigkeiten abging. An steilen, öden Hängen entlang, manchmal an schwindelerregenden Schluchten vorbei, steigt nun der Weg gegen den 3900 m über dem Meer gelegenen Scheitel an. Ein eisiger Wind fegt zu Tal und hüllt die kleine Karawane in eine dicke Staubwolke. Bei einigen Passagieren meldet sich die Púna,*) Atemnot, Angstgefühl und Herzbeklemmung erregend. Neben mir wirft sich die Primadonna auf den Erdboden und erklärt, nicht weiter zu können. Einer der Führer hebt sie ohne Umstände auf und setzt sie in den Sattel. Der Capatáz**) treibt zur Eile. Er befürchtet wohl ein Schneegestöber, wie es auch manchmal im Sommer eintritt. Endlich ist der höchste Punkt überschritten, und nun geht es auf steil abwärts fallendem Saumpfad zu Tal, auf der Westseite der Kordillere. Das Schlimmste ist überstanden. Auf ungefähr 3000 m Höhe, bei dem Gehöft Portillo, erwartet uns eine Anzahl Wagen, in denen wir die letzte Wegstrecke bis zu dem Hotel in Juncal zurücklegen.

Es war eine harte Tour gewesen. Müde und zerschlagen setzten wir uns gegen 8 Uhr abends an den langen Wirtstisch, und die meisten Passagiere suchten nach dem Abendessen sofort ihr Nachtlager auf. Der Wind heulte und pfiff durch das grosse Holzgebäude, rüttelte an Türen und Fenstern und liess die Zinkplatten des Daches in scharfem metallischen Ton erklingen. Gemütlich war es entschieden nicht in jenem Nachtquartier.

Am andern Morgen rollten wir in bequemem Wagen, auf schöner, ebener, sorgfältig im Stande gehaltener Strasse durch das pittoreske Tal des Aconcagua-Flusses. Rechts und links begleiten uns mässig hohe Bergketten, nur selten durch ein Seitental unterbrochen. Einige Fíncas,***) deren rote Schindeldächer von weither herüberleuchten, tauchen seitwärts des Weges auf. Die Vegetation ist noch immer spärlich und verkümmert.

Nach einer zweistündigen Fahrt erreichten wir die Station »Salto del Soldado«. Bis hierher, das heisst auf eine Höhe von nur 1262 Meter, haben die Chilenen auf der Westseite der Kordillere die Transandinobahn geführt. Die Station besteht aus einem elenden Bretterschuppen von völlig primitiver Anlage und sticht sehr unvorteilhaft gegen die schmucken Gebäude auf argentinischer Seite ab. Auch die Wagen lassen viel oder vielmehr alles zu wünschen übrig; es sind enge, schmale, schmutzige Kästen mit unbequemen Längssitzen. Die Passagiere stapeln ausserdem ihr Handgepäck in der Mitte des Wagens auf, so dass man sorgfältig auf

---

*) Die sogenannte Höhenkrankheit.

**) Aufseher, Verwalter usw.

***) Kleine Landgüter.

seine Hühneraugen acht geben muss. Dazu befindet sich der Zug in einer steten, hopsenden Bewegung, wohl eine Folge des schlechten Schienenmaterials.

Das Aconcagua-Tal erweitert sich allmählich, die teilweise auf beiden Seiten vorgelagerten Ketten werden niedriger, rechts und links tauchen Seitentäler auf, und auch die Landschaft bekommt nach und nach ein freundlicheres Gesicht. Ich bemerke viele Fíncas, goldgelber Weizen leuchtet herüber — aber für den aus Argentinien kommenden Reisenden macht doch alles den Eindruck des Kleinlichen, Beschränkten, ich möchte fast sagen, der relativen Armut. Chile ist auch wirklich kein reiches Land und für Auswanderungszwecke in weiterem Sinne wenig zu empfehlen, obgleich es durch die eifrige Propaganda seiner Regierung in Europa mehr als Argentinien bekannt geworden ist und vielleicht deshalb auch mehr germanische Elemente angezogen hat. Ausserdem ist es um die persönliche Sicherheit auf dem flachen Lande schlecht bestellt. Zahlreiche Räuberbanden treiben in einigen Teilen des Landes ihr Wesen und liefern sogar der Polizei manchmal richtige Gefechte.

Gegen Mittag langten wir auf der Endstation der Schmalspurbahn, in dem Städtchen »Santa Rosa de los Andes« an, dessen altertümliche Häuser mit ihren roten Schindeldächern und engen Strassen einen gewissen Hauch aus altspanisch kolonialer Zeit bewahren. Man merkt deutlich, dass modernes Leben und Kultur hier noch nicht ihren Einzug gehalten haben.

In dem rebenbewachsenen Garten eines kleinen Hotels nahmen wir hastig unsere Mahlzeit ein. Die Frejóles,*) ein chilenisches Leibgericht, mundeten mir nicht sonderlich, und auch das chilenische Bier steht dem in Buenos Aires gebrauten entschieden an Wohlgeschmack und Gehalt nach. Das war der Eindruck, den mein Magen empfing.

Von Santa Rosa de los Andes an erweitert sich das Aconcaguatal zu einer ganz beträchtlichen Breite. Der Schnellzug rollt durch ein sorgfältig angebautes Land. Ueberall grössere Fíncas, Städtchen, Dörfer. Gelbe Weizenfelder wechseln mit saftig grünen Alfálfaweiden**) ab. Letztere bedecken einen grossen Teil der Bodenfläche; in Chile ist stets Mangel an Schlachtvieh und Tausende von Ochsen werden jährlich aus Argentinien über die Kordillere eingeführt. Die Tiere magern natürlich durch die Strapazen der beschwerlichen Reise sehr ab, und dann werden sie in Chile zunächst eine Zeitlang auf der Weide gehalten, ehe sie dem Messer des Schlächters verfallen.

Es ist drückend heiss. Die Wagen sind auch auf dieser Breitspurstrecke ganz erbärmlich und verwahrlost. Ueberall zerrissene Polster, zerbrochene Scheiben, Schmutz und Staub. Ich suche nach einer Wasch-

*) Sprich: Frechóles; Bohnen.

**) Luzerner Klee.

gelegenheit und finde auch wirklich ein zerbrochenes Waschbecken; der Wasserhahn ist herausgerissen. Sämtliche Reisende sahen nach ein paar Stunden Fahrt wie Kohlenarbeiter aus.

Schon gegen Abend kommen wir an der eleganten Villenstadt Viña del Mar vorbei, ein beliebter Sommeraufenthalt des chilenischen High life. Silhouettenartig zogen in üppigem Grün prangende Gärten, ausgedehnte Parkanlagen und zwischen Bäumen und exotischem Gesträuch halb verdeckte, zierliche Villen an uns vorüber. Dann noch eine kurze Fahrt, und der Zug hält in Valparaiso.

Hier, in der freundlichen Seestadt, die amphitheaterartig rings um ein weit ausgedehntes Hafenbecken aufsteigt, endete mein Abstecher an die Pacificküste. Nach wenigen Tagen schon führte mich mein Weg abermals über die Kordillere und nach Buenos Aires zurück. Leider war meine verfügbare Zeit so knapp bemessen, dass ich auf die hochinteressante Rückreise zur See durch die Magelhaens-Strasse verzichten musste, und so kehrte ich denn auf demselben Weg zurück.

XIII. KAPITEL.

Von Buenos Aires nach Salta.

Auf der Fahrt.

Soeben war ich von einer Reise nach Deutschland zurückgekehrt; da führte mich auch schon ein militärischer Auftrag in den Norden Argentiniens. Durch die Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Córdoba ging die Reise zunächst nach Tucuman, dem Garten Argentiniens. Es war im Monat Januar. Eine unerträgliche, trockene Hitze brütete über dem ganzen Lande, und nur strichweise war hier und da spärlicher Regen niedergegangen. Wolken von feinem, erstickendem Staub stiegen von dem Bahnkörper auf, drangen durch Fugen und Ritzen. Passagiere, Sitze, Tische im Restaurationswagen waren mit einem feinen grauen Schleier bedeckt. Mit einem Wort, es war eine recht ungemütliche Fahrt.

Nach sechsunddreissigstündiger Reise kamen wir frühmorgens in Tucuman an. Donnernd fuhr der Zug unter die gedeckte Bahnhofshalle. Ein kurzes Drängen und Schieben, ein Haufen zerlumpter Jungen, die sich um unser Gepäck reissen — und dann sassen wir auch schon in einer etwas altertümlichen Droschke, die uns, holpernd und stossend, über ein mit kleinen, unregelmässigen Steinen belegtes Pflaster dem an der Plaza gelegenen Hotel zuführte. Tucuman ist eine altertümliche Stadt von kolonialem Anstrich. Dort befindet sich auch der anspruchslose, einfache Raum, in dem seinerzeit die argentinische Unabhängigkeitserklärung am 9. Juli 1806 durch eine Notabelnversammlung argentinischer Patrioten erfolgte. Tucuman ist eine der Provinzen Argentiniens, deren Klima beinahe tropisch zu nennen ist. Hier gedeiht das Zuckerrohr, die Banane, Ananas, Orange, Zitrone. Erwähnenswert ist die Chirimoya, eine Baumfrucht, welche an Wohlgeschmack wohl unerreicht dasteht, und die ich ausser in Tucuman nur noch in Bolivien vorgefunden habe.

Leider ist diese von der Natur so reich gesegnete Gegend nicht frei von Sumpffieber. Es ist aber gegründete Hoffnung vorhanden, dass mit fortschreitender Kultur und entsprechenden Entwässerungsarbeiten dieses

Uebel allmählich verschwinden wird. Auch die Provinz Salta, und namentlich Jujuy, sind nicht frei von Fieber; doch werden auch dort sich die klimatischen Verhältnisse in absehbarer Zeit bessern, da die argentinische Regierung diesem Uebelstand ihre volle Aufmerksamkeit zugewandt hat und Entwässerungsanlagen, sowie eine Zuleitung guten Trinkwassers in naher Aussicht stehen. Die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt Tucuman kann man als normale bezeichnen, obgleich auch dort vereinzelte Fieberfälle, namentlich im Sommer, vorkommen. Das Sumpffieber, dort Chucho*) genannt, tritt im allgemeinen in milder Form auf, und im argentinischen Norden werden hauptsächlich die in unhygienischen Verhältnissen lebenden ärmeren kreolischen Bevölkerungsschichten davon ergriffen. Die Erfolge, welche man auf Cuba, also in einem Lande mit geradezu mörderischem Klima, mittels verständig durchgeführter Sanierungsarbeiten erzielt hat, lassen darauf schliessen, dass dort in Salta, Tucuman und Jujuy, wo es sich nicht um gelbes Fieber, Beri-Beri und ähnliche tödliche Krankheiten handelt, eine rationell durchgeführte Sanierung ausgezeichneten Erfolg haben wird. Selbst im Acre-Territorium, jenem Gummiland, das so lange Zeit der Zankapfel zwischen Brasilien und Bolivien war, und wo ein geradezu mörderisches Klima herrscht, sind in Puerto Alonso am Acre-Fluss durch zweckentsprechende Entwässerungen und das Abholzen der nächsten Umgebung gesundheitlich erträgliche Verhältnisse herbeigeführt worden. Glücklicherweise ist der weitaus grösste Teil Argentiniens ein durchaus gesundes Land mit herrlichem Klima. In der Pampa und den Urwäldern des Südens kennt man das Wechselfieber nur vom Hörensagen.

In einem andern Kapitel soll näher auf die Produktions- und Kolonisationsbedingungen des argentinischen Nordens eingegangen werden.

Wir kamen also, nach einer Fahrt durch die engen Strassen Tucumans, in unserm Absteigequartier an. Die Hotels der Stadt sind durchgehend gut angelegt, mit grossen, geräumigen Pátios,**) weiten Galerien und luftigen Zimmern. Unsere Schlafräume waren durchaus reinlich, die Betten mit Mosquitéros***) versehen, der Fussboden frisch gewaschen. Der Wirt, ein behäbiger Franzose, führte bei mässigen Preisen einen recht guten Tisch. Ausser den Stammgästen fiel mir eine Gruppe Engländer auf, die von einem englischen Syndikat zur Erforschung von Minen abgesandt waren.

Englisches Kapital bemächtigt sich nach und nach aller produktiven Zweige dieses reichen Landes. Leider kommt unser deutsches Geld überall nachgehinkt oder lässt sich durch tendenziös gefärbte Schilde-

*) Sprich: Tschútscho; in Uebersetzung: Schüttelfrost.

**) Hofräume im Innern der Gebäude.

***) Sprich: Moskitéro; Moskitonetz.

rungen englischer Blätter abschrecken, wenn es sich wirklich einmal schüchtern hervorwagt. Da handelte es sich vor einigen Jahren um den Bau von voraussichtlich sehr produktiven Schmalspurbahnen in Mittel-Argentinien, und deutsches Kapital streckte einmal ausnahmsweise seine Fühler aus. Gleich waren auch grössere englische Zeitungen mit einem schauerlichen Bericht über argentinische Zustände bei der Hand. Aengstlich zog sich unser Kapital zurück, und jetzt haben die Engländer das Geschäft in der Hand. Das ist bitter, aber nur zu wahr.



Plaza von Tucuman.

Gegen Abend spielte die Polizeikapelle auf der Plaza vor dem Hotel. In Begleitung eines Reisegefährten folgte ich den Klängen eines flotten Marsches. Es war das »Bienenhaus«, welches dort im Schatten duftender Magnolien und Orangenbäume gespielt wurde. Schwarzäugige, üppige Kreolinnen in eleganter Pariser Kleidung, die ihren teilweise recht dunkel schattierten Teint nicht immer günstig zur Geltung brachte, bildeten belebte Gruppen, deren schillernde Farben sich nicht unharmonisch von dem satten Grün einer üppigen Vegetation abhoben. Die bessere Gesellschaft trägt hier, im Gegensatz zu der Hauptstadt Buenos Aires, noch einen scharf ausgeprägten kreolischen Charakter. Nur wenige Familien

europäischen Blutes mischten sich unter die bunte Menge. Die Sonne war tief am Horizont gesunken, doch noch verspürte man keine erquickende Kühle. Schwere, bläuliche Wolken lagerten über dem fernen Gebirge. Im Süden Argentiniens tritt stets im Sommer gegen Abend eine relative Abkühlung der Temperatur ein, und dann atmet der Mensch erleichtert auf. Davon war hier nichts zu merken.

Allmählich wurde es dunkel. Die Sonne verschwand, aber es dauerte noch einige Stunden, ehe die Kühle der Nacht den Sieg über die Ausströmungen des überhitzten Erdbodens davontrug. Ein Glas kühlen Biers, in einem an der Plaza gelegenen Restaurant eingenommen, half uns über die tropische Hitze einigermassen hinweg. Spät in der Nacht suchten wir unser Lager auf.

Am andern Morgen fuhr ich nach dem Bahnhof, um den Zug nach Salta zu nehmen. Diese Strecke verfügt gerade nicht über sehr gute Wagen. Sie sind eng und schlecht gefugt, und der Staub dringt durch alle Ritzen ein. Glücklicherweise verschaffte uns ein sehr zeitgemässes Trinkgeld einen Abteil in den aus der Provinz Cordoba übernommenen, durchgehenden Wagen, wo wir verhältnismässig staubsicher untergebracht waren.

Eine Fülle von herrlichen Früchten, darunter auch die berühmten Chirimoyas, wurden uns auf einer Zwischenstation zum Kauf angeboten. In tropischen oder subtropischen Ländern ist es stets vorzuziehen, seinen Durst durch Früchte zu stillen. Dadurch entgeht man meist den endemischen oder epidemischen Krankheiten, denen man durch den Genuss schlechten Wassers ausgesetzt ist. Auch alkoholische Getränke, sogar unser beliebtes Bier, sind mit grosser Vorsicht zu geniessen. Dagegen ist es meist notwendig, zu appetitreizenden, pikanten Saucen zu greifen, welche unserer deutschen Küche fremd sind. Englische Saucen und spanischer Pfeffer haben, mässig genossen, im heissen Klima entschieden ihre Berechtigung und sind dem europäischen Magen unter diesen Verhältnissen durchaus zuträglich. Der Akklimatisationsprozess steht entschieden in engem Verhältnis zu der in heissen Ländern im Anfang meist eintretenden Appetitlosigkeit. Ich habe das an mir selbst erfahren.

In Salta.

Doch zurück zu unserer Reise. Gegen Abend kamen wir in Salta an und fuhren sofort nach dem »Hotel del Aguila«. Trotz der späten Stunde herrschte ein reges Leben in den Strassen der sonst ziemlich monotonen Stadt. Ueberall bemerkte man Offiziere, Soldaten, die das Gepräge der Rekruten meist deutlich an sich trugen. Militärisches Leben und Treiben hatten der ruhigen Provinzialstadt einen ganz eigenartigen

Stempel aufgedrückt. Der Krieg mit Chile stand anscheinend vor der Tür, und Argentiniens Bürger scharten sich mit gewohnter Opferwilligkeit um ihre Fahnen.

Das Hotel war überfüllt. Da ich aber glücklicherweise Zimmer belegt hatte, war das Logis komfortabel und durchaus annehmbar. Einfach und sauber, mit reinlichem, bequemem Bett, war mein Zimmer recht behaglich. Auch die Badeeinrichtungen, eine wahre Wohltat im heissen Sommer, liessen nichts zu wünschen übrig.

Nach einem erfrischenden Bad betrat ich das Speisezimmer. Dort sassen in buntem Gemisch, zu zwei, drei oder mehr Personen an kleinen Tischen verteilt, Offiziere der Garnison, reisende Kaufleute, Mineningenieure, Intendanturbeamte und Stammgäste des Hotels. Ein buntes Völkergemisch, in dem alle Zungen Europas durcheinanderschwirrten! Sowohl in der Hauptstadt Argentiniens, als auch in den besseren Hotels der Provinzen, kennt man keine Table d'hôte; man speist nach der meist sehr reichhaltigen Karte, ohne dass die einzelnen Gerichte berechnet werden. Man zahlt einen festen Preis und es wird auch fast immer Tischwein zum Essen geliefert.

Nach dem Mahl war meine erste Sorge, mir Reit- und Packtiere für den nächsten Morgen zu verschaffen, da mich mein Auftrag nach den mit der öden Hochfläche der Puna de Atacama in Verbindung stehenden Calchaqui-Tälern führte. Durch Vermittlung eines liebenswürdigen Landsmannes im weiteren Sinne, des Herrn A., Oesterreicher von Geburt, und Intendant der in Salta aufgestellten Brigade, erreichte ich denn auch nach einigen glücklich überwundenen Schwierigkeiten mein Vorhaben.

Nach Erledigung dieser notwendigen Angelegenheit promenierten wir noch eine Weile auf der Plaza, wo die Musik des 11. Infanterie-Regiments, unter Leitung eines sachverständigen italienischen Kapellmeisters, den Familien Saltas einen wohl lang entbehrten künstlerischen Genuss bereitete. Die Plaza ist namentlich in den heisseren Gegenden Argentiniens der allabendliche Versammlungsort für arm und reich. In Salta, ebenso wie in Tucuman, besteht noch ein alter, kolonialer Brauch, der wohl auch mit der Zeit durch den frischen Hauch europäischer Einwanderung weggeweht werden wird. Die Plaza ist nämlich in zwei Hälften geteilt: die eine für die sich dort meist aus der unteren Mischrasse zusammensetzenden Handwerker, Arbeiter; die andere Hälfte ist für die vornehmen Familien der Stadt reserviert. Dieser Massregel wird nötigenfalls durch polizeilichen Machtspruch nachdrücklichste Geltung verschafft. Die ganze Einrichtung erinnert lebhaft an die seinerzeit in einigen Gegenden Deutschlands gepflogene Sitte, wo bei ländlichen Vergnügungen, Kirchweihen und andern Festen auf der einen Seite des improvisierten

Tanzlokals die Bauern, auf der andern die zum Besuch eingetroffenen »Herren« tanzten. Ein eleganter Damenflor, durchsetzt mit blitzenden Uniformen, gab der Plaza einen recht animierten Anstrich. Es war auffallend, dass man so wenig Herren in Zivil bemerkte. Anderseits erkannte man unter den vielen, korrekt gekleideten Offizieren so manche, die ihre Uniform noch mit einem gewissen Ungeschick trugen. Das Volk in Waffen!

Die strahlenden Reflexe des elektrischen Lichtes durchsetzten dies bunte Bild im Rahmen einer in satten Farben abgetönten tropischen Vegetation mit ganz besonderem Glanz. Zwischen dem dunkelgrünen Gezweig der Orangenbäume schimmerten die grossen, goldgelben Früchte, und weisse Magnolienknospen hoben sich von einem fast schwarzen Hintergrunde ab. Tausende von grossen Leuchtkäfern schwirrten zwischen Sträuchern und Bäumen, hellaufblitzend in unregelmässigen Zwischenräumen, gleich kleinen, funkelnden Sternen. Auch im Haar einiger junger Mädchen, unter einem feinen Seidennetz festgehalten, schimmerten diese kleinen Tierchen, an Glanz mit so manchem funkelnden Brillantschmuck wetteifernd. Gegen Mitternacht zogen wir uns zurück, da ich noch einige Vorbereitungen für den kommenden Ritt zu treffen hatte.

Ein Ritt nach den Calchaqui-Tälern.

Noch ehe der Morgen graute, ritt ich in Begleitung eines zufälligerweise gefundenen Reisegefährten, des Herrn D., durch die stillen Strassen der Stadt. Es war eine erfrischende, angenehme Tour durch die weite Ebene, dem in der Ferne auftauchenden Gebirge zu. Allmählich trat jedoch an Stelle der Morgenkühle eine drückende Hitze, und wir mussten die Gangart unserer Pferde mässigen, um die Tiere nicht vorzeitig zu ermüden.

Unser Weg schlängelte sich durch ein Gelände, dessen üppige Vegetation die Fruchtbarkeit des Bodens, trotz primitiver Kulturmethode, deutlich bezeugte. Nur wenige von Europäern bebaute Chácras*) trafen wir an, aber diese traten scharf hervor und stachen von andern Anpflanzungen vorteilhaft durch ihre sorgfältige Anlage ab.

Gegen Mittag näherten wir uns der Quebráda**) de Escoipe, die zu den Calchaquitälern hinaufführt. Die unerträgliche Hitze nötigte uns zu einer zweistündigen Siesta in einem am Wege gelegenen kleinen Wirtshaus. Dort wurden die Pferde getränkt und gefüttert, und auch wir frischten unsern müden Leib auf durch einige Gläser vortrefflichen

*) Landgüter, Höfe.

**) Sprich: Kebráda; Schlucht.

Quebrada del Toro (Calchaqui-Täler).

Cafayáte*) Weines, in Begleitung eines gebratenen Zickleins. Gegen drei Uhr ritten wir in die Quebráda hinein.

Eine üppige Vegetation bedeckte die Höhen zu beiden Seiten der Schlucht. Riesige, wilde Nussbäume umrahmten meilenweit den Saum der Höhen, und mühsam arbeiteten wir uns beide auf dem engen Pfad vorwärts, überall durch starke Lianen und andere Schlinggewächse behindert. Ein tosender Bergbach hatte sich sein kapriziöses Bett durch die Quebráda gegraben, in steten Windungen bald rechts, bald links die Hänge bespülend. Unzählige Male mussten wir durch diesen Bach reiten, manchmal mit den Pferden bis an den Sattel im Wasser.

Aus dem Wald tönte der Lockruf des wilden Truthahns. Scharen von grünen Papagaien flatterten schreiend über unsere Köpfe weg, und hoch oben in der Luft zogen mächtige Kondore weite Kreise. Die Sonne stand tiefer am Horizont. Wir hatten einige 35 Kilometer in der Schlucht zurückgelegt. Die Landschaft erhielt allmählich ein anderes Gepräge. Der Waldbestand wurde spärlicher, und schon mischten sich einige Cardónes**) zwischen die nur noch fleckweise den Berg bedeckenden grünen Baumgruppen. Auch die Temperatur war merklich kühler geworden, und als wir gegen Abend in dem einsamen Rancho eines Alkalden***) unser Lager aufsuchten, hüllten wir uns fröstelnd in warme Guanacodecken.

Ein schneidend kalter Wind fegte am andern Morgen durch die Schlucht, als wir uns zum Aufbruch rüsteten. Nach einem Ritt von etwa zehn Kilometern hatte sich die Landschaft völlig verändert. Kümmerliches Gestrüpp bedeckte die Höhen, und zu Tausenden erhoben sich die Cardónes auf den Hängen des Gebirges — eine Säulenreihe mit beinahe gleichmässigen Zwischenräumen.

Immer steiler wurde der Aufstieg. Vor uns erhob sich eine mächtige Wand, die Cuésta del Obíspo, †) welche aus einiger Entfernung wie eine riesige Talsperre erschien. Gegen zehn Uhr langten wir am Fuss dieser gewaltigen Kuppe an. Eine kurze Rast, und dann ging es in steten Windungen, auf gut angelegtem Saumpfad, die Höhe hinan. Beinahe zwei und eine halbe Stunde dauerte der mühsame Anstieg. Von Zeit zu Zeit mussten wir den erschöpften Pferden eine längere Ruhe gönnen, da die dünne Höhenluft sie des Atems beraubte. Dann standen sie mit keuchenden Flanken da, die Nase am Wind, begierig die Luft einziehend.

Endlich, gegen ein Uhr, hatten wir die Höhe erklommen. Wir befanden uns 3850 m über dem Meeresspiegel. Das entzückende, vor

*) Ein bekannter Weindistrikt der Calchaquí-Täler.

**) Riesenkakteen, bis zu 5 m hoch.

***) Ländlicher Richter, meist irgend ein Grundbesitzer.

†) »Steige des Bischofs«. Der Name ist eine Reminiszenz aus alter Zeit.

unsern Augen aufgerollte Bild ist schwer zu beschreiben. Rechts und links ragten mächtige Bergkuppen empor, welche der Sonnenreflex in tausend schillernden Abstufungen aufleuchten liess. Hier blau, dort violett, weiterhin eine sanfte Schattierung, von purpurrot bis zu blass rosa abgetönt — unten, in den Schluchten, ein tiefsatter, blauschwarzer Grund. Und über dieser eigenartigen Gebirgslandschaft wölbte sich in strahlendem Blau der Himmel einer heissen Zone. Weisse Wölkchen fegten durch die zu unsern Füssen liegenden Täler, duftigen, zerreissenden Schleiern gleich. In unserer nächsten Umgebung, längs des Weges, gähnten unergründbar tiefe Erdspalten, deren Hänge mit tiefroten Gebirgsblumen bedeckt waren. Von der Tiefe her schlängelte sich in gewundener Reihe ein Maultierzug die Höhe hinan. Wie Ameisen sahen die Tiere aus; der Zuruf der Treiber schallte deutlich an mein Ohr.

In einer Entfernung von ungefähr hundert Metern bemerkte ich ein Puma, das sich auf einem Felsvorsprung niedergekauert hatte. Das Tier schien eher erbost, als durch unsere Nähe eingeschüchtert, wie ein leises Knurren und Fauchen anzeigte. Ein kurzes Zielen — dann der Schuss — und das Raubtier rollte den Hang herunter, sich in jähem Sturz überkugelnd. Leider war es mir unmöglich, ein Andenken an diese Jagdbeute zu erhalten, da das erlegte Wild blitzschnell in einer tiefen Schlucht verschwand.

Nach einer kurzen Rast ritten wir weiter. Wir befanden uns nun auf einer sich weit ausdehnenden Hochebene, die mit kurzem, dürftigem Gras bewachsen war. Von der Cuésta del Obíspo aus teilt sich eine Anzahl Wege fächerförmig nach verschiedenen Regionen der Calchaqui-Täler. Wir schlugen den Weg ein, der nach dem Städtchen Cáchi*) führt. Nach einem Ritt von etwa einer Stunde hatten wir die Ebene hinter uns und folgten nun einem Saumpfad, welcher sich durch verschiedene Schluchten hindurchwindet, um dann abermals in eine grosse, weit ausgedehnte Ebene, Cáchi-Pampa, einzulaufen.

Die weite, unabsehbare Fläche machte ganz den Eindruck, den das argentinische Flachland auf den Reisenden hervorbringt, nur dass man die im Winde wogenden Pampagräser vermisste. Der Erdboden war überall mit Geröll und in der Sonne glitzernden Steintrümmern bedeckt. Zwischen diesen sprossten Tausende von gelben, stark duftenden Lilien, weithin die Luft mit ihrem Aroma schwängernd. Diese wilde Lilienart habe ich nur dort auf jenen Hochebenen gefunden. Sonderbar ist, dass es bisher keinem Reisenden gelungen, diese Pflanze in einer andern Gegend einzubürgern. Trotz sorgfältigster Behandlung und Pflege, sterben die Knollen stets ab, ohne auszuschlagen.

*) Sprich: Cátschi; Salz, in der Indianersprache.

In der Ferne stiegen einige grell rote, niedrige, aber schroff aufstrebende Felsen aus der Ebene empor. Als wir näher kamen, bemerkten wir eine Herde Guanacos auf dem Hang, kamen jedoch nicht zu Schuss, da die Tiere äusserst scheu waren. Mein Begleiter machte mich auf einige Vicúñas*) aufmerksam, die sich unter die Herde gemischt hatten. Dieses Tier kommt nur in den Gebirgen von Salta, Jujuy, Peru und Bolivien vor; es ist etwas kleiner als das Guanaco, ähnelt diesem aber sehr im Körperbau. Seine Wolle wird zu den feinsten Geweben benutzt und ist sehr teuer. Da der Vicúña eifrig nachgestellt wird, nimmt sie an Zahl immer mehr ab und kommt eigentlich nur noch in Peru und Bolivien in grösseren Herden vor.



Rancho in den Calchaqui-Tälern.

Gegen Abend näherten wir uns einer kleinen, grünen Oase, den Chácras von Tintin. In der Nähe eines kleinen Hügels gruben einige Indianer ein einfaches Grab. Wir bemerkten einen in Tücher gehüllten Toten — einige Spatenstiche, und dann gingen die improvisierten Totengräber gleichmütig davon. Ein Grab in der Einöde!

In der Chácra eines jungen Ehepaares fanden wir gastfreie Aufnahme und Unterkunft. Unsere Pferde wurden gefüttert und getränkt, während wir selbst uns an dem mit grosser Reinlichkeit gedeckten Tisch niederliessen. Es wurde von diesem und jenem gesprochen, wir erzählten von dem Kriegsgeschrei, von einer möglichen Invasion der Chilenen. Da blitzten die Augen der jungen Frau: »Solange noch einer unserer Guanaco-

*) Sprich: Vikúnja.

11*

jäger eine Büchse halten kann, kommen sie nicht durch unsere Pässe«, meinte sie. Und darin lag wohl auch ein gutes Korn Wahrheit. Diese Gebirgsbewohner sind vortreffliche Schützen und ausserordentlich ausdauernde Fussgänger. Sie sind imstande, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, Märsche von mehreren Tagen zurückzulegen. Aber dann darf ihnen die Cóca*) und Yísta**) nicht fehlen. Es ist erstaunlich, in welcher Weise die Cóca den Gebirgsbewohner befähigt, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, weite, anstrengende Touren zu machen. Der Anbau des Cócastrauches ist namentlich in den tropischen Gegenden Boliviens ein ertragsreicher landwirtschaftlicher Betrieb. Fast alle Indianer und Mestizen im argentinischen Nordwesten, sowie die bolivianischen und peruanischen Indianer, kauen Cóca. Uebrigens ist dieses Blatt, sowohl gekaut, als auch in Infusion, ein ganz vortreffliches Mittel gegen alle Magenschmerzen oder Verdauungsbeschwerden, wovon ich mich selbst mehrfach überzeugen konnte.

Von Tintin aus führt der Weg durch ein teilweise trockenes Flussbett nach Cáchi. Wir erreichten das freundliche kleine Städtchen am folgenden Tage gegen Mittag. Schon von fernher erglänzte unter den Strahlen der Sonne eine mächtige, dicht bei Cáchi gelegene Kuppe, der mit ewigem Schnee bedeckte »Nevado de Cáchi«, 3543 m über dem Niveau des Calchaquiflusses gelegen.

Umschau.

Man kann die Calchaqui-Täler ein weltvergessenes Land nennen. Und doch haben die Einwohner jener Gegenden eine bedeutende Rolle zur Zeit der spanischen Eroberung gespielt. Nicht einmal die mächtigen Incas hatten die tapferen Calchaqui-Indianer unterwerfen können, und in blutigem Ringen trotzten sie jahrelang der spanischen Herrschaft. Heisse Kämpfe haben in diesen Tälern stattgefunden, und so manche in den Stein gehauene rätselhafte Inschrift deutet mit nur teilweise verständlichen Bildern auf wilde Schlachten und tapferen Widerstand gegen fremde Herrschaft hin.

Dann kamen ruhigere Zeiten. Durch die Täler zogen lange, schwer beladene Transporte mit Gold und edlem Gestein, die, aus dem Goldlande Peru stammend, auf diesem Wege über Tucuman nach Buenos Aires geführt wurden. Die Sage erzählt noch von manch verborgenem Schatz, den die treuen indianischen Führer dieser Transporte dort in unruhigen Zeiten vergraben haben. Wirklich sind auch von einigen Sonntagskindern

*) Blatt vom Cócastrauch.

**) Sprich: Jísta; eine pottaschenhaltige Masse, von der ein kleines Stückchen mit den Cócablättern zusammen gekaut wird.

Tausende von alten spanischen Goldmünzen und reinen Goldbarren aufgefunden worden. Ich selbst habe in einer Felsspalte, hoch an steiler Wand, mehrere versteinerte Pfeilspitzen gesehen, welche nach der Ueberlieferung dort als Kennzeichen für einen in der Nähe vergrabenen grossen Goldtransport dienen sollen. Von diesem bisher unaufgefundenen Schatz erzählte mir seinerzeit der Senator D. folgende authentische Geschichte:

Ein Herr B., Grundbesitzer in den Calchaqui-Tälern, war in den Besitz einer alten Skizze gelangt, die auf den erwähnten Platz hindeutete und in der ein Pfahl eingezeichnet war. Die Lage des Pfahls, in Verbindung



Vermessungskommission in den Kordilleren.

mit den Pfeilen der Felsspalte, ergab den Platz, an dem der Schatz vergraben war. Herr B. hatte eine gute Belohnung auf Auffindung dieses Pfostens gesetzt, jedoch jahrelang keinen Erfolg gehabt. Endlich fand sein Capataz den verwitterten, halb versteinerten Pfahl. Als er sich mit seinem kostbaren Fund nach dem nahen Städtchen aufmachte, wohin sein Herr zu den Wahlen geritten war, fand er diesen mit dem Tode ringend. Es war zu einer der damals sehr üblichen Schiessereien zwischen den Parteien gekommen, und Herr B. hatte eine schwere Brustwunde davongetragen. Der Tod trat nach einigen Tagen ein, und die betreffende Zeichnung konnte von den Erben, trotz eifrigen Suchens, nicht gefunden werden. Es fehlte also neuerdings wieder ein Requisit zur Auffindung des vergrabenen Schatzes, und dieser ist auch bisher nicht entdeckt worden.

Die Täler waren einstmals stark bevölkert. Ueberall bestehen noch Reste der Friedhöfe, auf denen die Indianer ihre Toten in grossen, kunstvoll gebrannten irdenen Töpfen beisetzten. Ich selbst habe verschiedene solcher Urnen gefunden, und jeder starke Regen fördert in der Nähe der Grabstätten zahllose, hart gebrannte und noch mit frischer, farbiger Glasur versehene Scherben zu Tage.

Heute leben die Ureinwohner in völliger Abhängigkeit von den grossen Grundbesitzern, in deren Hand alles bebaubare Land sich befindet. Ihre Sprache haben sie nicht zu bewahren gewusst, doch deuten zahlreiche Anzeichen darauf hin, dass dieser Volksstamm den Bolivien bewohnenden Kichua-Indianern verwandt ist.



Ein Dorf in den Calchaqui-Tälern.

Die Calchaqui-Täler laufen in der allgemeinen Richtung von Süden nach Norden. Im Sommer fallen spärliche Regengüsse, die auf den Höhen eine dürftige Vegetation hervorbringen. In den Tälern, wo künstliche Bewässerung möglich, gedeihen je nach der Höhenlage Weizen, Gerste, Kartoffeln, ewiger Klee, allerlei Gemüse und auch teilweise die Rebe. Im Winter erstirbt auf den Höhen alle Vegetation. Ein eisiger Südost fegt dann durch die Täler und hüllt die kleinen Städte und Dörfer tagelang in eine Wolke von Staub, während auf den Gipfeln der hohen Berge der Schnee niedergeht. Die Höhenkrankheit, »Puna«, wird namentlich dem Fremden in der ersten Zeit äusserst lästig.

Die Einwohnerzahl der Täler übersteigt nicht 30 000 Seelen, darunter die Mehrzahl Indianer. Die Fettweiden verschiedener grosser Güter sind von besonderer Bedeutung, da beständig stattliche Viehherden durch die Calchaqui-Täler über die Puna de Atacama nach Calama, jenseits der

chilenischen Grenze, getrieben werden. Calama ist Hauptstation an der Schmalspurbahn, welche den an der Pacificküste gelegenen Hafen Antofagasta mit der bedeutenden bolivianischen Minenstadt Oruro verbindet. Häufig werden im Winter ganze Herden durch die Schneestürme vernichtet, was jedoch spekulative Unternehmer nicht abschreckt, da der erzielte Gewinn meist sehr hoch ist.

An die Calchaqui-Täler schliesst sich gegen Westen die öde Hochebene der Puna de Atacama an. Seit Beilegung des Grenzstreites zwischen Argentinien und Chile hat die Minenindustrie sowohl in den erwähnten Tälern, als auch namentlich auf dieser Hochebene einen bedeutenden Aufschwung genommen. Es werden Borax-, wie auch Silberminen abgebaut, und zwar mit gutem Erfolg.

Das Klima der Puna de Atacama ist viel unwirtlicher als das der Calchaqui-Täler, während in der Bodenproduktion eine gewisse Aehnlichkeit besteht. Ein spärlicher Graswuchs bedeckt die Höhen, und in den vor den Winden einigermassen geschützten Schluchten baut der Eingeborene Kartoffeln und Saubohnen.

Die Indianer, welche diese Einöden bewohnen, sind ein kleiner, abgehärteter Menschenschlag. Ihren Unterhalt finden sie in der Jagd auf Guanacos und Chinchilla.*) Letzteres Tier, dessen wertvolles Fell, wie bekannt, in Europa teuer bezahlt wird, jagen die Indianer mittels abgerichteter Falken.

In den grasreicheren Schluchten weiden grosse Herden Lamas und auch eine kleine, abgehärtete Schafrasse, deren Wolle von den Eingeborenen zum Weben grober Stoffe verwendet wird. Auch Rehe und eine kleine Straussenart kommen auf der Hochebene von Atacama vor. Das Fleisch ersterer, deren ich manche erlegte, ähnelt dem unseres europäischen Rehes. Unter dem Auge hat es eine Moschusdrüse, die sofort nach Erlegung des Wildes auszuschneiden ist

Die Puna de Atacama ist noch sehr wenig bekannt. Wenige Forscher haben diese grosse Einöde durchkreuzt, wo die brüsken Temperaturunterschiede, der Mangel an Futter und Wasser für die Reittiere und vor allem die böse »Puna« das Reisen ausserordentlich erschweren. Das nimmer ruhende Kapital wird auch diese Gegenden binnen weniger Jahre erschliessen und der Kultur zugänglich machen. Englische und belgische Geldleute haben schon seit einigen Jahren ihr Augenmerk auf diesen Minendistrikt gerichtet. Nur in Deutschland schenkt man dem zukunftsreichen Gebiet vorläufig keine Aufmerksamkeit.

*) Sprich: Chinchilja.

XIV. KAPITEL.

Ein Blick aus der Vogelperspektive.

»Buntes Allerlei« habe ich diese Blätter genannt. Sie machen keinerlei Anspruch darauf, ein erschöpfendes und völlig abgerundetes Bild Argentiniens zu geben. Dagegen sollen sie Streiflichter auf Land und Leute eines Staatengebildes werfen, an dessen gedeihlicher Entwicklung unsere germanische Rasse ein grosses Interesse hat. Man möge es mir deshalb auch zugute halten, wenn ich in den nun folgenden Abschnitten notgedrungen einiges trockene statistische Material heranziehe, zum Besten des Ganzen, denn nur auf diese Weise wird mein »Buntes Allerlei« in festem Rahmen greifbare und übersichtliche Gestaltung annehmen.

Handel und Verkehr.

Keine bessere Einleitung könnte ich für dies Kapitel finden, als einen kürzlich erschienenen Artikel des »Argentinischen Wochenblatts«, welcher die Entwicklung der argentinischen Verkehrsverhältnisse behandelt, und den ich in folgendem auszugsweise wiedergebe:

»Fünfzig Jahre sind verflossen, seit bei der Regierung in Buenos Aires eine Forderung eingereicht wurde, welche die Konstruktion des ersten Schienenweges Argentiniens zum Ziele hatte, und zwar waren es fast sämtlich Landessöhne, die sich um jene Konzession bewarben. Die Bahn sollte sich in westlicher Richtung von Buenos Aires entfernen und 2,5 bis 3 Kilometer lang sein. Die Bahnbauidee rief unter den Bewohnern der Strassen, in welchen die Schienen gelegt werden sollten, lebhaften Protest hervor; man fürchtete, dass durch die Erschütterungen, welche die Züge hervorrufen würden, die Häuser zusammenstürzen könnten. Zur Erklärung dieser Befürchtung muss daran erinnert werden, dass es damals vielfach üblich war, die Häuserwände aus ungebrannten Ziegeln,

sogenannten ‚Adobes', herzustellen, welche starken Stürmen und anhaltenden Regengüssen häufig zum Opfer fielen.

Um die guten Bewohner des Buenos Aires vor 50 Jahren zufrieden zu stellen, mussten die Unternehmer ihrem Kontrakt mit der Regierung eine Klausel zufügen, dass, falls der Betrieb mit der Maschine sich als zu gefährlich erweisen sollte, die Gesellschaft sich zu verpflichten habe, die Lokomotive durch Vorspann von Zugtieren zu ersetzen!

Das Gesetz vom 12. Januar 1854 sanktionierte die Westbahn, welche unter dem Namen ‚Camino de hierro de Buenos Aires al Oeste' darauf zur Aktienbeteiligung aufforderte. Aber das Interesse für jene erste Bahn war sehr gering; um dem Unternehmen unter die Arme zu greifen, verpflichtete sich die Regierung, sich mit 25000 Pesos zu beteiligen, wenn die Schienenstränge bis Flores, heute Vorstadt von Buenos Aires, vorgedrungen seien. Die Bahn wurde mit europäischem Material gebaut und 1857 eingeweiht.

Die Szene, wie der erste Zug von seinem Probeausflug zurückkehrt, ist in feiner, künstlerischer Ausarbeitung in einem der Bronzereliefs, welche den Sockel des stattlichen Denkmals schmücken, das die Stadt Cordoba ihrem Mitbürger, dem grossen Gesetzgeber Dalmacio Velez Sarsfield gewidmet hat, plastisch dargestellt. Dieser Staatsmann war es nämlich, der sich als erster Passagier dem Zuge anvertraute, wozu die Herren von der Festkommission nicht zu bewegen waren, bis sie gesehen hatten, dass der illustre Reisende mit heiler Haut zu ihnen zurückgekehrt war. Ein unglücklicher Zufall wollte indes, dass die Prophezeiungen der Schwarzseher, welche sich von so einer Eisenbahnfahrt nichts Gutes versprachen, teilweise sich bewahrheiten sollten, bevor die Eisenbahn dem Betrieb übergeben wurde. Auf einer Reise, welche die Aktionäre unternahmen, entgleiste während der Rückfahrt auf der Hälfte der Strecke die Lokomotive, als man dem Zug etwas mehr Geschwindigkeit zumuten wollte, zerbrach einige 60 Meter Schwellen, rutschte dann den Damm hinab und fuhr sich glücklicherweise in einem grossen Graben fest. Der Pack- und der Personenwagen fielen um, wobei die Köpfe einiger Komitee-Mitglieder unsanft zusammenstiessen. Dieser Unfall schob die offizielle Einweihung für einige Zeit hinaus, welche erst am 30. August des gleichen Jahres erfolgte. Die erste Maschine, die zur Verwendung kam, wird heute im Museum von La Plata, Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, aufbewahrt.

Zehn Jahre später, als die ersten Schritte zur Einführung von Eisenbahnen in Argentinien erfolgt waren — im Jahre 1863 — wurde dann von Rosario aus, Haupthandelsstadt der Provinz Santa Fé, die zentralargentinische Bahn gebaut, welche das Inland erschloss und bewirkte, dass sich unermessliche Strecken jungfräulichen Bodens, welche bis dahin nur den Hufschlag des die einsame Pampa durchstreifenden Gauchos

gekannt hatten, in unabsehbare Weizenfelder verwandelten. Wir wollen nun zum Schluss noch einen Rückblick auf den Beginn des Tramwayverkehrs in der Hauptstadt werfen.

Dieses verhältnismässig viel unschuldigere Verkehrsmittel hat sich dieselben Anfeindungen gefallen lassen müssen wie die Bahn. Es sind jetzt 35 Jahre her, dass die damalige Nordbahn einen Tramwaybetrieb von der Retiro-Station nach der Plaza Victoria (heute Plaza Mayo) einrichtete. Gegen die Bewilligung jener Konzession sträubte sich Presse und Publikum mit Händen und Füssen. Die harmlosen Klepperkarren erschienen den Bonaerensern damals gerade so gefährlich, wie ihnen heute die ‚Elektrischen' vorkommen, und als die Regierung trotz der Gegenpetition die Zirkulation gestattete, musste dem Pferdebahnwagen anfangs jedesmal in einer Entfernung von 20 Schritt ein ‚Herold' voraufreiten, welcher die Passanten durch Hornstösse auf das Herannahen des furchtbaren Vehikels aufmerksam machte! Die Antipathie gegen das neue Beförderungsmittel wurde noch durch die seltsame Annahme verschärft, dass dasselbe eine Verminderung des Bodenwertes herbeiführen würde. Zwanzig Jahre später gab es im grossen Umkreis des Zentrums der Stadt kaum noch eine Strasse, welche nicht von Pferdebahnschienen durchkreuzt war, und die Hausbesitzer in abgelegenen Vierteln verfehlen bei den Miete-Annoncen selten, darauf aufmerksam zu machen, dass der Tram dieser oder jener Gesellschaft bei dem zu vermietenden Hause vorbeifährt, um so Interessenten heranzulocken.

Den Opponenten zum Trotz vervollkommnet sich das Verkehrswesen, wie es die Anforderungen eines grossen, modernen Bevölkerungszentrums erheischen. Für partikularistische Anschauungen und Wünsche ist die grosse argentinische Metropole kein Arbeitsfeld.«

Soweit die interessanten Ausführungen des genannten Blattes. Und heute? Tempora mutantur. Die Tramwaylinien von Buenos Aires sind jetzt schon weiter ausgedehnt als die von Berlin. Der Pferdebahnverkehr wird immer mehr durch den elektrischen Betrieb zurückgedrängt, und schon befahren die Strassen grosse Automobil-Omnibusse. Das Eisenbahnnetz Argentiniens dehnt sich auf die ungeheure Strecke von über 17000 km aus, mit einem Kapitalwert von 2 153 353 916 Mk. Diese Bahnen befördern jährlich etwa 19 788 479 Passagiere, sowie 14 544 389 t Frachtgut. Die Telegraphenlinien dehnen sich auf etwa 47750 km aus; 34 grosse Bahnlinien mit einer grossen Anzahl Verzweigungen durchkreuzen das Gebiet der argentinischen Republik in allen Richtungen. Neuerdings baut man an einer Verbindungsbahn mit Bolivien, und auch eine Anzahl Schmalspurbahnen haben ihre Konzession zum Bau erhalten. Ein wahrhaft grossartiges Verkehrsnetz, dessen Kapitaleinlage meist in englischen Händen liegt.

21 873 Dampfer mit 11 406 844 Tonneninhalt vermitteln den Auslands- und Binnenverkehr, und dazu kommen noch 19 788 497 Segler, deren Tonneninhalt 1 521 588 beträgt. Das sind also im ganzen 48 931 Schiffe mit 12 928 432 Tonneninhalt! Fürwahr ein gewaltiger Schiffsverkehr, wenn man bedenkt, dass Argentinien bei 2 950 120 Quadratkilometer Bodenoberfläche nur 5 026 913 Einwohner hat. Dafür sorgen aber auch Ackerbau und Viehzucht für einen immer mehr ansteigenden Handelsbetrieb.

Können sich Brasilien und Chile, die nach Argentinien zunächst für europäische Auswanderung in Betracht kommenden Länder, auch nur entfernt mit diesem mächtig aufstrebenden modernen Staate messen? Die Antwort überlasse ich dem denkenden Leser, da es zu weit führen würde, vergleichende Ziffern heranzuziehen; ein Blick auf die Karte genügt, um den enormen Unterschied sofort zu erkennen. Statistische Zahlenwerte sind eben stets die beste und wahrheitsgemässeste Propaganda für ein junges, aufstrebendes Land.

Um einen Begriff von der mächtigen Produktion Argentiniens zu geben, mögen folgende Zahlen dienen: Argentinien exportierte im Jahre 1902:

Rinder	118 303,
Schafe	122 501,
Pferde	16 008,
Maultiere	54 928,
Gefrorenes Fleisch	150 091 Tonnen,
Häute, verschiedene	521 129 Tonnen,
Wolle	197 936 Tonnen, (mehr als der 4. Teil der Weltproduktion),
Salzfleisch	22 304 Tonnen,
Büchsenfleisch	1 644 Tonnen,
Butter	4 121 000 Kilogramm,
Leinsamen	340 937 Tonnen,
Mais	1 192 829 Tonnen,
Getreide	644 908 Tonnen,
Alfalfa (ewiger Klee)	98 166 Tonnen,
Zucker	41 694 Tonnen,
Mehl	39 040 Tonnen,
Quebracho	245 723 Tonnen,
Silber	25 000 Kilogramm,
Kupfer	488 460 Kilogramm,
Blei	131 917 Kilogramm.

Der Gesamtexport Argentiniens betrug für das Jahr 1902 717 946 908 Mark, bei einem Import von 412 157 024 Mark. Im Jahre

1903 hat sich namentlich der Getreideexport sehr vermehrt. An Leinsamen gelangte eine halbe Million Tonnen zur Ausfuhr, während die Butterausfuhr auf etwa 6 650 000 Kilogramm gestiegen ist.

Auch betreffs Flussregulierung und Hafenbau haben wir erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Der Hafen der zweitgrössten Stadt Argentiniens am Paranáfluss, Rosarios, ist im Bau begriffen. Ebenso soll die Hauptstadt der Provinz Santa Fé einen Hafen bekommen. Der Kriegshafen von Bahia Blanca, an der Südküste, wird zum Handelshafen eingerichtet werden. Hierdurch werden die Häfen von Buenos Aires, La Plata und Rosario bedeutend entlastet, da in Zukunft ein grosser Teil des Verkehrs nach Süden abgelenkt wird. Diese voraussichtliche Dezentralisation wird im übrigen für das Land ein wahrer Segen sein, da sich heute noch Handel und Verkehr in den grossen Städten des Landes, Buenos Aires, La Plata und Rosario, allzusehr zusammendrängen. Kurzum . . Argentinien schreitet von Jahr zu Jahr mit Riesenschritten vorwärts. Nur unser deutsches Kapital hegt noch immer ein völlig unbegründetes Misstrauen, wenn es sich um gewinnbringende Unternehmungen in diesem reichen Lande handelt. Und mittlerweile schöpfen die Engländer den Rahm von der Milch . . .

Viehzucht.

Sämtliche Haustiere, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, sind von den Spaniern in Südamerika eingeführt worden. Im Anfang ohne Pflege, vermehrten sich namentlich Rinder und Pferde in unglaublicher Weise. Auf der weiten, mit herrlichem Graswuchs bestandenen Pampa fanden sie günstige Lebensbedingungen in ausreichendem Masse. Die Pferde verwilderten teilweise, und es ist noch nicht so lange her, dass die Gauchos im Süden, mit Lasso und Boleadoras ausgerüstet, diesen wilden Herden nachstellten.

Allmählich änderten sich die Verhältnisse. Grosse, viele Quadratmeilen ausgedehnte Estancias mit extensivem Betrieb traten an die Stelle eines ungeordneten Kommunismus. Auf diesen weiten Flächen herrschte der Gaucho als alleiniger Gebieter. Ihm waren die nach Tausenden von Köpfen zählenden Herden anvertraut; zu Pferde durchstreifte er die Pampa, trieb das Vieh zusammen, sorgte dafür, so gut es eben ging, dass bei Trockenheit kein Wassermangel eintrat, und wenn dann sich der Winter seinem Ende zuneigte, wurde sämtliches Jungvieh zusammengetrieben und ihm die Marke des Besitzers aufgebrannt.

Damals, als man noch an keinen Export dachte und der Konsum im Lande äusserst gering war, hatte das Vieh wenig Wert. Der Reisende fand auf den Estancias Fleisch in Hülle und Fülle vor. War gerade ein

Rind geschlachtet worden, so schnitt er sich das erste, beste Stück herunter. Hing kein Fleisch in der »Ramada«,*) dann musste er sehen, wie er ein Schaf zu fassen und zu schlachten bekam; nur das Fell hatte einigen Wert, und dies lieferte er dann auf der Estancia ab. Die Nahrung der Gauchos war Fleisch und wieder Fleisch, als Abwechslung diente höchstens hin und wieder die harte Galléta**) oder ein in Fett gebratener Pfannkuchen aus Fariñamehl. Dazu wurde dann Paraguaytee aus dem bekannten Mátegefäss geschlürft. Der Gaucho hatte in jener Zeit nicht



Landeszucht: Vollblut.

das Bedürfnis regelmässiger Mahlzeiten. Ein Kind der Natur, vertilgt er heute ungeheure Mengen Fleisch, um am folgenden Tage vielleicht bei angestrengter Arbeit sich mit seinem Paraguaytee zu begnügen.

Nach und nach änderten sich diese primitiven Verhältnisse. Der Konsum an Fleisch in den grossen Städten, namentlich in Buenos Aires, wuchs von Tag zu Tag; man fing an, neben den Häuten auch Trocken- und Salzfleisch zu exportieren; dann begann der Export von lebendem Vieh, und in neuester Zeit hat die Ausfuhr von gefrorenem Fleisch einen grossartigen Aufschwung zu verzeichnen. Hand in Hand mit der Auf-

*) Primitive, notdürftig vor Regen geschützte Vorratskammer.

**) Sprich: Galjéta; zwiebackartiges Brot.



Landeszucht: Hackney.

besserung der Preise ging denn auch eine allmähliche Kreuzung und Verfeinerung der Rasse. Zuerst wendete man der Schafzucht besondere Aufmerksamkeit zu; später folgte dann die Verfeinerung der Pferde- und Rinderzucht durch importierte männliche und weibliche Tiere mancherlei Rassen. Auf denjenigen Estancias, welche heute feines Vieh züchten, kann von einem extensiven Betrieb nicht mehr die Rede sein; dieser hat sich nach den noch wenig mit der Kultur in Berührung gekommenen Gegenden zurückgezogen, wo der Mangel an leichten Verbindungen keine spekulative verfeinerte Zucht lohnt. Dorthin hat sich auch der Gaucho in seiner ursprünglichen Gestalt zurückgezogen; auf den Gütern mit mehr oder weniger intensivem Zuchtbetrieb ist an seine Stelle der Viehwärter, häufig ein Ausländer, getreten.

Den ungeheuren Viehbestand Argentiniens illustrieren am besten folgende Ziffern:

Schafe	120 000 000	Stück,
Rinder	30 000 000	Stück,
Pferde	5 600 000	Stück,
Ziegen	3 000 000	Stück,
Schweine	800 000	Stück.

Das Weideland spielt bezüglich seiner Güte in vielen Nuancen, doch kann man es der Hauptsache nach in zwei extreme Kategorien einteilen: Bodenarten, die mit hartem Pampagras bedeckt sind, und Weiden, auf denen zarte Gramineen üppig gedeihen.

Die harten Pampagräser, das sogenannte »pasto fuerte«, bedecken den Erdboden nicht gleichmässig, sondern bilden in grösseren oder



Landeszucht: Anglo-Normanne.

kleineren Abständen steil in die Höhe strebende Büschel. Nach und nach, durch den Tritt der Tiere und unter Einwirkung der chemischen Veränderung des immer wieder gedüngten Bodens, sprossen zwischen diesen rauhen Gräsern zarte Gramineen empor. Erst vereinzelt und schüchtern, dann grössere grüne Flecke bildend, verdrängt dieses »pasto tierno« allmählich das Pampagras. Eine Distelart, die »cardo asnal«,

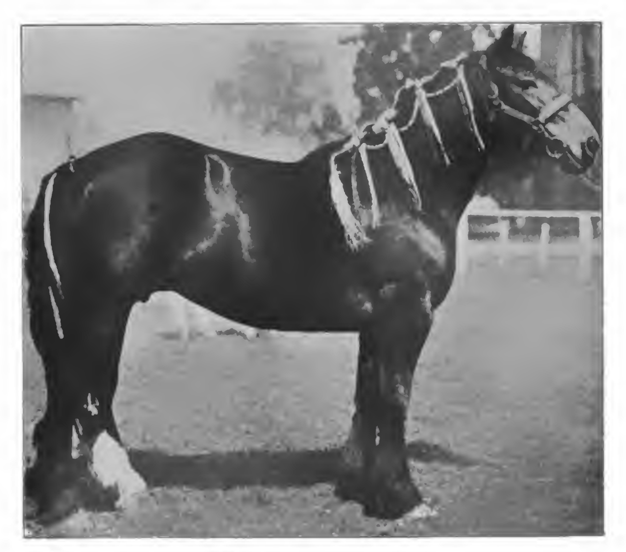


Landeszucht: Percheron.

sprosst dann vereinzelt an höher gelegenen Stellen, als erstes und sicheres Vorzeichen, dass der Boden in die Periode der stufenweisen Veränderung getreten ist. Nur dort, wo jahrelanger, starker Weidebetrieb dem Boden stets von neuem zahlreiche Nahrung zugeführt hat, macht sich dieser dem Besitzer äusserst willkommene Wechsel bemerkbar; kann er doch auf dem mit feinen Gramineen bestandenen Weideland häufig eine doppelt und dreifach so grosse Kopfzahl Tiere halten, wie vordem auf der weniger ergiebigen Pampa.

Wie schon gesagt, vollzieht sich dieser Wandel äusserst langsam. Häufig ist es auch möglich, durch Ansäen von Alfalfa in kurzer Zeit die Pampa in ergiebiges Weideland umzuwandeln; jedoch eignen sich nicht alle Bodenarten zum erfolgreichen Anbau dieses Klees.

Auf den vorzüglichen Weiden im Norden der Provinz Buenos Aires, sowie in der Umgebung der Hauptstadt, kann der Viehzüchter das ganze



Landeszucht: Alysdale.

Jahr hindurch pro Hektar etwa 12 Schafe und 2 Rinder ernähren. Der milde Winter erfordert keine Stallhaltung.

Wie schon erwähnt, wendet man einer geeigneten Kreuzung grosse Sorgfalt zu. Im Jahre 1825 wurde die erste Merinoherde in Argentinien eingeführt. Seit dieser Zeit haben die Estanciabesitzer der Schafzucht besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und heute kommen die sogenannten Landschafe nur noch in den Provinzen des Innern in kleinen Mengen vor. Ueberall, wo man Schafe in grossem Betrieb züchtet, bestehen

Herden von Rambouillet, Lincoln, Leicester, Negretti, Southdown, Oxfordshire usw. Hauptsächlich die mit Gramineen mannigfacher Art bewachsenen (pasto tierno) Weiden eignen sich für Schafzucht; doch kommen auch einige weniger anspruchsvolle Rassen gut auf mit hartem Pampagras bestandenen Bodenflächen fort, wie zum Beispiel die Lincoln- und Southdownschafe.

Die Schafe werden meist in Herden von 1000 bis 2000 Stück einem Pfleger anvertraut, der einen bestimmten Teil des Gutes zur Weide zugewiesen erhält. Diese Schäfer haben ihre eigene einfache Wohnung, an die der sogenannte Corral, ein grosser Fenz, stösst, in dem die Tiere bei Nacht untergebracht werden. Diese Leute arbeiten entweder bei festem Gehalt oder auf Anteil. Im Frühjahr findet dann die grosse Schur statt, zu welcher stets fremde Arbeiter hinzugezogen werden.



Bullenstall einer Estancia.

Neuerdings verwendet man viele Sorgfalt auf die Zucht von Fleischrassen, da sowohl der Export von lebenden Tieren, als auch von gefrorenem Fleisch einen guten Gewinn abwirft.

Auch die Rinderrasse Argentiniens ist durch ständige Zuführung besseren Blutes im Laufe der Jahre sehr vervollkommnet worden. Wir finden da Reinblut sowie Kreuzungen von Holländer und Schweizer Milchvieh, Hereford, Charolaise, Devon und vor allem Durham, da man hauptsächlich Gewicht auf Fleischproduktion legt. Der grosse Aufschwung, welchen die Butter- und Käsefabrikation in den letzten Jahren zu verzeichnen hat, wird sicherlich auch eine intensivere Zucht von Milchvieh zur Folge haben.

Der Pferdezucht in Argentinien ist es bisher nicht beschieden gewesen, sich den ausländischen Markt zu erobern. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, dass dieser Produktionszweig einer grossen Zukunft entgegengeht. In einem andern Kapitel habe ich schon auf die hauptsächlichen Gründe, welche einem gewinnbringenden Export im Wege

stehen, hingewiesen: Es sind dies hauptsächlich das Fehlen einer einheitlichen Zuchtrichtung, sowie die entstellende Feuermarke.

In Argentinien kommt beinahe auf jeden Einwohner ein Pferd. Das Land steht in bezug auf seine Zucht an dritter Stelle, mit einer Produktion von 5 000 000 Köpfen. An reinen Rassepferden besitzt Argentinien etwa 14 000 Tiere, während die aus Kreuzung hervorgegangenen Pferde 500000 betragen. Das sind hohe Ziffern. Aber gerade die grosse Varietät der Rassen verhindert das Festlegen eines geeigneten Typs für den Export. In buntem Gemisch, obgleich in getrennter Aufzucht, finden wir da englisch Vollblut, Hackney, Cleveland, Trakehner, Alysdale, Normannen, Percherons,



Landeszucht: Durham.

Morgan, Suffolk-Punch, Oldenburger, Norfolk, Araber, Shire, Yorkshire, Mecklenburger, Andalusier, Orloff, Berber und andere Rassen.

Der kleinen argentinischen Stute, mit ihrem nervösen Temperament, ihrer Ausdauer und frugalen Lebensweise, hat man auf diese Weise eine Anzahl Konvenienzen aufgezwungen, die in den meisten Fällen einer harmonischen Körperentwicklung direkt im Wege standen. Wie bei allen derartigen Bündnissen, war denn auch das geschlechtliche Produkt meist minderwertig und entsprach in keiner Weise dem Aufwand an Kosten, die durch Einführung teuerer europäischer Hengste entstanden. Es fehlte eben von vornherein an der nötigen Zuchtwahl. Man glaubte, durch Zuweisung eines guten Vaters die heterogenen Eigenschaften der Mutter ausgleichen zu können, und das war ein grosser Irrtum. Die üblen Folgen

12*

blieben nicht aus, und so mancher Züchter sah sich im Verlauf der Jahre grausam in seinen Hoffnungen getäuscht.

Man pflegte und hätschelte die Hengste; dagegen wurden die Stuten schlecht ausgesucht, da man eben alles vom Einfluss des edeln Vaterblutes erwartete. Die Nachzucht wird überdies häufig vernachlässigt. Das junge Tier erhält nur die unter Umständen dürftige Weidenahrung der Mutter, ohne dass man auf sein durch das hinzugekommene Blut verhältnismässig gesteigertes Nahrungsbedürfnis Rücksicht nimmt. Hierzu kommt, dass die jungen Tiere in völliger Freiheit aufwachsen. Will man



Landeszucht: Hereford.

sie dann später zum Export vorbereiten, so »bricht man sie ein«, gewaltsam, statt sie bei Zeiten und allmählich zu zähmen.

Alle diese Umstände sind einem erfolgreichen Export hinderlich. Der europäische Käufer verlangt vor allem ein zahmes und zur sofortigen Arbeitsleistung geeignetes Tier. Dann stösst sich auch sein Empfinden an der entstellenden Marke. Ausserdem sind die Pferde bei der Einschiffung häufig nicht an Stallfutterung gewöhnt, magern deshalb während der Seefahrt ab und präsentieren sich nachher auf dem ausländischen Markt in minderwertigem Zustand. Infolgedessen muss der mit geringem Kapital arbeitende Exporteur meist schlimme Erfahrungen machen. Er gibt das Geschäft gewöhnlich nach einigen misslungenen Versuchen auf, und der Ruf des argentinischen Pferdes hat einmal wieder auf dem ausländischen Markt gelitten.

Trotz all dieser Missstände ist der Export von argentinischen Arbeits- und Wagenpferden ein vorzügliches Geschäft, nur muss Methode und Kapital Hand in Hand gehen, um ein günstiges Resultat zu erzielen.



Landeszucht: Vollblut-Durhams.

Einer kapitalkräftigen Gesellschaft würde es äusserst leicht sein, in Argentinien den gerade gewünschten Typ zusammenzukaufen, die Pferde nachher dort während einiger Wochen auf eigenem Grund und Boden in jeder Weise zum Export vorzubereiten, und so dem ausländischen Markt ein mundgerechtes Produkt zuzuführen.



Landeszucht: Holländer Kühe auf der Weide.

Die Pferde sind so billig in Argentinien, dass etwa aufgewandte Kosten sich mit Zinsen und Zinseszinsen bezahlt machen. Ein gut präpariertes, zahmes Pferd, ein Halbblut-Wagenpferd zum Beispiel, welches

im Grossankauf in Argentinien etwa 60 bis 80 Mark kostet, muss entschieden in Europa gewinnbringend abgesetzt werden. Auch schwere Karrenpferde, sowie dreiviertel-englisches Vollblut, sind zum selben Preis anzukaufen. Es fehlt eben nur an einem zielbewussten und kapitalkräftigen Unternehmen, um wirklich brillante Erfolge zu erzielen.

Die Angewöhnung des argentinischen Weidepferdes an Körnerfutter geht stets in einigen vier Wochen vor sich, und das Futter ist im Lande selbst äusserst billig. Wenn man freilich, wie es seinerzeit die englischen Remontekommissionen taten, von der Stelle weg Weidepferde einkauft, verschifft und dann von diesen in Südafrika anlangenden, durch Seereise und ungewohnte Nahrung abgemagerten Tieren verlangt, dass sie bei Trockenheu und ihnen unbekanntem Körnerfutter den Strapazen eines



Landeszucht: Rambouillet-Böcke.

Feldzuges gewachsen sein sollen — dann kann man sich nicht wundern, dass sie in keiner Weise den Erwartungen der Heeresverwaltung entsprechen. Ausserdem sind bei Ankauf der damals nach Südafrika exportierten Pferde grosse »Unregelmässigkeiten« (ein spezifisch amerikanisches Wort) vorgekommen. Man kaufte zu verhältnismässig hohen Preisen durchaus minderwertige Tiere, wo doch recht gute Züchtereien zur Verfügung standen.

Kolonisation.

Die Kolonisation in Argentinien begann erst im Jahre 1856 mit Gründung der ersten Ackerbaukolonie in Esperanza, Provinz Santa Fé. Diese Provinz hat sich mittlerweile in eine ungeheure Ackerbauzone verwandelt. Schon im Jahre 1870 bestanden dort 36 Kolonien, und heute beträgt deren Zahl etwa 400. Trotz mannigfacher Hindernisse entwickelten

sich diese Kolonien, wo viele Deutsche und Schweizer angesiedelt sind, zu einem blühenden Wohlstande. Damals, als deutsche und schweizerische Pioniere die ersten Ansiedlungen gründeten, zählte die Provinz nur etwa 35000 Einwohner. Einige kleine Städtchen lagen weithin über die einsame Pampa zerstreut. Im Norden war des Indianers Reich, und häufige Raubzüge dieser Wilden trugen Angst und Schrecken in die neu gegründeten Kolonien. Aber trotzdem ging es vorwärts! Schritt für Schritt drang die Zivilisation siegreich vor, wogende Weizenfelder traten an die Stelle der harten Pampagräser, und während früher das Mehl auf monatelanger beschwerlicher Fahrt von Mendoza per Ochsenkarren eingeführt



Landeszucht: Lincoln.

wurde, exportiert die Provinz es heutzutage auf den Weltmarkt. Fünfzig Jahre genügten, um diese unwirtlichen Gegenden in ein blühendes Paradies zu verwandeln.

Heute zählt Santa Fé einige 500000 Einwohner, und es hat Jahre gegeben, in denen von dort allein eine Million Tonnen Weizen ausgeführt wurden! Das Eisenross durchschneidet die Provinz in allen Richtungen, und etwa 300 grössere und kleinere Ortschaften sind an die Stelle der ehemaligen erbärmlichen, kleinen Flecken getreten.

Aber nicht nur die Provinz Santa Fé hat einen solch schnellen Aufschwung erlebt. Ueberall in der gemässigten Zone Argentiniens, in den Provinzen Buenos Aires, Cordoba, Entre Rios, Mendoza, San Luis, sowie in der Pampa Central und einem Teile Patagoniens, haben die

Ackerbaukolonien nach und nach festen Fuss gefasst. Wie ein Magnet ziehen die Bahnlinien die Kolonisation an. Der Gaucho, und mit ihm die extensive Viehzucht, weichen in entlegenere Gegenden zurück, und an die Stelle des armseligen Ranchos treten stattliche Oekonomiegebäude und freundliche, vom frischen Grün der Bäume umrahmte Kolonistenhäuser.

Dort, wo jetzt die Züge der argentinischen West- und Südbahn in raschem Flug an weit ausgedehnten Strecken kultivierten Bodens vorbeieilen, wo allerorts schmucke Städtchen und Gehöfte den Reisenden begrüssen, hauste in den siebziger Jahren noch der kriegerische Pampaindianer.



Landeszucht: Black-Faces.

Dem General Julio A. Roca blieb es vorbehalten, wie schon anderweitig erwähnt, diese räuberischen Horden mittels eines grossen Kesseltreibens einzuschliessen und unschädlich zu machen. Heute gedenkt dort in jenen Gegenden kaum mehr jemand der Zeiten, in denen das Leben der wenigen Bewohner stets an einem Faden hing, in denen die Estancias mit grossen Gräben umgeben waren und kleine Alarmkanonen rasch die Kunde von Indianereinfällen durch das Land verbreiteten.

Aber auch nach Norden hin hat der Schienenstrang fleissige Kolonistenhände angelockt, und sogar im Gran Chaco blühen und gedeihen einige, namentlich von Schweizern besiedelte, Kolonien.

Trotz dieses merkbaren Fortschrittes liegt noch eine ungeheure Bodenfläche fruchtbaren Landes brach. Allein die argentinische Regierung,

vom Privatbesitz abgesehen, besitzt folgende Strecken Landes, die von dem Einwanderer gemietet oder gekauft werden können:

Territorium	Santa Cruz	24 949 976	Hektar
»	Chubut	22 545 742	»
»	Rio Negro	15 087 470	»
»	Neuquen	6 174 158	»
»	Pampa Central	3 124 802	»
»	Feuerland	1 886 809	»

Ueber diese Ländereien verfügt die Regierung in der gemässigten Zone; im subtropischen Gebiet sind ausserdem noch vorhanden:

Territorium	Chaco	13 025 450	Hektar
»	Formosa	8 676 180	»
»	Misiones	792 000	»

Privatunternehmer sowohl wie Regierung haben in den letzten Jahren der Gründung von Kolonien erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Von Privatunternehmungen ist es namentlich die »Kolonisation Ströder«, welche bisher die besten Erfolge zu verzeichnen hatte. Auch die argentinische Regierung hat eine Anzahl Kolonien ins Leben gerufen, darunter Sampacho, Caroya, Chacabuco, Maipú, Apóstoles, Azara, Sarmiento, San Martin, Cushamén, 16. de Octubre, Nahuel Huapi, Lago Argentino usw. — im Herzen des Landes, im äussersten Süden, sowie im hohen Norden gelegen.

Leider sind es vor allem Italiener und Spanier, welche nach Argentinien strömen. Die italienische Einwanderung steht mit 36 778 Köpfen im Jahre 1902 an erster Stelle. In absteigender Reihenfolge kommen dann Spanier, Franzosen, Engländer, Oesterreicher, Schweizer, Reichsdeutsche, Belgier, Deutsch-Russen, Schweden, Norweger, Dänen, Holländer usw. Man sieht, dass die germanische Einwanderung bislang nur ein äusserst geringes Kontingent zur Kolonisation Argentiniens stellte. Anderseits ist wohl zu beachten, dass viele der eingewanderten Italiener »Sachsengänger« sind, das heisst, dass sie nach der Ernte in ihre Heimat zurückkehren. Es ist sehr zweifelhaft, ob das ziemlich minderwertige Element, welches in so grosser Masse die argentinischen Volksschichten zu durchsetzen angefangen hat, ein wünschenswerter »Kulturdünger« ist. Der Italiener geht zwar sehr rasch in dem neuen Vaterlande auf und zersetzt sich in so hohem Grade, dass schon bei der zweiten Generation das Gefühl der Zusammengehörigkeit zur alten Heimat meist verschwunden ist. Dagegen steht er als kulturelles Element zu tief, um einen wirksamen Sauerteig für die Masse der Bevölkerung abzugeben.

Wenn die germanische Einwanderung, durch kapitalkräftige und zielbewusst vorgehende Gesellschaften gestützt, sich dem schönen Argentinien zuwenden würde, hätte das Land einen grossen Vorteil davon, und auch der germanische Kolonist würde es sicherlich nicht zu bereuen haben,

seinen Wanderstab in dies von der Natur so reich gesegnete Land gesetzt zu haben. In grossen Gruppen, von der Heimat aus tatkräftig unterstützt, müsste die Einwanderung erfolgen, denn der vereinzelte Auswanderer fällt nur zu leicht spekulativen Unternehmern und Grossgrundbesitzern in die Hände, unter deren Aegide kein materieller Fortschritt möglich ist.



Plaza San Martin in Rosario (Santa Fé).

Weizen-, Mais- und Leinbau.

Der Weizenbau schreitet von Jahr zu Jahr in Argentiniens gemässigter Zone vorwärts, und das Land ist mit der Zeit ein bedeutender Faktor unter den Weizen exportierenden Gebieten geworden. Der frühere landwirtschaftliche Sachverständige der deutschen Gesandtschaft in Buenos Aires, Dr. Kaerger, welcher leider durch den Tod nur allzufrüh der Wissenschaft entrissen wurde, bestimmt die Westgrenze der Weizenzone im 64. Grad w. Lg. v. Grw., die Nordgrenze durch eine Linie, welche von Concordia über die Kolonien Helvecia, San Justo und Ceres in Santa Fé zur Schnittlinie vom 31. Grad s. Br. und 64. Grad w. Lg. verläuft. Ueber die Südgrenze lässt er sich nicht weiter aus, und sie ist vorläufig auch noch schwer zu bestimmen, da dort die Bodenverhältnisse, sowie ev. künstliche Bewässerung, von entscheidenderem Einfluss sind, als die absolute geographische Lage. Wie sehr die wissenschaftliche Forschung ohne Beihilfe der Praxis bei dergleichen Erörterungen auf schwachen Füssen steht,

zeigt die Berechnung Burmeisters, der in den siebziger Jahren die Pampa für durchaus ungeeignet zum Ackerbau erklärte, sowie diejenige Friedrichs, welcher noch im Jahre 1884 die Provinz Cordoba als nicht geeignet für den Weizenbau hielt. In letzterer Provinz sind heute 766 362 Hektar mit Weizen angebaut. Man muss sich also in der Kultur noch nicht erschlossener Länder sehr vor übereilten Schlussfolgerungen hüten.

Unter den bisher angestellten Berechnungen verdienen entschieden diejenigen Kaergers am meisten Beachtung. Dieser landeskundige Gelehrte gibt als zum Weizenbau geeignete Bodenfläche 697 612 Quadratkilometer an, eine Summe, von der wohl ein gewisser Prozentsatz für untaugliches Gelände abzuziehen ist. Es ist ausser allem Zweifel, dass Argentinien sich mit der Zeit, wenn auch nicht an die Spitze der Weizenproduktion, so doch wohl an den dritten Platz aufschwingen wird, unter der Voraussetzung, dass eine zielgemässe Kolonisation dem Lande die nötigen Arbeitskräfte zuführt. Im Jahre 1902—1903 weist die offizielle Statistik folgende Anbauflächen mit Weizen nach:

Provinz	Buenos Aires	1 315 431	Hektar
»	Santa Fé	1 257 628	»
»	Cordoba	766 362	»
»	Entre Rios	259 680	»
»	Corrientes	697	»
»	St. Jago del Estero	10 100	»
»	San Luis	2 574	»
»	Tucuman	2 359	»
»	Mendoza	9 668	»
»	San Juan	10 650	»
»	La Rioja	4 353	»
»	Catamarca	906	»
»	Salta	18 000	»
»	Jujuy	3 229	»
	Summa:	3 661 637	Hektar.

National-Territorium		Chaco	23	Hektar
»	»	Misiones	59	»
»	»	Formosa	39	»
»	»	Pampa Central	24 592	»
»	»	Rio Negro	179	»
»	»	Neuquen	230	»
»	»	Santa Cruz	—	
»	»	Chubut	1 648	»
»	»	Feuerland	—	
»	»	Puna de Atacama	—	(unbebaubar).
		Summa:	26 770	Hektar.

Gesamte mit Weizen angebaute Fläche: 3 688 407 Hektar.

Wir sehen, dass in der subtropischen Zone der Weizenbau gleich Null ist, während das Territorium der Pampa Central, im Süden der Republik, schon eine stattliche Anbaufläche aufweist. In Patagonien ist die Kolonisation noch zu weit im Rückstand, als dass dort ein namhafter Weizenbau möglich wäre.

Wenn wir bedenken, dass noch vor einigen dreissig Jahren die Pampa Central als völlig ungeeignet zum Weizenbau erklärt wurde, und dass schon damals, viel weiter im Süden, die Galenser im Chubutterritorium vortrefflichen Weizen ernteten, so darf uns die geringe Anbaufläche Patagoniens nicht entmutigen.

Was nun den Maisbau anlangt, so kann ich darüber schneller hinweggehen, weil dies Getreide nicht den grossen Einfluss auf den Weltmarkt ausübt. Der Mais gedeiht sowohl in dem gemässigten Klima des Landes, als auch in der subtropischen Zone vorzüglich. Sein Anbau erfordert wenig Kosten, und er ist in erster Linie als ein sehr willkommenes Hilfsfuttermittel für den Kolonisten zu betrachten. Das Maisstroh wird überdies gerne von Rindern, Pferden und Schafen gefressen, und in holzarmen Gegenden dient es als Feuerungsmaterial der Dreschmaschinen.

Die Gesamtanbaufläche dieses Getreides verteilt sich heute folgendermassen:

Provinz Buenos Aires	852 975	Hektar
» Santa Fé	548 970	»
» Cordoba	116 662	»
» Entre Rios	86 560	»
Sonstiges	190 121	»
Summa:	1 795 288	Hektar.

Der Anbau von Leinsamen hat mit der Zeit eine grosse Bedeutung in Argentinien erlangt. Sowohl in der gemässigten, als auch in der subtropischen Zone wird der Lein angebaut. Der Ertrag ist aber in höherem Grade wie der des Weizens und Maises den Witterungseinflüssen unterworfen. Spätfröste, die in Argentinien häufig eintreten, sind vor allen Dingen dem Lein verderblich. Folgende offizielle Ziffern geben einen ungefähren Anhalt der gegenwärtigen Anbaufläche:

Provinz Buenos Aires	315 073	Hektar
» Santa Fé	728 219	»
» Cordoba	170 794	»
» Entre Rios	90 144	»
Summa:	1 304 230	Hektar.

In den subtropischen Gegenden Argentiniens wird übrigens voraussichtlich der Leinbau in den nächsten Jahren einen grossen Aufschwung zu verzeichnen haben.

Alfalfa.

Der Luzernerklee, hier Alfalfa genannt, wird schon seit einigen 40 Jahren in Argentinien mit gutem Erfolg angebaut. In der ersten Zeit wurde diese Futterpflanze nur in der nächsten Umgebung der Städte gesät. Dies wurde anders, als einmal der grosse Wert der Alfalfa als Weidepflanze erkannt worden war. Heutzutage wird diese Futterpflanze als ein willkommenes Mittel betrachtet, in kurzer Zeit geeignete Pampaländereien in wertvolles Weideland umzuwandeln.

Der fette Humusboden in der Umgebung von Buenos Aires eignet sich nicht zum Anbau der Alfalfa behufs Weidebetriebs. Bei nassem Wetter wird der Erdboden dort so zusammengetreten, dass in kurzer Zeit die Anpflanzung zu Grunde geht. Dies ist wohl auch der Grund, dass man erst in den letzten Jahrzehnten, nachdem sich die intensive Viehzucht mehr nach dem Innern des Landes verbreitet hatte, diesem Futtergewächs mehr Aufmerksamkeit schenkte, indem man es auf geeigneten, lockeren Bodenarten als Weidegras ansäte. In jenen Gegenden, wo die relative klimatische Trockenheit ein natürliches Fortkommen der Alfalfa in Frage stellt, ist man mit grossem Erfolg zur künstlichen Bewässerung übergegangen.

Aber noch ein anderer Umstand trug zum vermehrten Anbau dieses Futtergewächses bei. Vom Jahre 1890 an begann ein reger Export von gepresstem Alfalfaheu nach Brasilien und andern Ländern. Namentlich Brasilien, dessen tropisches Klima den Anbau dieses Futtergewächses nicht erlaubt, ist bis jetzt ein treuer Abnehmer Argentiniens geblieben, und infolgedessen hat der Alfalfabau im Lande eine stete Vermehrung zu verzeichnen gehabt.

Auch für den Kolonisten hat diese Kleeart eine grosse Bedeutung. Der Verkauf von unkrautreinem Alfalfasamen ist ein vorzügliches Geschäft, und auf den älteren Kolonien, wo der durch lange Jahre hin fortgesetzte Raubbau den Boden einigermassen erschöpft hat, bietet dieses Gewächs die Möglichkeit einer allmählichen Aufbesserung des Bodens, während der Bauer gleichzeitig auf eine gewinnbringende Nebeneinnahme, den Ertrag aus Milch-, Butter- und Käsewirtschaft, hingewiesen wird. Wenn der Kolonist einen Teil des erschöpften Bodens zur Weidewirtschaft mit ewigem Klee bebaut, so erholt sich das Land meist im Verlauf mehrerer Jahre, und die durch den einseitigen, durch viele Jahre hindurch fortgesetzten Weizenbau beraubte Erde kann ihre Bodenbestandteile wieder im richtigen Mass regulieren. An Stalldüngung kann der Kolonist bei den heutigen Anbauverhältnissen unmöglich herantreten; so bietet ihm denn der Futterbau, vereint mit Weidebetrieb, das einzige Mittel, der partiellen Erschöpfung des Bodens an Nährstoffen entgegen zu arbeiten.

Augenblicklich ist etwa folgende Bodenfläche mit Alfalfa bestellt:

Provinz	Cordoba	300 000	Hektar
»	Santa Fé	250 000	»
»	Buenos Aires	200 000	»
»	Mendoza	100 000	»
»	San Juan	60 000	»
»	Entre Rios	18 000	»
»	Salta	16 000	»
»	San Luis	14 000	»
»	Catamarca	9 000	»
»	La Rioja	7 000	»
	Summa:	974 000	Hektar

In der Provinz Buenos Aires verlegt man sich hauptsächlich auf die Produktion von Trockenheu. Dagegen wird in den andern Provinzen die Alfalfa vor allem als Weidefutter ausgenützt. Im Jahre 1902 wurden etwa 100 000 Tonnen Alfalfa ausgeführt. Es waren namentlich Brasilien, England und Südafrika, die grössere Mengen dieses Trockenheus bezogen. Der Platzwert in Mark betrug etwa 4 Millionen. Diese Summe kann jedoch für den Export nicht als massgebend angesehen werden. Im Lande selbst wird eine grosse Menge Trockenheu verbraucht, so dass man den Export etwa auf 3 Millionen Mark einschätzen darf. Immerhin noch eine bedeutende Summe.

Weinbau.

Schon im 16. Jahrhundert pflanzten die Spanier heimatliche Reben am La Plata, in Chile und Peru an. Auch die Jesuiten hatten im Anfange des 18. Jahrhunderts im Misionesterritorium die Rebe angepflanzt und Wein geerntet. Wie dessen Qualität beschaffen war, ist uns nicht überliefert worden; jedoch darf man wohl annehmen, dass dieser Wein, ebenso wie jener der subtropischen Gegenden Brasiliens, auch einem recht bescheidenen Gaumen einen ziemlich zweifelhaften Genuss bot. Die Spanier fanden in Peru und Mexiko eine Art wilde Traube, mit kleinen, sauern, schwarzen Beeren vor. Die Indianer kannten jedoch in diesen Gegenden die Weinbereitung nicht, und die Eroberer zogen es vor, die heimatliche Rebe einzuführen. Schon im Jahre 1549 finden sich in den Tälern Perus kleinere Weinpflanzungen vor; später, um das Jahr 1590 herum, wird die Rebe auch in Chile angebaut. Die Ueberlieferung teilt mit, dass die ersten Pflanzungen in Peru nicht durch Stecklinge erfolgten, sondern dass ein Spanier aus den Kernen von Rosinen eine Anzahl Pflanzen mit grosser Mühe heranzog; später wurden dann spanische Reben eingeführt.

Die ersten Trauben wurden im Jahre 1551 in Lima zu einem halben Goldpeso das Pfund bezahlt, und die ersten Pflanzungen mussten durch bewaffnete Leute gehütet werden, um Diebstahl zu vermeiden. In Buenos Aires und Umgebung legten die ersten Einwohner zahlreiche Rebgärten an. Eine Invasion von grossen Ameisen zerstörte jedoch später die meisten dieser Pflanzungen.

Durch die Weinproduktion in den Kolonien verminderte sich der Import an spanischen Weinen bedeutend; im Jahre 1595 wurde infolgedessen durch einen königlichen Befehl der Anbau verboten! So sprangen die Spanier mit ihren Kolonien um. Trotzdem scheint der Weinbau sich nach und nach weiter ausgedehnt zu haben, denn im Jahre 1618 wird der



Aus dem Gran Chaco.
Kampf zwischen Mataco- und Chiriguano-Indianern
(Arbeiter einer Zuckerplantage in Salta).

erste Wein aus San Juan und Mendoza in Buenos Aires eingeführt, nachdem schon früher Wein aus Tucuman dort auf den Markt gekommen war; 1666 hörte man auch zum erstenmale von dem Wein aus La Rioja sprechen.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts wurde Mendozawein schon in Paraguay verkauft; 1832 produzierte Mendoza etwa 1 000 000 Liter Wein. Dann kam die Zeit der Bürgerkriege, und die Weinpflanzungen in Argentinien wurden zum grossen Teil vernachlässigt und zerstört, und erst von 1852 an wurde dem Anbau wieder einige Sorgfalt zugewandt.

Der Aufschwung der Weinindustrie in Mendoza datiert vom Jahre 1881. Damals bestanden dort nur etwa 3500 mit der Landesrebe bepflanzte Hektare, und in den nun folgenden Jahren, von 1881 bis 1892, wurden in jener Provinz etwa weitere 6800 Hektar, und zwar in ihrer Mehrzahl

mit französischen Reben, angelegt. Von 1892 bis zum heutigen Tage sind ungefähr noch 12 000 Hektar angelegt worden, so dass jetzt dort einige 22 000 Hektar Rebenland unter Kultur stehen. Heute verteilt sich die Weinproduktion Argentiniens ungefähr folgendermassen:

Provinz	Mendoza	22 000	Hektar
»	San Juan	12 200	»
»	Buenos Aires	1 500	»
»	Catamarca	1 500	»
»	La Rioja	1 200	»
»	Entre Rios	1 000	»
»	Cordoba	1 000	»
»	Salta	400	»
»	San Luis	300	»
	Summa:	40 900	Hektar.



Aus dem Gran Chaco.
Die herbeigerufene Truppe greift ein.

Ausserdem wird die Rebe auch noch in andern Landesteilen in kleinem Massstabe kultiviert, jedoch sind diese Anlagen vorläufig noch nicht von Bedeutung. Argentinien keltert heute etwa 150 000 000 Liter Wein jährlich, die im Lande konsumiert werden.

Fast alle Rebenanlagen Argentiniens werden künstlich bewässert, da in den meisten der Wein produzierenden Landesteile die jährliche Regenmenge in unregelmässigen Zwischenräumen niedergeht. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass in einigen Gegenden die Rebe nicht auch ohne diese Beihilfe gedeihen kann; jedoch ist die künstliche Bewässerung ein so vorzüglicher Regulator der von der Pflanze beanspruchten Wassermenge, dass man dort, wo dieselbe möglich, nicht gerne darauf verzichtet. Eine übermässige Berieselung schädigt jedoch die Qualität des Weines.

Die Weinproduktion Argentiniens wird im Verlauf der nächsten Jahre voraussichtlich eine bedeutende Steigerung erfahren, so dass man in absehbarer Zeit an den Export herantreten muss.

Industriezweige.

Mancherlei Art sind die in Argentinien in grösserem oder geringerem Umfang betriebenen Industriezweige, zu welchen ich hier auch die Ausnutzung der Wälder zähle.

Die Zuckerindustrie hat sich hauptsächlich in der Provinz Tucuman konzentriert, wenn auch andere Landesteile, wie z. B. Salta, bedeutende Zuckerplantagen aufzuweisen haben. Von der 110 000 Hektar grossen Bodenfläche, die in Tucuman, dem Garten Argentiniens, einer mehr oder minder intensiven Kultur unterworfen ist, werden etwa 55 500 mit Zuckerrohr bestellt. Klima sowohl wie geographische Lage begünstigen hier den Anbau von Zuckerrohr, und schon im Jahre 1858 bestanden dort 24 Zuckermühlen, die jährlich etwa 700 000 kg Zucker verarbeiteten.

Vom Jahre 1876 datiert der grosse Aufschwung der Zuckerindustrie in dieser Provinz. Damals wurde die Bahn Cordoba—Tucuman dem Betrieb übergeben, und hierdurch erhielt Tucuman Verbindung mit den grösseren Städten des Landes. In jenem Jahre bestanden schon 82 grosse Plantagen, welche sich rasch vermehrten, so dass von 1880 an der Import ausländischen Zuckers nach und nach stark gefallen ist; 1890 produzierte Argentinien schon 40 000 Tonnen Zucker, und im Jahre 1902 erreichte die Produktion 126 149 Tonnen, von denen 41 694 exportiert, der Rest im Lande konsumiert wurde. Man hat berechnet, dass in der Zuckerindustrie ein Kapital von ungefähr 200 Millionen Mark angelegt ist. In den Provinzen Corrientes, Salta, Jujuy, sowie in den Nationalterritorien Formosa, Misiones und Chaco, bestehen ebenfalls einige 20 grosse Plantagen; doch drängt sich die Hauptproduktion, wie schon erwähnt, in Tucuman zusammen.

Der in den Fabriken hergestellte Zucker wird nicht raffiniert; jedoch besteht in Rosario (Santa Fé) eine grosse Raffinerie, welche ein sehr gutes Produkt herstellt. Ausländischer Zucker wird verhältnismässig wenig importiert.

Die Mehlindustrie Argentiniens hat mit der Ausdehnung des Weizenbaues im Lande Schritt gehalten. Etwa 600 Mühlen, darunter 235 mit Dampf- und 300 mit Wasserbetrieb, produzieren ein teilweise untadelhaftes Mehl. Im Jahre 1845 wurde die erste Dampfmühle und 1880 die erste Mühle mit Zylinderbetrieb eingerichtet. In Santa Fé, wo die Mühlenindustrie einen bedeutenden Faktor im ökonomischen Leben der Provinz ausmacht, sind etwa 60 Millionen Mark in diesem Betriebszweig angelegt. Auch Buenos Aires, Cordoba sowie Entre Rios besitzen

bedeutende Mühlenbetriebe. Der heutige Durchschnitt der Produktion beträgt etwa 27 000 000 kg. Der Hauptexport fliesst nach Brasilien ab.

Quebracho. Etwa 1 400 000 Quadratkilometer beträgt das Waldgebiet Argentiniens, im Zentrum, Westen, Süden und Norden der Republik. Mannigfaltige Holzarten werden da ausgebeutet; doch keine reicht an die Bedeutung des Quebracho heran, und daher wollen wir uns etwas näher mit diesem tanninhaltigen Baum beschäftigen, dessen Ausfuhr, sowohl in Form von Extrakt, als auch in Blöcken, in den letzten Jahren ausserordentlich zugenommen hat. Im Jahre 1902 wurden aus Argentinien etwa 250 000 Tonnen Quebrachoholz exportiert, während 1889 die Ausfuhr sich nur auf etwa 10 000 Tonnen belief. In 14 Jahren hat sich diese Industrie zu einem bedeutenden Faktor des Weltmarktes entwickelt.

Im Jahre 1883 erregte in Bremen eine Kollektion argentinischer Hölzer, darunter zwei Quebrachoarten, blanco (weisser) und colorado (roter), grosse Aufmerksamkeit. Letzterer hatte einen Tanningehalt von 22%. Hierdurch wurde wohl hauptsächlich die Aufmerksamkeit in Deutschland auf einen Gerbstoff gelenkt, der im Lauf weniger Jahre eine völlige Umwälzung auf dem Gebiet der Gerberei hervorgebracht hat. Deutschem Unternehmungsgeist ist es zu verdanken, dass heutzutage Hamburg der Hauptmarktplatz des Quebracho für den Welthandel geworden ist. Von dort aus geht sowohl Extrakt, als auch Quebrachoholz nach allen Weltrichtungen. Europa, Australien, Nordamerika, Asien und Afrika beziehen von Hamburg diesen kostbaren Gerbstoff.

Im Jahre 1893 wurde die erste Quebrachofabrik in der Provinz Corrientes etabliert, zum Zweck der Extraktgewinnung. Bald darauf wurde eine zweite Fabrik, ebenfalls, wie die erste, mit deutschem Kapital, im Chaco gegründet, an der Bahnlinie Santa Fé—Reconquista, der in kurzer Zeit eine dritte Fabrik, zwischen Las Toscas und Florencia, nachfolgte. Deutsche Firmen haben in diesem Exportzweig eine Art Monopol ausgeübt. Aber unser englischer Bruder, der ein waches Auge auf alle gewinnbringenden Unternehmungen hat, rafft sich auch in diesem Zweige neuerdings zur Konkurrenz auf. Im Territorium Formosa hat eine englische Gesellschaft kürzlich 75 Quadratleguas Land auf zehn Jahre behufs Quebrachoausbeutung gepachtet, und auch sonst im Chaco regt sich englischer Unternehmungsgeist. Hoffentlich wird sich das deutsche Kapital nicht verdrängen lassen.

Auch zu Bahnschwellen sowie zu Balken wird der Quebrachobaum ausgeführt; doch liegt die Zukunft dieses Exportartikels unstreitig in dem hohen Tanningehalt der Holzart.

Bergbau. Dieser Industriezweig Argentiniens hat erst in letzter Zeit einen kräftigen Antrieb erhalten. Hauptsächlich in der Provinz La

Rioja, dann auch in Salta, Jujuy, San Juan und Catamarca arbeiten in neuerer Zeit kapitalkräftige Gesellschaften.

Aber auch in andern Gegenden werden Minen abgebaut. Um einen allgemeinen Ueberblick über die bisher bekannten Mineralreichtümer Argentiniens zu geben, füge ich folgende Tabelle bei, die übrigens durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt:

	Gold	Silber	Zinn	Kupfer	Blei	Wolfram	Kohle	Borax	Roter Marmor
La Rioja	»	»	»	»	»		»		
Catamarca	»	»	»	»	»				
Jujuy	»	»		»	»				
San Juan	»		»				»		
Salta	»	»		»			»		
Cordoba (Süd)	»	»		»	»				
San Luis	»	»		»	»	»			»
Mendoza	»		»				»		
Misiones							»		
Puna de Atacama		»						»	
Neuquen	»			»	»		»		
Santa Cruz							»		

Englische, französische und belgische Kapitalisten haben in erster Linie ihr Augenmerk auf den Minenreichtum Argentiniens geworfen, doch auch argentinisches Kapital beteiligte sich bei der Gründung mehrerer grosser Gesellschaften. Erst der neuerliche Aufschwung dieses Zweiges wird in absehbarer Zeit eine genauere Kenntnisnahme des Mineralreichtums im Lande erleichtern, da allerorts Mineningenieure bei Durchforschung bisher wenig beachteter Distrikte tätig sind.

Hiermit wären im grossen und ganzen die wichtigsten industriellen Zweige erwähnt, wenn wir von den grossen Bierbrauereien absehen, auf die schon an anderer Stelle aufmerksam gemacht wurde. Die Firmen Palermo, Quilmes, Biekert, San Carlos und so manche andere haben allerwärts im Lande einen guten Klang!

XV. KAPITEL.

Argentinien, ein Zukunftsland germanischer Einwanderung.

Die Welt ist verteilt, und Deutschland ist hierbei zu spät gekommen. Dies ist nun einmal eine unumstössliche Tatsache, an der sich nicht rütteln lässt, und deren Ursachen allgemein bekannt sind. Was Deutschland in den letzten Jahrzehnten an überseeischen Kolonien erworben hat, kann wohl teilweise mit der Zeit durch Plantagenbau und auch durch Weidebetrieb in gewissen Gegenden nutzbar gemacht werden; dem deutschen Ackerbauer bieten unsere Kolonien jedoch kein Heim, denn sie sind kein Arbeitsfeld für den Sohn germanischer Rasse.

Um zu blühen und zu gedeihen in ursprünglicher Kraft und Art, unter Bewahrung seines Volkscharakters, braucht unser Volk gemässigtes Klima, welches ihm den Anbau auf dem Weltmarkt leicht absetzbarer Rohprodukte gestattet. Ackerbau und Viehzucht, von dem Germanen in einer der heimatlichen Art ähnlichen Betriebsweise fortgeführt, sind aber auf ganz bestimmte Länder beschränkt.

Während langer Jahre wandte sich der Strom germanischer Auswanderung nach Nordamerika. Dort fand der Einwanderer seiner Eigenart entsprechende Verhältnisse vor, die ihm den harmonischen Aufbau einer neuen Existenz gestatteten. Ob dieser enorme Abfluss namentlich reichsdeutscher Elemente dem alten Vaterland politisch und vor allem kommerziell zum Vorteil gereichte, ist allerdings eine andere Frage. Der Einwanderer wurde und wird dort meist vollständig von dem angelsächsischen, stammverwandten Element aufgesogen, so dass er für die alte Heimat verloren geht

Was Kanada, Australien und Südafrika anbelangt, so herrschen dort ähnliche Verhältnisse. Damit wären aber auch die dem germanischen Einwanderer zusagenden Auswanderungsgebiete, im weiteren Sinne, so ziemlich erschöpft, und es bleibt uns nur noch übrig, Brasilien, Paraguay, Chile und Argentinien, in Hinsicht auf ihre Bedingungen als erstrebenswertes Ziel germanischer Einwanderung, zu betrachten.

Es ist allgemein bekannt, dass in Südbrasilien einige 200 000 Kolonisten deutschen Ursprungs angesiedelt sind. Im Jahre 1824 wurde die erste deutsche Kolonie in der Provinz Rio Grande do Sul gegründet, und zwar in São Leopoldo. Die Pflanzenwelt in den deutschen Ansiedlungen Brasiliens unterscheidet sich ganz bedeutend von derjenigen Mittel- und Südargentiniens; sie hat vieles von den Formen und der Fülle der Tropen. Der Bauer treibt Plantagenbau, er pflanzt Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, sowie schwarze Bohnen und süsse Kartoffeln zu seinem Lebensunterhalt. Die Traube gedeiht zwar in einigen Gegenden, ist aber grossbeerig, dickhäutig, sauer, und leidet sehr durch die in ungeheurer Zahl auftretenden Wespen und Ameisen. Welche Schwierigkeiten der Anbau und Absatz tropischer Produkte, das Abholzen des Urwaldes, der stete Kampf mit dem üppig wuchernden Unkraut, die Arbeit in brennender Sonnenglut bedeutet, kann nur der ermessen, welcher Gelegenheit hatte, persönlich Einsicht in diese Verhältnisse zu nehmen.

An anderer Stelle habe ich ausserdem auf die Schwierigkeiten einer gedeihlichen Entwicklung des germanischen Elements in allzu warmen Ländern hingewiesen. Dass diese Schwierigkeiten wirklich bestehen, ersehen wir am besten aus dieser brasilianischen Kolonisation, deren Fortschritte seit etwa 80 Jahren äusserst geringe sind. Ein grosser Teil der Einwanderer ist völlig im brasilianischen Volkstum aufgegangen, und so mancher aus einer Mischehe hervorgegangene Sohn eines deutschen Vaters führt den Namen seiner brasilianischen Mutter. Das sind keine verlockenden Aussichten für eine weitere Einwanderung nach diesen Gegenden, obgleich ja viele unserer Kolonialschwärmer zähe an der Idee festhalten, gerade dorthin den Strom deutscher Auswanderung hinzulenken.

Die politischen Verhältnisse in den Südprovinzen Brasiliens sind übrigens als geradezu vorsintflutliche zu bezeichnen. Es vergeht kaum ein Jahr, ohne dass dort eine der berüchtigten Revolutionen ausbricht, die dann stets das Land in einen wüsten Schauplatz von Mord, Raub und Plünderung verwandelt. Grauenvolle Ereignisse, deren Schilderung nicht in den Rahmen dieses Buches gehört, füllen dann stets die Spalten südamerikanischer Zeitungen.

Für Paraguay gilt im allgemeinen das bezüglich Brasiliens Ausgeführte; auch dort ist nur Plantagenbau, sowie in einigen Gegenden beschränkte Viehzucht möglich. Das noch frisch in der Erinnerung haftende Förstersche Unternehmen, welches einen so unglücklichen Ausgang genommen hat, wirft ein grelles Streiflicht auf die Kolonisationsfähigkeit Paraguays.

Was nun Chile anbelangt, so sind die kolonisatorischen Bedingungen dieses Landes entschieden bessere. Schon im Jahre 1852 wurde die erste deutsche Kolonie in Puerto Montt, an der Südküste des Stillen Ozeans, gegründet. Auch in Valdivia und Osorno siedelten sich damals schon

einzelne deutsche Kolonistenfamilien an. Doch auch hier hatten die Kolonisten von Anfang an mit dem Ausroden des mächtigen Urwaldes viele Mühe und Sorge; ohne Beihilfe chilenischer Holzarbeiter wären sie damit schwerlich zustande gekommen, und dies veranlasste natürlich bedeutende Unkosten. Im übrigen ist das Klima Südchiles ein gemässigtes, wiewohl ausserordentlich regnerisches. Auch die politischen Verhältnisse kann man als geordnete bezeichnen. Doch welcher Unterschied zwischen dem reichen, an den Atlantischen Ozean grenzenden Argentinien mit seiner kurzen, bequemen Schiffahrtsverbindung nach Europa, den grossen, unermesslichen, mit fetter, tiefgründiger Erdkrume ausgestatteten Pampas — und anderseits dem eng sich an die Küste des Stillen Ozeans anschmiegenden Chile!

Hier bequemer Verkehr, ein ausgedehntes Eisenbahnnetz, schiffbare grosse Ströme, gute Ueberseeverbindung, leicht bebaubares Ackerland, fettes Weideland in ungeheurer Ausdehnung, auf dem Millionen Kühe, Schafe und Pferde weiden. Dort ein vorläufig noch beschränktes Bahnnetz, ein weiter, beschwerlicher Schiffsverkehr nach Europa, mächtiger Urwald, wo noch Land zur Kolonisation vorhanden, welche ohnehin auf ganz bestimmte, im Vergleich zu argentinischen Verhältnissen sehr beschränkte Gebiete angewiesen ist. Da fällt denn die Wagschale tief zu Gunsten Argentiniens, wenn man an eine Kolonisation in grösserem Stil denkt!

Ausserdem ist wohl zu beachten, dass nach Vollendung des Panama-Kanals dem chilenischen Süden ein starker ökonomischer Rückschlag bevorsteht, eine Tatsache, die zu nahe liegt, um einer genaueren Ausführung zu bedürfen.

Hierzu kommt noch ein gewichtiger Faktor, der häufig bei unsern Kolonisationsbestrebungen ausser acht gelassen wird. Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Argentinien hat mit der Zeit eine solche Bedeutung erlangt, dass eine vermehrte deutsche Auswanderung nach diesem Lande behufs Befestigung und Stärkung dieser kommerziellen Beziehungen als unabweisliche Notwendigkeit erscheint, wenn sich Deutschland nicht eines schönen Tages durch den wachsenden Einfluss Nordamerikas vom argentinischen Markte abgedrängt sehen will. Die Yankees machen ganz verzweifelte Anstrengungen, um sich auf dem argentinischen Markte eine prädominierende Stellung zu erobern, und diese Anstrengungen haben ausserdem noch einen gewissen politischen Hintergrund. In Deutschlands ureigenstem Interesse liegt es aber, sich auch für die Zukunft diesen Markt offen zu halten, der ihm bei stark anwachsendem nordamerikanischen Einfluss sicherlich verloren gehen würde. Mögen Deutschlands Söhne dem gastfreien Lande zuströmen, und so neben ihrem eigenen Wohlergehen auch die wirtschaftliche Kraft des alten Vaterlandes stärken helfen!

Welche Bedeutung der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Argentinien besitzt, mögen folgende statistische Angaben andeuten: Im

Jahre 1902 exportierte Deutschland für 47 Millionen Mark nach Argentinien. Letzteres Land führte für 202 Millionen Mark Produkte nach Deutschland aus. Die Halbjahrsstatistik von 1903 ergibt, dass sich in diesem Jahre die Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien noch gehoben hat, obgleich nicht in dem Masse, in welchem sich in früheren Jahren der deutsch-argentinische Export progressiv vermehrte. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man diese Tatsache mit dem Anwachsen nordamerikanischen Handels und Einflusses in Verbindung bringt, da die Bilanz der übrigen europäischen Staaten keine namhafte Veränderung aufweist. In dieser Ansicht wird man noch bestärkt, wenn man diesen Ziffern den Bezug Deutschlands an argentinischen Erzeugnissen entgegenstellt. Letzterer hat sich bedeutend gehoben, und es handelt sich da meist um Produkte, die auch Nordamerika hervorbringt, also in Argentinien nicht gegen die Erzeugnisse seiner Industrie eintauschen kann.

Es würde zu weit führen, die Konsequenzen im Detail zu ziehen, deshalb stelle ich den deutsch-argentinischen Handel in zwei kurzen Tabellen auf:

1. Semester 1903:

Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien	Doppelzentner
Baumwollwaren	8,148
Eisen- und Erzwaren	405,034
Glaswaren	10,566
Holzwaren	1,706
Maschinen usw.	11,107
Kupfer- und Messerwaren	6,151
Quincailleriewaren	316
Lederwaren	477
Papierwaren	18,658
Papierstoffe	10,264
Tonwaren	2,418
Wollwaren	1,542
Seidenwaren	192
Reis	16,979
Zucker (Würfel)	11,155 (!)

Ausfuhr Argentiniens nach Deutschland	Doppelzentner
Weizen	1,556,862
Roggen	3,574
Gerste	100
Mais	264,403
Leinsaat	991,296
Oelkuchen	22,952
Raps	1,987
Kleie	447,760
Landw. Produkte	3,228,917
Wolle	581,297
Därme	2,795
Talg	7,157
Fleischextrakt	401
Hörner	2,278
Knochen	12,203
Pferdehaare	1,105
Rindshäute, gesalzene	118,416
Rindshäute, getrocknete	17,349
Pferdehäute, gesalzene	6,592
Pferdehäute, getrocknete	9,346
Kalbfelle	2,287
Ziegenfelle	132
Pelztiere	2,401
Viehzuchtprodukte	763 500
Quebrachoholz	807,150
Quebrachoextrakt	29,115
Erze	2,871

Aus diesem kurzen Ueberblick ersehen wir deutlich die hohe Bedeutung deutsch-argentinischer Handelsbeziehungen. Möge eine kräftige, nachhaltige deutsche Einwanderung diese Beziehungen festigen und stärken, zum Nutzen und Heil beider Länder!

Aber nicht nur die reichsdeutsche Einwanderung, sondern auch die im weiteren Sinne germanische ist in Argentinien hochwillkommen und findet dort alle Vorbedingungen zu gutem Fortkommen und Gedeihen. Man braucht nur einen Blick auf die blühenden Schweizerkolonien des Landes zu werfen, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Italien hat die Bedeutung Argentiniens, als Ziel für seine Emigration, längst erkannt. Die italienische Regierung fördert auf alle Weise den Abfluss auswanderungslustiger Elemente nach den Gestaden des La Plata und sorgt auch sonst in jeder Hinsicht für günstige hygienische sowie Verpflegungsbedingungen auf den Schiffen italienischer Flagge, welche den Verkehr mit Südamerika vermitteln.

Für Argentinien ist allerdings die Einwanderung der Italiener lange nicht so erwünscht, wie diejenige germanischer Elemente. Der Germane ist auf der Suche nach einer neuen Heimat, wenn er, durch die Verhältnisse gezwungen, sein altes Vaterland verlässt. Der Italiener hingegen kommt in der Mehrzahl nur zur Ernte nach Argentinien, um nach deren Beendigung sich wieder nach der »bella Italia« einzuschiffen. Bleibt er im Lande, so sucht er rasch sich ein Vermögen zu erwerben, immer mit dem vorgefassten Gedanken, wieder in die Heimat zurückzukehren.

Deshalb ist auch der Unterschied zwischen den germanischen und italienischen Kolonien Argentiniens so gross: Hier sorgfältig angebautes Land, schmucke Häuser, herrliche Obstgärten, Baum und Strauch, selbst in der waldlosen Pampa. Dort meist eine elende Lehmhütte, ein paar Zinkplatten zum Schutz gegen den Regen, und dann vielleicht noch einige schnellwachsende Weidenbäume, um etwas Schatten in der Nähe der Wohnung zu haben; grosse Flächen unter dem Pflug, aber schlecht bebautes Land.

Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb man in Argentinien dem germanischen Element den Vorzug gibt. Jedwedes planvoll und bedacht angelegte Kolonisationsunternehmen dieser Art wird stets auf die volle Unterstützung der argentinischen Regierung zählen können. Aber Argentinien schreitet fort, und allmählich bevölkern sich die weiten Pampas hält der Ackerbau allenthalben seinen Einzug. Möge sich also beizeiten die Aufmerksamkeit germanischer Kolonisation auf dieses herrliche Land richten!

REGISTER.


DEPART.
FOR
QUINTO
Rio Teuco
Rio Bermejo
HACO



